Digitized by Google

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Preservation facsimile
printed on alkaline/buffered paper
and bound by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts
2003

THE SLAVIC COLLECTION

Harvard College Library

GIFT OF

Archibald Cary Coolidge, Ph.D.
(Class of 1887.)

Received 1 July, 1895.

Vom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb-Asien“

von

Karl Emil Franzos.

Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1890.

Digitized by Google

Slav 315.1 (1)

Alle Rechte, insbesondere das der Ueberſetzung vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Digitized by Google

Zur zweiten Auflage.

Das vorliegende, im Jahre 1877 in erster Auflage ausgegebene Werk bildet, obwohl völlig selbstständig und in sich abgeschlossen, zugleich den dritten und vierten Band des Gesammtwerkes „Halb-Asien“, dessen erster und zweiter Band die Culturbilder: „Aus Halb-Asien“ (1876, dritte Auflage 1888) sind, während der fünfte und der sechste Band unter dem Specialtitel „Aus der großen Ebene“ 1888 ausgegeben wurde. Es gibt also gleichfalls Schilderungen aus dem Culturleben des Ostens und setzt sich gleichfalls aus ethnographisch-novellistischen, sozial-politischen und literarischen Bildern zusammen, nur daß hier durchweg andere Erscheinungen aus jenem sonderbaren Gemisch von Bildung und Barbarei geschildert werden, als in den beiden genannten Büchern. Mit diesen hat es übrigens auch die äußere Form und ebenso den Standpunkt gemein, welchen ich in jenem Kampfe zwischen Nacht und Licht einnehme. Es ist dies ein consequenter, durch meine innerste Ueberzeugung bestimmter Standpunkt, und darum darf ich

hoffen, daß auch dieſe Bände dem einſichtigen Prüfer als ein einheitliches Werk erſcheinen werden.

Ueber dieſen Standpunkt habe ich mich in der Einleitung zu „Aus Halb-Aſien" eingehend ausgeſprochen; auch der Schlußaufſatz des vorliegenden Buches kann darüber orientiren. Ich beſchränke mich daher, was dies Buch im Beſonderen betrifft, auf die Wiedergabe einer Stelle aus dem Vorwort zur erſten Auflage:

„Culturarbeit kann nur da glücken, wo Friede herrſcht. Darum kämpfe ich für die Gleichberechtigung der Nationalitäten und Confeſſionen jenſeits der Karpathen, darum ſtehe ich gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Ruſſen auf Kleinruſſen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall iſt, ein Gleiches thun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen ſie den Kleinruſſen, Juden und Deutſchen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil ſie geknechtet ſind, aber ich greife die Knechtſchaft an, welche die orthodoxen Juden ſelbſt den Freiſinnigen ihres Glaubens bereiten. Ich bin für den berechtigten Einfluß des deutſchen Geiſtes im Oſten, aber wo in ſeinem Namen gewaltſame Germaniſirung verſucht wurde, da geißle ich dieſe verhängnißvollen Beſtrebungen. Ich weiß mich frei von jeglichem nationalen oder religiöſen Vorurtheil; ich haſſe die Tyrannei Rußlands, aber nicht die Ruſſen, ich bekämpfe die ungerechte Hegemonie der galiziſchen

Polen, aber nicht die Polen als Nation. Ich theile nicht blos Thatſachen mit, ich ziehe auch Schlüſſe aus denſelben, denn nur ſo laſſen ſich Thatſachen beleben und gruppiren, nur ſo kann ich, ſo weit mir die Kraft reicht, mein Scherflein beitragen zu dem hohen Ziele, die Zuſtände Halb-Aſiens denen Europa's ähnlicher zu machen. Es iſt — ich darf es mit ruhigem Gewiſſen ſagen und der Beurtheilung jedes gerechten Prüfers überlaſſen — ein ſittlicher Zweck, der mich leitet, und ich bediene mich zu ſeiner Erfüllung nie unſittlicher Mittel. Darum gebe ich auch rückſichtslos immer der Wahrheit die Ehre. Ich kann mich irren, aber auf keinem dieſer Blätter habe ich mich ſelbſt oder meine Leſer abſichtlich getäuſcht. Ich ziehe die Schlüſſe aus den Thatſachen, die mir als Wahrheit feſtſtehen, voll und ganz, ich fälſche keine Thatſachen, um Schlüſſe daraus ziehen zu können. Wenn derjenige ein Tendenzſchriftſteller iſt, der verſchweigt oder entſtellt, was ihm nicht paßt, dann bin ich wahrlich keiner, wenn es derjenige iſt, der durch ſeine Arbeiten einen ethiſchen Zweck verfolgt, dann bin ich Tendenzſchriftſteller.

„Nach drei Richtungen unterſcheiden ſich die vorliegenden Bilder von ihren Vorgängern, den Bildern „Aus Halb-Aſien“. Erſtens erſcheinen die literariſchen Beſtrebungen der Völker des Oſtens hier mehr berückſichtigt, was ſicherlich keiner Entſchuldigung bedarf. Zweitens erſcheint hier das novelliſtiſche Beiwerk

ſtrenger den Zwecken des Culturbildes untergeordnet. Drittens iſt das Gebiet, welches ich hier durchſchreite, geographiſch größer. Aus jenem Lande, welches ich in dem Buche: „Aus Halb-Aſien“ vornehmlich geſchildert, aus Galizien, finden ſich hier nur wenige Bilder. Die Skizze aus Ungarn mag ihren Platz ſelbſt vertheidigen, aber die Gerechtigkeit gebietet, zu bemerken, daß ich Ungarn deßhalb doch keineswegs in Pauſch und Bogen zu „Halb-Aſien“ zähle und das rührige geiſtige Leben der Magyaren nicht unterſchätze. Rußland und Rumänien hingegen erſcheinen hier ausführlicher behandelt, als dort. Aber auch hier habe ich nichts geſchildert, was ich nicht aus eigener Anſchauung kenne, keine Literatur kritiſirt, die ich nicht ſelbſt geleſen.“ — —

Das Schickſal, welches dem Buche in ſeiner erſten Geſtalt wurde, war ein günſtiges. Die deutſche Kritik äußerte ſich ebenſo freundlich, wie über die Bilder „Aus Halb-Aſien“, ja einzelne Stimmen noch freundlicher. Jene der Zeitungen Halb-Aſiens ſchlug freilich dieſelbe Tonart an, die ſie mir bei meinem erſten Buche gewidmet, doch kann ich das nicht als Mißerfolg betrachten, müßte mich vielmehr auf falſchem Wege wiſſen, wenn mir je der Beifall nationaler oder konfeſſioneller Gegner zu Theil würde. Sehr zahlreich waren die Ueberſetzungen. In Dänemark, Schweden und Holland erſchienen Uebertragungen des ganzen Werkes; eine Auswahl wurde in's Engliſche und Franzöſiſche über-

ſetzt, ebenſo (mit Ausſchluß jener Kapitel, die in Rußland nicht gedruckt werden durften) in's Ruſſiſche und Kleinruſſiſche; einzelne Aufſätze erſchienen, ſoweit mir bekannt, in italieniſcher, ungariſcher, rumäniſcher, bulgariſcher und ſerbiſcher Sprache. Von den auf die Juden bezüglichen Aufſätzen ſind wiederholt Ueberſetzungen ins Hebräiſche erſchienen, welches ja im Oſten noch heute eine lebende Literaturſprache iſt. Was den Abſatz betrifft, ſo war die ſehr ſtarke Auflage bereits mit Ende 1884 vergriffen, und das Werk hat daher durch fünf Jahre auf dem Büchermarkte gefehlt. Der Grund hiefür liegt nur darin, daß ich, einige Jahre lang durch einen ſehr mühevollen Redaktionspoſten an meiner ſelbſtſtändigen, literariſchen Thätigkeit faſt ganz behindert, dann aber eifrig der Ausführung einiger dichteriſchen Pläne zugewendet, leider nicht die Muße gewinnen konnte, um die nöthig gewordenen Veränderungen und Zuſätze für den Neudruck beſorgen zu können.

Dieſer Neudruck kündigt ſich als gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage an; ich könnte ihn faſt mit demſelben Recht als ein neues Buch bezeichnen. Kein einziger Aufſatz iſt in der urſprünglichen Geſtalt zum Abdruck gekommen. Durchgeſehen und ſtiliſtiſch durchgefeilt wurden die Aufſätze: „Die Gezwungenen“, und „Mein Onkel Bernhardt“; weſentlich umgeſtaltet und erweitert: „Markttag in Barnow“, „Martin, der Rubel“, „Thodika“, „Taras Szewczenko“ und „Ru-

mäniſche Sprichwörter"; gleichfalls umgearbeitet und weſentlich gekürzt die Skizze: „Aus Peſts Verbrecherhöhlen." Ganz neue Arbeiten, ſind die Eſſays: „Die Literatur der Kleinruſſen", „Das Volkslied der Kleinruſſen", „Der Ahnherr des Meſſias" und „Culturentwicklung in Halb-Aſien." Weggefallen ſind von den in der erſten Auflage enthaltenen Aufſätzen die Skizze aus der öſterreichiſchen Reaktionszeit „Henker und Bajazzo", welche in der dritten Auflage von „Aus Halb-Aſien" ihren Platz gefunden, ſowie die novelliſtiſche Skizze: „Der wilde Staroſt und die ſchöne Jütta", welche ich der vierten Auflage meines Novellenbuchs „Die Juden von Barnow" eingefügt habe, endlich die Skizzen „Rumäniſche Poeten" und „Die geiſtigen Strebungen der Bulgaren", weil ſie in der Umarbeitung ſo beträchtlich erweitert werden mußten, daß ihre Aufnahme in dieſes Buch aus äußeren Gründen unmöglich wurde.

Daß auch dieſes Buch politiſche, nationale und konfeſſionelle Gegner finden wird, wie die beiden anderen Sammlungen aus demſelben Stoffkreiſe, iſt ganz ſelbſtverſtändlich; ebenſo darf ich aber vielleicht hoffen, daß es ihm gleich jenen auch nicht an Freunden fehlen wird.

Berlin, im Herbſt 1889.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

	Seite
Markttag in Barnow	1
Die „Gezwungenen“	119
Mein Onkel Bernhard	177
Martin der Rubel	203
Die Literatur der Kleinruſſen	259

Markttag in Barnow.

Es iſt in der grauen, grauen Frühe, recht in der Mitte zwiſchen Tag und Nacht, ſo gegen die dritte Stunde. Im Dorfe ſchläft noch Alles, und die Haide, die ringsum ausgegoſſen iſt, die endloſe Haide iſt ohne Laut und ohne Regung. Es geht Niemand die ſchmalen Pfade, welche ſich durch das dürftige Gras und die Wachholderſträuche ſchlängeln, und das iſt gut; es wäre ein banges Wandern in dieſer Todtenſtille, in dieſem halben Licht. Denn die Sonne iſt noch nicht erwacht, nur im Oſten beginnen die Spitzen einer Wolkenbank, welche dort finſter zwiſchen Erde und Himmel ſteht, in ſanftem leiſen Roth zu glühen. Aber das iſt wenig Troſt gegen das endloſe Grau, ſo wenig, als wenn etwa eine gütige Hand eine Roſe ſchüchtern auf den Rand eines Bahrtuches legt. Man weiß gar nicht, woher

das graue Licht rührt, die Sonne ſcheint noch nicht und die Sterne nicht mehr, die lieben tröſtlichen Sterne, die Wahrzeichen der Barmherzigkeit. Denn das ſind ja die leuchtenden Thränen, welche Gott über das Leid der armen Menſchen weint, und weil es ſo viel Leid auf Erden gibt, darum funkeln ſo viele Sterne am Himmel. So meinen wenigſtens die Leute in der großen Ebene, und ſie meinen, es kämen noch immer mehr Sterne dazu. Denn Gott, ſagen ſie, kann den Menſchen nicht helfen und ſo läßt er zu ſeiner Entſchuldigung wenigſtens ſeine Thränen ewig glänzen, zum Zeichen, daß ihm alles Wehe da unten das eigene Herz durchſchneidet. Eine ſonderbare Anſchauung — der Pope meint: eine ſehr dumme, und predigt jeden Sonntag in der hölzernen Kirche, das ſei ja Alles nicht wahr, der liebe Gott ſei noch ganz ſo ſtark, wie früher, und beſonders Gott Sohn ein kräftiger Herr in den beſten Jahren. Die Leute nicken dazu und bekreuzen ſich, aber dann flüſtern ſie: „Wie früher? Es ſind ſo viele Sterne; er wird auch früher nicht gar ſo ſtark geweſen ſein!“ Denn dieſe Leute haben ihre eigene Religion, in der es keine Popen gibt — die iſt, wie ſie ſelber, ein Kind der großen Ebene und ihr ureigen, wie etwa der Haiderauch, und wer dieſer Ebene recht in's Antlitz geſchaut, in's unſäglich traurige, unſäglich gewaltige Antlitz, der verſteht dieſe Religion und wird ſie all ſeine Tage nie und nimmer los . . .

Es iſt in der trüben grauen Frühe: Alles ſchläft. Nur zwei luſtige Geſellen ſind wach, und wie ſie ihr fröhlich Weſen zu treiben beginnen, wecken ſie auch ſo allmählig alle Anderen auf. Der Morgenſtern, der Morgenwind. Der Stern zwinkert gleich ſehr luſtig, der Wind aber — ganz langſam kommt er heran und hält zwiſchendurch ſtill, recht wie einer geht, der ſich den Schlaf noch nicht völlig aus den Wimpern gerieben. Aber dann ermannt er ſich und ſtreicht luſtig über die Haide und pfeift dazu, der friſche, ſchneidige Geſell. Den Weihern auf der Haide und den Sträuchern reißt er die Schlafkäppchen ab, unter denen ſie geruht, die Nebel. So fegt er die Ebene rein, und wach und nüchtern liegt ſie nun im kalten grauen Lichte. Leiſe zittert alles Geſträuch, es iſt ſo jählings aus dem Schlafe geweckt worden. Aber der Wind kümmert ſich nicht darum und plötzlich iſt er auch im Dorf, rüttelt die Bäume wach und pfeift den Spatzen durch's Gefieder und den alten würdigen Hähnen um den Kamm, daß jählings ein großes Piepſen und Krähen losbricht. Das weckt die Hunde, und die Kühe in den Ställen heben die Köpfe und begrüßen den jungen Tag mit langgezogenem, melancholiſchem Gebrüll. So ſchallt das ſtille Dorf plötzlich von hundert Stimmen und das weckt auch die Menſchen auf.

Aber der Erſte, der nun ſichtbar wird, iſt nicht davon aufgetrieben worden; ihn hat der Morgenſtern

gemahnt. Der hat ſo lange luſtig in die Kammer hineingezwinkert, bis der Knecht ſich doch erhoben und nun ſchläfrig in den Hof hinaustritt. Er räkelt ſich und dehnt widerwillig die Glieder, aber dabei fährt doch ein ſonderbares Schmunzeln über ſein Geſicht. „Hm! ja!“ ſagt er langgezogen, bedächtig vor ſich hin und ſpricht dann lächelnd zu dem luſtigen Geſellen da oben: „Zwinkere du nur, du erzählſt ja doch nichts!“ Das iſt freilich wahr, der Stern erzählt es dem Popen nicht, aber es kommt doch vor, daß der hochwürdige Herr dergleichen nach einigen Monaten erfährt, er und das ganze Dorf. Wie geſagt, das kommt vor, und darum lächelt nun der gute Knecht ein bischen verlegen und wiederholt ſehr nachdenklich ſein langgezogenes: „Hm! ja!“

Und dann geht dieſer fleißige Waſſilj gleich wieder an die Arbeit. Zuerſt lockt er den mächtigen zottigen Wolfshund an ſich und legt ihn an die Kette. Das muß aller Arbeit vorangehen; denn es ſind grimmige Thiere, dieſe podoliſchen Hofhunde, ſelbſt die vom Bosporus ſind ſanfte Lämmlein dagegen. Sie ſind die einzigen Wächter des Eigenthums in den ruthenischen Dörfern, es gibt ſogar keine Schlöſſer an den Thüren. Und was gar das Inſtitut der Nachtwächter betrifft, ſo leben wohl in der Stadt, in Barnow, zwei alte Männer, welche allnächtlich nicht in ihren Betten, ſondern in einer Niſche des Marktplatzes

ſchnarchen und für dieſen ſüßen, feſten Schlummer unter Gottes freiem Himmel von ihren Mitbürgern ein kleines Jahresgehalt beziehen, aber in den Dörfern kennt man dieſes Amt nicht. Im öſtlichen Galizien iſt es auch minder nöthig, man hört öfter von Verwundung, Mord und Todtſchlag, als von feigem Diebſtahl. Im Weſten, ſo über Przemyſl hinaus, gegen Krakau hin, wo die Mazuren ſitzen, iſt das gerade umgekehrt; das Leben iſt geſicherter, aber um ſo gefährdeter Alles am Hofe, was nicht niet- und nagelfeſt iſt. Auch ſind dort die Hunde eine andere Race, kleine magere Kläffer, welche viel bellen und wenig beißen. Da ſind unſere Hunde in Oſtgalizien andere Kerle, ſie wedeln ſelten, ſie bellen ſelten, aber wehe dem, der ihnen zwiſchen die Zähne kommt. Darum liebt und hegt der Ruthene ſeine Hunde ſehr und gibt ihnen oft die ſaftigſten Namen, zum Beiſpiel: „Ljach“ oder „Moskal“. Das ſind etwas eigenthümliche Namen, denn „Ljach“ heißt Pole und „Moskal“ Moskowiter, Großruſſe. Eigenthümliche Namen! So entlädt ſich im Unſcheinbarſten der dumpfe, ohnmächtige, vielhundertjährige Groll eines grauſam zertretenen Volksthums, und es iſt im Grunde nicht blos eine ſonderbare, ſondern auch eine ſehr traurige Geſchichte, die der Hundenamen in Oſtgalizien!

Auch unſer Waſſilj iſt ganz traurig geworden, nachdem er den ſchwarzen, feiſten „Ljach“ an die Kette

gelegt, doch ist dies nicht aus Leid über sein Volksthum geschehen. Aber es ist ihm so plötzlich eingefallen, daß er nicht blos Knecht ist bei Olexa Nudak, sondern auch kaiserlich-königlicher Infanterist bei Nassau, und daß er im Herbste wieder einrücken muß zum „Werbbezirk“ in Tarnopol, und daß man nie weiß, mit welchen Geschenken ein Urlauber überrascht werden kann, wenn er nach einem Jahre in sein Dorf zurückkommt. Und da ist ferner ein Kreisgerichtsrath in Tarnopol und eine Doktorswitwe in Tluste, und bei dem Rath dient eine Amme und bei der Witwe eine Köchin. „Hm, ja!“ sagt der arme Wassilj seufzend, „was man so eigentlich schon Alles zusammenheirathen müßte!“

Und seufzend geht er über den Hof zu den Ställen, zu seinen Pfleglingen, den Ochsen und Pferden. Aber da bleibt er plötzlich stehen und sein Antlitz erhellt sich: eine frische, braune Dirne ist aus der Hütte getreten und kommt den gleichen Weg. Das ist die Xenia, eine solide podolische Schönheit, gewiß gute hundert Kilo schwer. Aber gleichwohl beginnt sie zögernd und anmuthig zu trippeln, als sie den Knecht gewahr wird, und eine helle Röthe jagt ihr über die Wangen. Oder ist das nur der Widerschein der rothen Morgensonne, die eben ihre ersten Pfeile über die Ebene schießt?

„Guten Morgen,“ ruft ihr Wassilj entgegen. „Was soll ich Dir heute vom Markt heimbringen?“

„Wer fragt, ſchenkt nicht," iſt die ſchnippiſche Antwort und damit geht die zarte Schöne auf den Kuhſtall zu, leichten Schrittes, ſo daß der Boden nur leiſe unter ihr zittert.

Unſer Waſſilj macht ein Schelmengeſicht, murmelt ſo etwas Luſtiges vor ſich hin, worüber er dann ſelbſt laut auflachen muß, und geht darauf zu ſeinen Pferden. Er ſtriegelt und die Xenia melkt, aber das Zwiegeſpräch ſetzt ſich durch die Wand fort, freilich nicht in Worten, ſondern in Liedern.

Da ſticht nämlich dieſen Waſſilj der Hafer und er beginnt:

Hüt' dich nicht vor alten Hexen,
Hüt' dich vor den jungen:
Jene, die mich jetzt umgarnt,
Iſt der Höll' entſprungen!

Gleiche Treue find' ich nicht,
Mag ich weithin wandern:
Hei — zur Stund', wo ſie mich küßt,
Küßt ſie keinen Andern!*)

Zornig ſtellt drüben die Xenia den Kübel zur Erde und will ein recht heftiges, recht ſpöttiſches Trutzlied

*) Dieſes, wie die folgenden Lieder, ſind wörtliche Ueberſetzungen aus dem Kleinruſſiſchen (Ruthenischen). Möge man es mir mit Rückſicht auf Abſicht und Zweck meiner Arbeiten zu Gute halten, daß ich bei der Ueberſetzung oft der Treue die Formſchönheit gründlich opfern mußte.

hinüberſingen. Aber dann beſinnt ſie ſich, daß heute Markttag iſt, und daß manchmal auch der ſchenkt, welcher vorher gefragt hat. Und darum ſänftigt ſie ſich und ſingt nach einer ſchönen, weichen Weiſe:

Meinen ſchönen, ſtarken Liebſten
Hab' ich nicht behext,
Seine Liebe iſt entglommen,
Wie die Blume wächſt.

Aus der ſchwarzen Erde ſprießt ſie,
Hell und wonniglich,
Bin nur eine arme Dirne
Und doch liebt er mich!

Seht, ihr Leute im Weſten — dieſe Xenia iſt ja eigentlich nur eine dicke Kuhmagd, ich verlange nicht, daß ſie euch poetiſcher erſcheint, als ſie iſt. Aber ich bitte euch den Inhalt des Liedes zu beachten, welches ſie da geſungen, und euch dann zu fragen, ob nicht eine Volksſeele, aus welcher ſo duftige Blüthen emporkeimen, eure Achtung und Beachtung verdient?!

Und damit hat die Xenia auch ihren Waſſilj in die rechte Stimmung gebracht, um ein weiteres Lied zu verſtehen, welches ſie ihm nun mit vielem Nachdruck zuſingt:

Hoiaho! Hoiaho!
Hoiaho! Ich bin ja ſchön!
Wer will für mich zum Markte gehn?

Wer will mir gelbe Stiefeln kaufen
Und Korallen einen Haufen —
Und ein Ringlein bei dem Juden
Und ein Tüchlein in der Buden?
Hoiaho! ich bin ja ſchön,
Wer will für mich zum Markte gehn?
Hoiaho! Hoiaho! Hoi—a—ho—o—o!

Aber nur das Volkslied iſt ſo ungenügſam; die gute Xenia wäre ſchon ſehr zufrieden, wenn ſie am Abend nur eins von dieſen ſchönen Dingen bekäme!...

Solche Arbeit und ſolche Verhandlungen kann man zur ſelben Stunde nicht blos auf dem Hof des Olexa Rudak beobachten, ſondern im ganzen Dorfe, nämlich unſerem guten Dorfe Biala bei Barnow in Oſtgalizien. Denn es iſt weit über vier Uhr und Sonne und Menſchen ſind längſt erwacht. Es hat ſich beides allmählig begeben, aber, was man gerne glauben wird, das Erſtere ſchöner, als das Letztere.

Millionen Menſchen pilgern in's Hochgebirge, um zu ſchauen, wie dort der Tag geboren wird, und es iſt dies gewiß herrlich und aller Mühen werth. Aber auch in der großen Ebene iſt um dieſe Stunde eine unſägliche Pracht der Farben. Zuerſt Alles grau, nur fern im Oſten das Stücklein Roſenroth. Aber der Wind, der raſtloſe Geſell, fliegt empor, nachdem er ſeine Arbeit auf Erden vollbracht, und höher und höher, bis er an die graue Himmelsdecke ſtößt und

mit ihr ſein Spiel treibt, nicht anders, als wie etwa ein wilder Knabe, dem ein feiner Stoff in die Hände gerathen. Zuerſt ſtößt er Löcher in die Decke und dann zerreißt er ſie in große Stücke und dann in immer kleinere, bis ſchließlich die Wolkenfetzen nur noch ſo verworfen am Himmel umherliegen. Hierdurch wird die Himmelsglocke ſichtbar, aber ihr lichtloſes Blau erſcheint faſt wie ein Schwarz und auch auf Erden iſt es einen Augenblick düſterer als in der allererſten Frühe: die Linien noch ſchärfer und nüchterner. Aber der Tröſter iſt nahe. Denn hinter jener Wolkenbank im Oſten, welche ſelbſt der kecke Wind geſchont, zittert das roſige Licht immer ſtärker und färbt ſich tiefer und wird ſchließlich zum glühenden, tiefglühenden Roth, beſonders im Kern, ſo daß jene Wolke nun anzuſehen iſt wie eine rieſige Centifolie: die Blätter im Herzen purpurn und dann immer bläſſer, je weiter ſie gegen den Rand ſtehen. Der Widerſchein der Rieſenblume fließt über die Erde und den Himmel, aber noch iſt es kein Strom des Lichtes, ſondern nur etwa wie ein zarter Thau, der auf den dunklen Tinten zittert und mählig wächſt und ſchließlich mit ihnen in einen Farbenton zuſammenrinnt.

Das gibt ſonderbare Farben, wie ſie beim Sonnenaufgang im Gebirge kaum zu gewahren ſind, weil dort Alles viel jäher kommt, und jeder Uebergang nur kurz dauert. In der Ebene aber kann man es deutlich

ſehen, wie der Himmel einige Minuten ſchön grün iſt, indeß auf Erden ein weiches, dämmeriges Blau waltet und alle ſcharfen Linien in Wellen löſt. Aber die Centifolie wird immer prächtiger, ihre Blätter wachſen und ſelbſt die blaſſeſten werden purpurn. Auch ihr Widerſchein wächſt und wächſt und wird zur mächtigen Fluth, die jede andere Farbe ertränkt, und Erde und Himmel werden roth, roth! Eine herrliche, übergewaltige und doch milde Lohe flammt durch den ganzen Weltenraum und es iſt eine tiefſte Stille in der Natur, als harrte ſie einer Offenbarung. Da rauſcht es urplötzlich durch die Lüfte, die Bäume beugen ihr Haupt, das Geſträuch erzittert, am Himmel ſtirbt der letzte Stern, im Oſten ſprühen tauſend Funken, die Rieſenblume zerfällt, und die Sonne iſt da, die junge, ſtolze, ſchöne Sonne!

Mit den Menſchen iſt das anders. Podolien iſt ein feuchtes Land; unſere Bauern trinken gern und viel Waſſer, aber nur, wenn es gebrannt iſt. Darum gleichen ſie nur inſofern der Sonne, als auch ſie mit rothglühendem Antlitz zur Ruhe gehen, aber des Morgens iſt dieſes Antlitz grau und katzenjämmerlich. Man ſteht nicht gerne auf, wenn man betrunken ſchlafen gegangen iſt, und darum wären für das Erwachen der Leute von Biala noch mehr Stadien und Nuancen zu verzeichnen, als für jenes der Sonne. Aber man muß nicht Alles erzählen und zuweilen dem Leſer das Ver-

gnügen gönnen, ſich etwas Anmuthiges ſelber auszumalen. Als Fingerzeig diene nur, daß dieſes Erwachen nicht an allen Tagen der Woche mit gleicher Schwierigkeit vor ſich geht. Am Sonntag ſteht der Bauer leicht auf. Denn er iſt nüchtern zu Bette gegangen und die Herrlichkeiten des Tages winken ihm verlockend entgegen: die Predigt, der Tanz, der Schnaps. Am Montag ſteht er überhaupt nicht auf, ſo ein podoliſcher Sonntagsrauſch will gründlich ausgeſchlafen ſein. Am Dienſtag ſteht er ſehr früh auf, weil es der Markttag iſt, aber ſehr ungern, weil der Schädel doch noch gewaltig brummt, wenn auch nur vom bleiſchweren Schlaf des Vortags. Am Mittwoch ſteht er überhaupt nicht auf, weil er den Rauſch des Markttags ausſchläft. Am Donnerſtag, Freitag und Sonnabend geht es ſo leidlich, an den drei Tagen wird gearbeitet. Uebrigens iſt das nur die Wochenordnung der fleißigen, geſitteten Hausväter. Bei den Anderen iſt alle Tage Sonn- und Markttag; das heißt: ſie betrinken ſich bald im Dorfe, bald in Barnow. „Der Schnaps" — heißt es in einem ruthenischen Liede —

Der Schnaps iſt ſüß, der Schnaps iſt gut,
Der Schnaps gibt Kraft und frohen Muth!
Und wenn das letzte Schnapsfaß leer,
Dann kommt auch gleich der Teufel her!

Ach! es gibt noch viele volle Schnapsfäſſer in Galizien und in jedem Dorfe ſtehen drei Schänken,

aber der Teufel iſt ſchon da und hat dies wackere, kernige Volk langſam zu Grunde gerichtet. Es kommen immer mehr Teufel dazu, aus jedem vollen Faſſe ſteigt einer, und wir Alle, die wir unſere arme verachtete Heimath ſo ſehr lieben, wir müſſen zuſehen, wie er ſein Weſen treibt, und können nicht helfen. Denn gegen dieſen Teufel kann nur ein Gott helfen, nicht des Popen Gott, ſondern jener, welcher in jedes Menſchen Bruſt ſchlummert: das Bewußtſein der Menſchenwürde. Aber Niemand ruft dieſen Gott wach, nicht der polniſche Schlachziz, noch der polniſche Beamte, im Gegentheil, die haben dieſen Gott betäubt und vielleicht für immer vergiftet und getödtet. Es war ein Verbrechen und es kommt einſt der Tag, da ſich das Verbrechen furchtbar, grauenhaft an ihnen rächt. Es kommt der Tag — denn wo iſt die Sühne, die Rettung?! Ach! das iſt ein großer Jammer! . . .

Alſo am Dienſtag iſt Markttag in Barnow, eine weiſe Einrichtung der Obrigkeit, weil ſonſt nicht einmal drei Arbeitstage hinter einander kämen. Die Stadt iſt zwei gute Stunden entfernt, auch muß man vorher die Wirthſchaft beſtellen, darum iſt an dieſem Tage ſchon gegen die vierte Stunde das ganze Dorf auf den Beinen. Auch Moſchko Welſersheim, der Schänkwirth, iſt ſchon in Thätigkeit und trifft ſeine Vorbereitungen zum Empfang der Gäſte. Aus einem

Fäßchen ſchlechteſten Fuſels füllt er die Flaſchen zur Hälfte, zur anderen Hälfte kommt die Füllung aus dem Hausbrunnen. Und um dies zu verbergen, läßt er dann wohl ſo ein Tröpfchen Vitriol mit hineinfließen. Vielleicht auch noch ein anderes Höllenwaſſer; wollte man eingehend den Trank ſchildern, der durch podoliſche Gurgeln fließt, es würde ſich wohl manchem ſchwachnervigen Menſchen im Weſten das Haar ſträuben. Der Moſchko Welſersheim hält dies für keinen Betrug, erſtens weil er noch nie dafür geſtraft worden iſt, zweitens weil ihn der polniſche Edelmann, der Beſitzer der Propination, durch einen horrenden Pachtzins förmlich zur Unredlichkeit zwingt. Kommt das Geſpräch darauf, ſo wird der kleine Moſchko höchſtens liſtig die Aeuglein zukneifen, aber er wird keine lange pathetiſche Rede halten, in welcher er ſeinen tiefen patriotiſchen Schmerz und ſeine moraliſche Entrüſtung über dieſe Landeskalamität zum Ausdruck bringt. Aber der podoliſche Edelmann wird das thun und ſofern er im Landtag oder Reichsrath ſitzt, wird er dort dieſe effektvolle Rede halten. Der Jude iſt ein „Lump“, ein „Betrüger“, eine „Wanze an unſerem Körper“, aber der hochadelige Herr von Brutus iſt ein ehrenwerther Mann! . . .

Nur im Pfarrhof iſt es noch ſtill, ſonſt herrſcht in allen Wirthſchaften die regſte Bewegung. Auch Olexa Nudak iſt bereits auf ſeinem Hofe ſichtbar ge-

worden und ertheilt mit kreiſchender Stimme ſeine Befehle. Ein hageres Männchen mit ſonderbar verzwicktem Geſicht, das ausſieht, als hätte es eine unſichere Kinderhand aus grauem Pappendeckel geſchnitten. Und ſein Weib Marinia iſt eine ſtattliche, ſchöne, rothbackige Bäuerin, welche ihn um Kopfeshöhe überragt. Aber dennoch iſt Olexa der Herr und auf ſeinem Hofe ein noch abſoluterer Herrſcher als der Czar in Moskau, und jeden Sonntag Abend, wenn er betrunken heimkommt, ſchreibt er dies ſeinem Weibe in blutigen Striemen auf den Leib. Es geſchieht dies keineswegs aus beſonderem Anlaß. Die Hausordnung verlangt es nur eben ſo.

Und für heute verlangt es die Hausordnung, daß er gleichfalls einen mächtigen Kantſchu in der Hand trägt und ganz fürchterlich flucht, obwohl ohnehin Alles am Schnürchen geht. Unſer Olexa iſt ein wohlhabender Bauer, das heißt, leider! in's Oſtgaliziſche überſetzt: es beginnt erſt langſam mit ihm abwärts zu gehen. Er kann noch drei Knechte und drei Mägde halten, er hat noch Kühe und Ochſen in den Ställen, Pferde und Schafe, und Hühner und Gänſe. „Hoi! Anuſia!“ kreiſcht der Olexa, „Du treibſt heute das Vieh und die Gänſe auf die Weide, und weh' Dir, wenn ich zurückkomme und es fehlt nur ein einziger Gänſepurzel!“ Die Anuſia iſt die jüngſte Magd, die Hirtin, und der Befehl iſt ganz überflüſſig, ſie thut

ja täglich dasſelbe und hört auch täglich dieſelbe Drohung, Montag und Mittwoch ausgenommen, weil der Herr ſeinen Rauſch ausſchläft. Auch iſt dieſer Olexa ein ganz unlogiſcher Kopf, denn wenn ſchon der Purzel fehlt, ſo fehlt doch auch die Gans; ſelbſt in Podolien, ſo merkwürdig das Land iſt, hat noch niemand eine Gans ohne Purzel geſehen. „Hoi! Kaſia!“ kreiſcht dann Olexa die zweite Magd an, „Du kochſt uns jetzt die Mamaliga*) für den Weg und gibſt der Bäuerin auch Brinſa und Speck in den Sack. Und dann hüteſt Du das Haus, ſpinnſt das Linnen für mein Hemde fertig und ſchälſt die Kukuruzkolben zu Ende. Auch kannſt Du nachſehen, ob ſich im Fruchtſchober keine Ratten und Mäuſe in der Falle gefangen haben, aber leg' ein Tuch um den Kopf, ehe Du in den Schober gehſt, es iſt wegen der Feuersgefahr!“ Dieſer Scherz hat darin einen Grund, daß die Kaſia rothes Haar hat, und daß der geſtrenge Olexa einen Scherz mit der Magd macht, das hat wieder darin ſeinen Grund, daß — hm! man ſoll einem Ehemann nicht leichtſinnig etwas Böſes nachreden! Und unſerer Xenia endlich ruft der Bauer zu: „Tummle Dich, waſch' Dich und zieh' Dir Deinen Pelz an! Du ſollſt

*) „Mamaliga“, ein dichter Maisbrei, ähnlich der Polenta der Lombarden. „Brinſa“, ſcharf gebeizter Schafkäſe. Das erſte iſt ein rumäniſches, das zweite ein ruthenisches Wort, werden aber jetzt beide in beiden Sprachen gebraucht.

mit uns auf den Markt. Ich nehme Dich der Schafe wegen mit, ich will dort ein Dutzend verkaufen. Putze Dich heraus, damit man ſieht, bei wem Du dienſt! Was ſchauſt Du ſo furchtſam? Dich werde ich nicht verkaufen, obwohl Du die fetteſte Kuh in Podolien biſt.“

Und dann erhalten die Knechte ihre Befehle. Der Hawrilo hat zum Gutsherrn in Zuhanze zu gehen, zum Herrn von Waſſilkowski, und dort den Tag über zu arbeiten. Keine Robot! Gott behüte! die iſt ja ſeit dem Jahre 1848 aufgehoben, und doch! vielleicht war das mit der alten Robot noch eine erfreulichere Geſchichte, als dieſe. Der Herr von Waſſilkowski iſt ein polniſcher Edelmann aus uraltem Geſchlecht, welches auch uralte Schulden hat; übrigens ſind auch ſolche aus neuerer Zeit da. Als er das Gut übernahm, gehörte kein Strohhalm mehr ihm, ſogar die Schnüre an ſeiner Czamara gehörten dem Juden. Und im Edelhofe war wohl eine gnädige Frau, eine Kammerzofe und ein Kammerdiener, aber kein einziger Knecht; die Güter lagen brach. Das hatten theils die glorreichen Herren Ahnen verſchuldet, theils der glorreiche Herr Enkel ſelbſt in ſeinen Jünglingsjahren. Aber Herr Henryk von Waſſilkowski war ein ſchlauer Herr und ſein eifriger Verkehr mit den Wucherjuden war nicht ohne nützlichen Einfluß auf ihn geblieben. Der Edelmann lieh ſich alſo hundert

Gulden gegen fünfzig Percent, aber er verlieh ſie gegen tauſend. Gegen tauſend — das klingt unglaublich, aber man höre! War einer ſeiner Bauern in Noth, ſo ging er zu ihm und lieh ihm fünf Gulden. „Ich thue es aus gutem Herzen," verſicherte er, „ich nehme keinen Schuldſchein, keine Percente. Ich thue es, weil auch heute noch der Edelmann der Vater ſeiner Bauern ſein muß, wie es in der guten alten Zeit war. Aber dafür mußt Du auch mir helfen, wie ein Sohn dem Vater, wie ein Bruder dem Bruder. Schicke mir alſo, ſo lang Du mir den Fünfer ſchuldeſt, zwei Mal wöchentlich Deinen Knecht! Es iſt ja nur auf einige Wochen!" Der Bauer ging erfreut darauf ein, ein Knecht war leicht zu entbehren und — „Geld ohne Percente", das war ja leibhaftiger Sphärengeſang. Aber es verging Woche um Woche und Monat um Monat und der Bauer brachte die fünf Gulden nicht zuſammen. Sich das Geld beim Juden zu borgen, ſchien heller Wahnſinn, dem Herrn zahlte er ja keine Percente! Und nun rechne man aus, was das in einem Jahre ausmacht, wenn man den Arbeitstag blos mit fünfzig Kreuzer anſchlägt. Eintauſend und vierzig Percent, lieber Europäer, — ſolchen Zinsfuß kennt man doch nur in Halb-Aſien! So konnte Herr Henryk von Waſſilkowski allmählig ſeine drückendſten Schulden zahlen und ſich auf ſeinem Gute behaupten und wäre vielleicht heute ſogar ein wohlhabender

Mann, wenn er nicht ſo großen Aufwand triebe und immer ſechsſpännig führe und in anderer Beziehung dreiſpännig: er hält ſich zwei Maitreſſen. Dabei iſt er einer der heftigſten Agitatoren für ſtrenge Wuchergeſetze und behauptet immer, daß dieſe Landplage erſt aufhören könne, wenn alle Juden todtgeſchlagen wären. Ach ja! der Gutsbeſitzer Herr von Brutus iſt in Galizien in jeder Beziehung ein ehrenwerther Mann!

So geht denn Hawrilo als lebendiger Wucherzins nach Zuhanze. Jede Woche einmal und für zehn Gulden; Olexa iſt noch ein wohlhabender Bauer, darum läßt ſich mit ihm leider vorläufig kein ſo unverſchämtes Geſchäft machen, wie mit anderen. Der Fedko aber, der zweite Knecht, wird auf des Bauern eigenes Feld geſchickt mit den Ochſen vor dem Pfluge; in Galizien pflügt Niemand mit Pferden, auch ſolche Bauern nicht, die es thun könnten. „Wenn ich heimkomme, will ich nachſehen," ruft ihm Olexa nach, „und weh Dir, wenn Du nicht fertig biſt!" Aber das iſt eine leere Drohung; Olexa iſt an Markttagen regelmäßig ſo beſoffen, daß man den Bewußtloſen im Wagen nach Hauſe führen muß.

Vor dieſen Wagen, einen Leiterwagen mit plumpen, ſchweren Holzrädern, ſpannt unſer fleißiger Waſſilj eben die Pferde und pfeift dazu. Dann lädt er einige Säcke Getreide auf und eine Steige mit Geflügel. Hart neben ihm koppelt die Xenia ein Dutzend Schafe

zuſammen, aber die Beiden blicken einander nicht an, ſo lange der kleine, kreiſchende Menſch mit dem Pappendeckel-Geſicht neben ihnen ſteht. Sie wiſſen, daß ihre Blicke Verräther ſind, und Olexa iſt, ſeit die rothe Kaſia auf dem Hofe dient, von ſtrengſter Sittlichkeit bezüglich der Anderen.

Aber endlich dürfen ſie einander, ſo viel ſie wollen, in die mattleuchtenden, halbgeſchloſſenen Augen ſchauen, denn — „wo bleibt das verdammte Weib?“ murmelt Olexa plötzlich und geht in die Hütte. Die ſtattliche Bäuerin iſt mit ihrem Putz noch nicht fertig; vorher hat ſie ihre beiden kleinen Mädchen, welche heute zum erſten Male die Pracht des Markttags ſehen ſollen, feſtlich herausſtaffiren müſſen. Freilich tragen die Kinder nichts als Hemden, Unterröcke und Stiefelchen, aber die Hemden ſind weiß und die Geſichter gewaſchen; eine unerhörte Feſttracht für ein podoliſches Bauernkind, welches ſonſt oft vierzehn Tage eine Schmutzkruſte und drei Wochen ein Hemde trägt. Die Kinder blicken einander aber auch erſtaunt genug an und betaſten ſich neugierig die Geſichter, und alle Schauer des Ungewohnten, des Außergewöhnlichen gehen durch das junge Herz. Die Mutter hat inzwiſchen ihr Unterkleid von grobem, braunen Loden, welches mit Streifen von hellgelber, hellrother und grasgrüner Wollſtickerei überaus geſchmackvoll geziert iſt, haſtig gegürtet und legt nun ihren Feſtſchmuck um den Hals: Schaumünzen, grüne

und rothe Glaskorallen, wohl auch eine Schnur echter Korallen oder doch ſolcher, welche der Händler für echt verkauft, endlich eine Art viereckigen Medaillons aus Packfong, in welchem ſich ein Amulet befindet: geweihte Knoblauchknollen. All' dieſe Herrlichkeit neſtelt das prächtige Weib ſorgſam auf dem reinen, gleichfalls mit bunter Wollſtickerei gezierten Hemde feſt, daß ſie ſich auch gehörig ausbreite und zur Geltung komme.

„Hoi! mach' fertig!“ poltert Olexa unmuthig in die Hütte, bleibt aber erſtaunt ſtehen, als er die kleinen gewaſchenen Dinger bemerkt. „Wa—as?!“ ruft er und die Ueberraſchung fährt ihm ſo ſtark in die Beine, daß er ſich auf die Ofenbank*) ſetzen muß. „Reingewaſchen? Und friſche Hemden? Zum Markttag? Haben die Kinder nicht erſt am vorletzten Sonntag die Wäſche gewechſelt? Was ſind das für Neuigkeiten? Willſt Du mich zu Grunde richten?“

„Laß nur!“ wehrt Marinia ruhig ab und befeſtigt auf dem blonden, kurzgeſchorenen Haar den ſonderbar hohen Kopfputz aus weißem Tuche, welchen

*) Ein Vorſprung des rieſigen Ofens, welchen man aber, wie den Ofen ſelbſt, nur in ſtattlicheren Hütten findet. Bei reichen Leuten wird er auch mit einer braunen Lodendecke belegt. — Was die ganze Szene betrifft, ſo darf der Leſer des Weſtens nicht glauben, daß ich übertreibe; er thäte mir Unrecht. Auch dies iſt buchſtäblich treu der Wahrheit nachgeſchrieben.

die podoliſchen Bäuerinnen ſeit Jahrhunderten tragen und trotz ſeiner Häßlichkeit und Schwere wahrſcheinlich in alle Ewigkeit tragen werden. „Laß nur! Das richtet uns nicht zu Grunde! Wenn nur nicht Anderes wäre!“

„Was?“ frägt Olexa und greift nach ſeinem Kantſchu.

Aber die Marinia blickt ihn furchtlos an und zieht ruhig ihren Pelz über die Schultern. Sie weiß, daß der Bauer ſie heute ganz gewiß nicht ſchlagen wird. Er ſchlägt ſie eben jeden Sonntag Abend für die ganze Woche im Voraus, aber ſonſt nie. Es wäre gegen die Sitte — und wie würden die anderen Hausväter den Olexa anſehen, wenn ſein Weib verweint zum Markte käme!

„Was?!“ äfft ſie darum furchtlos ſein angenehmes Organ nach. „Dein Trinken richtet uns zu Grunde!“

„Weib!“ ruft er drohend. Und dann fügt er trotzig hinzu: „Trinkſt Du nicht auch?“

„Jeder Menſch trinkt,“ erwidert ſie überlegen. „Man würde uns für Bettler halten, wenn ich nicht trinken würde! Aber wieviel! Darauf kommt es an! Ich trinke am Sonntag zehn „Gläschen“, am Dienſtag fünf. Kann man dies eigentlich trinken nennen?!“

Zehn Gläschen ſind etwa ein und einhalb Liter — und es iſt Schnaps, verehrte Europäerin, ſtärkſter

Fuſel! Aber die gute Marinia hat doch Recht, das kann man in Halb-Aſien kaum trinken nennen!

„Aber ich trinke ja auch nicht viel mehr!“ kreiſcht Olexa.

„Mach' keine ſolchen Späße!“ erwiedert die Marinia bekümmert. „Du trinkſt in Barnow an hundert Gläschen und wie viele Du am Sonntag hier trinkſt, kann gewiß kein Menſch zählen. Und was iſt das Ende? Der Bettelſtab — Olexa! der Bettelſtab iſt das Ende!“

„Aber ich habe ja heute nur drei Gulden Zins zu zahlen, die monatliche Rate für den Awrumko am Ringplatz, dem wir dreißig Gulden ſchulden.“

„Dem drei und Jenem fünf und einem Dritten zehn Gulden! Wir arbeiten ja nur noch für den Juden und den Edelmann! Aber wenn Du heute nur drei Gulden zu zahlen haſt, warum läßt Du gleich ein Dutzend Schafe verkaufen, he? Und einen ganzen Wagen Getreide, he?“

„Weil ich heute Verſchiedenes einkaufen muß. Beim Wagner ein Rad, beim Juden Kochſalz und einige Senſen.“

„Koſtet das ſo viel?“

„Und dann brauche ich ja noch zwei Gulden, einen für den Popen, den andern für die Zigeunerin, die ſchwarze Aniula. Du weißt, jetzt kommt die Gewitterzeit. Der Pope dient Gott, die Zigeunerin dem

Teufel. Wer weiß, wer der mächtigere Herr ist? Wer sein Feld wahren will, muß sich mit beiden vertragen."

„Gut!" sagt Marinia, „dagegen wende ich nichts ein, das ist eine fromme, vernünftige Ausgabe. Aber was willst Du mit dem Uebrigen machen?"

„Das findet sich. Du mußt eine neue Korallenschnur haben. Groß, wie die Haselnüsse, und jede von anderer Farbe. Du weißt — wie sie Ivon Megega seiner Schwiegertochter gekauft hat. Ich lasse mich von Niemand beschämen, und wenn wir Freitag zum Ablaß nach Komorowka gehen, sollst Du genau so geputzt sein, wie die Schwiegertochter des Richters! Und nun komm!"

Dieser Olexa ist ein Diplomat. Hätte er es seinem Weibe trocken eröffnet, daß er diese Woche einen Arbeitstag verlumpen und versaufen will, er hätte ein unermeßliches Zanken und Zetern heraufbeschworen. So aber frägt die Marinia wohl: „Müssen wir denn zum Ablaß?", aber sie frägt sehr sanft und erwartet kaum eine Antwort.

Sie treten auf den Hof und besteigen den Wagen. Wassilj geht neben den Pferden her und bald vor, bald neben ihm die Xenia mit den Schafen. So geht der Zug durch das Dorf und an dem Pfarrhof vorbei, auf die Heerstraße.

Am Pfarrhof ist ein Fenster weit geöffnet; da

ſchaut ein wildbärtiger Mann heraus und bläſt aus einem rieſigen Tſchibuk Rauchwolken in die Luft. Das ſind Seine Hochwürden Herr Wladimir Borobaykiewicz. Seine Hochwürden tragen auf ihrem dumpfen, ſtumpfen Geſichte den Stempel eines ungeheuren Katzenjammers. Wenn ein Pope will, ſo hat er eben alle Tage Sonntag.

Die Pfarrkinder grüßen ehrerbietig, aber ſobald ſie außer Hörweite ſind, lacht die Xenia auf und beginnt:

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' ein Wunder ich geſehn,
O ein Wunder ſchön und licht,
Aber ach! Ihr glaubt mir's nicht!

Heute früh beim Hähnekrähn
Hab' den Popen ich geſeh'n —
Dünkt's kein Wunder euch, ihr Leut'?
Aber — nüchtern war er heut!

Das iſt leider keine Improviſation der Xenia, ſondern ein Volkslied. Leider! Es gehört mit zum Fluche dieſes Volkes, daß ihm der Lebenswandel ſeiner einzigen Führer und Freunde oft genug auch zu ſolchen Liedern Stoff bietet.

Auch ſonſt wird zur ſelben Stunde viel geſungen auf der Heerſtraße zwiſchen Biala und Barnow. Das halbe Dorf zieht dahin und von allen Seitenwegen kommt neuer Zufluß in den Strom der fröhlichen

Wanderer. Nicht an Farben fehlt's, nicht an fröhlichen Geſichtern, nicht an Sang und luſtigem Lachen. Und aus der Haide und von den Feldern ſchallt wie zur freundlichen Antwort der Geſang der Sommervögel und die junge Morgenſonne umfließt die Karawane mit ihrem goldigſten Licht. Aber wer all dieſen Leuten in's Herz ſchauen könnte, dem würde das vergnügliche Bild vielleicht minder vergnüglich erſcheinen. Denn es iſt kein Zufall, wenn man im Zuge ſo oft das Lied hört:

Wer was hat, der muß ſorgen,
Muß erwerben und muß borgen —
Nur der Pop' und Bettelmann
Sind auf Erden trefflich d'ran.

Pope muß ſtudiren ſein,
Pope kann nicht jeder ſein —
Doch zur Bettlerherrlichkeit
Kann ich's bringen mit der Zeit!

Ach! wer weiß, mit welchen Empfindungen Mancher dieſes luſtige Lied ſingt! Er treibt da das letzte Stücklein Vieh vor ſich hin, und wenn der kärgliche Erlös verthan iſt — was dann? Dann bleibt die Hoffnung auf die Barmherzigkeit des Wucherers ſein einziger Troſt. Ein entſetzlicher Troſt! Es gibt Viele, welche glauben, daß ein feſter Hanfſtrick ein beſſerer Troſt wäre.

Noch ſingen ſie laut, aber ſie werden immer ſtiller,

je näher ſie der Stadt kommen. Und als ſie auf dem Marktplatz von Barnow anlangen, da hört man kein Lied mehr aus ihren Reihen.

Der Wochenmarkt — „Jarmarek“ heißt er in der Landesſprache, eine Korrumpirung des deutſchen Wortes „Jahrmarkt“ — wird auf dem „Ringplatz“ des Städtchens abgehalten. Dieſe öde, große, von wenigen Häuſern umgebene Sand- und Miſtfläche iſt durch ſechs Tage der Woche nur von wenigen Wagen, einigen Menſchen und ſehr vielen Schweinen belebt. Aber am Dienſtag herrſcht da ein unbeſchreiblich tolles Gewirre und Gedränge, ein Treiben und Stoßen, ein Brüllen und Streiten, ein Kreiſchen und Lachen, ein Schnattern und Wiehern, ein Zetern und Singen, ein Jauchzen und Jammern, ein Rufen und Gröhlen, ein Feilſchen und Klirren und Stampfen — das wahnſinnigſte Tohuwabohu von Vieh und Menſchen, welches ſich die ausſchweifendſte Phantaſie erſinnen kann. Wer da hineingeräth, dem betäubt der Qualm die Naſe, der Lärm das Ohr, das Gewirr der Farben und Geſtalten das Auge. Es iſt anzuſchauen, als hätte Jemand vernünftiges und unvernünftiges Gethier — Ochſen, Bauern, Pferde, Juden, Gänſe, Städter, Soldaten, Schafe — übermüthig durcheinandergewirbelt, und als wäre das vernünftige Gethier plötzlich insgeſammt wahnſinnig geworden. Dieſe Menſchen überbrüllen ſich, nicht anders, als die Unglücklichen im

Tollhauſe. Aber hier geſchieht es juſt aus Berechnung, das Wort wiegt deſto ſchwerer, je lauter es geſchrieen wird — unter Niederen und Rohen iſt das überall ſo. Darum hat in Halb-Aſien das meiſte Recht, den größten Vortheil, der die ſtärkſte Stimme hat. Und dieſe Leute ſind ja zuſammengekommen, einander Vortheile abzuringen.

Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, ſich in dieſem betäubenden Knäuel von Vieh und Menſchen zurechtzufinden. Denn dieſer Markt gliedert ſich nicht nach den Gegenſtänden des Verkaufs, hier giebt es keinen beſonderen Vieh-, Kleider- und Gemüſemarkt. Neben dem Wagen, auf dem der bärtige Lippowaner Aepfel feilbietet, ſteht ein Jude, der einen Haufen Senſen aufgeſchichtet; daneben iſt eine Garküche aufgeſchlagen, weiterhin ein Zelt, in dem Tuch und Linnen verkauft wird, und zwiſchen dieſer Schnittwaarenhandlung und der ambulanten Reſtauration ſteht der Verkaufstiſch eines Bilderhändlers und blöckt ein Koppel Schafe — all' dies hart nebeneinander, der Raum iſt koſtbar. Denn verkauft und gekauft wird für die ganze Woche nur an dieſem Tage und auf dieſem Platze; im Dorfe gibt es keine Krämerei und die wenigen Läden im Städtchen feiern ſechs Tage lang. Darum ſind hier die Meiſten — nur die relativ Reichſten und Aermſten ausgenommen — zugleich als Käufer und Verkäufer erſchienen, darum tritt hier oft genug der Handel in ſeiner urſprüng-

lichſten Form auf: als Tauſch. Kurz, der Ringplatz von Barnow iſt am Dienſtag in der That ein Stapelplatz für die ganze Gegend, und wer ihn unbetäubt und prüfenden Auges durchwandert, gewinnt tieferen Einblick in das Treiben dieſer Menſchen, dieſes ſonderbare Treiben, in welchem die ſtarre Eigenart dreier Völker, in welchem der Gegenſatz zwiſchen Cultur und Barbarei zuſammenfluthet oder doch kaum unterſcheidbar in Eins zuſammenſchillert. Wer dieſes Tohuwabohu verſteht, verſteht auch ein gut Stück Culturgeſchichte von Halb-Aſien.

Freilich! — wiederhole ich — es gehören ſtarke Nerven zu dieſem Studium und ferner ganz unempfindliche Rippen. Denn unter dieſen Menſchen gehört der Rippenſtoß, von den nothwendigen Fällen abgeſehen, zugleich zu dem holden Ueberfluß des Lebens, den man leicht' miſſen könnte und doch nicht gerne mißt, zu jenen liebvertrauten Formen des Verkehrs, welche ſeine Würze bilden, obwohl ſie, ſtreng genommen, nicht zu ſeinem Inhalt gehören. Der Rippenſtoß iſt in Halb-Aſien, was in Europa der Händedruck iſt, der Morgengruß, der Abſchiedsgruß. Wo ſich zwei Freunde begegnen, da ſtoßen ſie einander vor Allem in die Rippen, daß es kracht, und wenn ſie ſcheiden, dann bearbeiten ſie einander aus Zärtlichkeit ſo, daß ſie ächzend auseinanderfliegen. Will der Verkäufer den Vorübergehenden auf ſeine Waare aufmerkſam machen, ſo hält

er einen Rippenſtoß für die paſſendſte Einleitung zu einem freundlichen Anbot, und iſt im Gegentheil der Verkäufer momentan beſchäftigt, ſo eröffnet der neue Kunde das Feilſchen durch einen Stoß, ſo daß der glückliche Inhaber einer vielbegehrten Waare den Tag über nur ſo hin- und hertorkelt. „Ich fühle mir die Seiten nicht," pflegt ſich darum ein glücklicher Handelsmann ſtolz zu brüſten, indeß ſein unbeachtet gebliebener Nachbar ſeufzt: „Mich hat Niemand angerührt!" Wird man über einen Handel einig, ſo wird dies durch Rippenſtöße gefeiert, auch die einzelnen Phaſen der Verhandlung werden durch ſolche Denkzettel bezeichnet und ohne dieſe Beweiſe liebenswürdigen Entgegenkommens wäre wohl ſelten eine Einigung zu erzielen. Aber auch zartere Gefühle verrathen ſich durch Püffe und es iſt ſelbſtverſtändlich, daß der Puff um ſo energiſcher geführt wird, je tiefer und inniger die Empfindung iſt. Begegnet der junge Ruthene auf dem Wochenmarkte dem Mädchen, das er feurig liebt, ſo gibt er ihr gewiß einen Stoß, daß ſie fünf Schritte weit fliegt, und „er ſtoßt mich gar nicht mehr!" klagt ſeufzend eine Schöne, wenn ſie einem mitfühlenden Herzen verrathen will, daß die Liebe ihres Jünglings erkaltet. Im Volksliede:

Stieß der Koſak an ſein Mädchen,
Seufzt': „Du meine Süße!" —
Und ſie trat zum Gegengruß
Ihm auf beide Füße,

und in den prächtigen, volksthümlichen Dumen des

großen Szewczenko ſpielt der Rippenſtoß als Liebeszeichen gleichfalls keine geringe Rolle. Aber auch minder ernſte Gefühle: Bewunderung mädchenhafter Anmuth, momentanes Wohlgefallen an weiblicher Schönheit verrathen ſich in gleicher Weiſe, und nicht blos bei den Ruthenen. Durchſchreitet ein polniſcher Don Juan den Markt, ſo pufft er gewiß jedes hübſche Bauern-, Bürger- oder Judenmädchen, und in luſtiger Erinnerung lebt mir das prahlende Wort einer wackeren Bürgersfrau von Barnow, der Gattin unſeres Organiſten: „Ach! würden Sie nur einmal nach dem Markte oder Kirchgang den Rücken meiner Tochter ſehen! Blau, ſag' ich Ihnen, ganz blau, es iſt eine wahre Freude! Die vornehmſten Herren puffen ſie — nun, wenn ſich nur einmal der Rechte findet!“

So viel von dem liebenswürdigen Rippenſtoß, von dem Puff als feine Umgangsform. Daß es aber auch unliebenswürdige gibt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der Wochenmarkt wird von manchem jungen, adeligen Polenſtrolch beſucht, der blos vom Anbetteln ſeiner Standesgenoſſen lebt, ſelten über einen Heller Baargeld verfügt und daher im Gewühle eigentlich gar nichts zu ſuchen hätte. Aber ſein Amuſement ſucht er dort, und am Beſten und Köſtlichſten findet er es, wenn er greiſe oder kränkliche Juden mit den Fäuſten bearbeitet. Früher iſt dieſes Geſellſchaftsſpiel noch viel mehr in Schwung geweſen und auch mit ſtarken

und geſunden Juden geſpielt worden, bis ſich allmählig, als auch unter dieſen armen, verſtoßenen Menſchen die Bildung zunahm und mit ihr das Bewußtſein der Menſchenwürde, Einer oder der Andere fand, der dem polniſchen Lumpenhunde Gleiches mit Gleichem vergalt. Erwägt man ferner, welchen Werth unter rohen Menſchen die Fauſt als Beweismittel hat, und daß hier Meinungsverſchiedenheiten gerne auf kürzeſtem Wege ausgetragen werden, ſo eröffnet ſich leicht der Ausblick auf eine weitere, unendliche Reihe von Püffen, welche am Dienſtag auf dem Ringplatz zu Barnow empfangen und ausgetheilt werden. Doch iſt bei Zweikämpfen unter Juden auch das Bartausreißen ſehr beliebt, bei Zweikämpfen unter polniſchen Herren die ritterliche Ohrfeige. Und endlich iſt — als das Letzte, keineswegs als das Geringſte — der Rippenſtoß im Dienſte der Kommunikation zu verzeichnen, der Puff aus Nothwendigkeit. In wirrem Knäuel, in völliger Willkür ſind die Waaren abgeladen, die Verkäufer poſtirt, es gibt keine Straßen und Pfade in dieſem Gewirr — wer ſich da hineingewagt, muß ſein eigener Pfadſucher ſein. Und da in Halb-Aſien Europen's übertünchte Höflichkeit im Allgemeinen und das freiwillige Ausweichen im Beſonderen unbekannte Dinge ſind, ſo kommt ſelbſt der unverliebteſte und friedlichſte Menſch hier jeden Augenblick in die Lage, zu ſtoßen und geſtoßen zu werden.

Flaniren wir vorläufig am Rande der Gefahr, dort, wo die Heerſtraße in den Platz einmündet. Auch dieſes ſtillere Eingangskapitel zu der brüllenden und heulenden Culturgeſchichte Galiziens bietet manche intereſſante Stelle, und könnte man etwa einen Geſchichtsſchreiber der Volkswirthſchaft auf dieſen Platz führen, der würdige Gelehrte würde gewiß vor Freude einen Luftſprung machen. Denn hier bleibt ihm der mühevolle Weg von den Phöniziern zu den Griechen und Römern, von den Venetianern zu der Frankfurter und Wiener Börſe erſpart. Hier findet er alle Stadien der Entwickelung materiellen Intereſſenverkehrs hart neben einander: den Tauſch, den Handel, den Zwiſchenhandel, den Wechſelverkehr, das Börſenſpiel. Das iſt wörtlich und buchſtäblich zu nehmen. Hart neben einander! — und oft verkörpern ſich in einer und derſelben Perſon Phaſen des Verkehrs, zwiſchen denen ſonſt ein unermeßlicher Abſtand liegt, tauſende von Jahren oder tauſende von Meilen.

Wir hören's auf der Schulbank, wie einſt in grauer dämmeriger Vorzeit der ſchlaue, dunkeläugige Handelsmann aus Tyrus an entlegener nordiſcher Küſte gelandet und dort von den blonden kindlichen Barbaren für nützliches Eiſengeräth oder unnützen Glasſchmuck eingetauſcht, was ihm werthvoll geſchienen. Und in exotiſchen Reiſeberichten leſen wir, wie die blonden, blauäugigen Phönizier der Gegenwart an

einer einſamen Küſte der Südſee landen und von den braunen Inſulanern für Glaskorallen und Meſſerchen köſtliches Gut erhandeln. Aber es braucht nicht der ungeheuren Wanderung durch Zeit oder Raum, um ſolchen Handelsverkehr aus den Kindertagen der Menſchheit zu belauſchen. Hier auf der Straße, die zum Barnower Wochenmarkt führt, iſt Gleiches zu gewahren oder doch Aehnliches.

Da ſtehen — eine Kette, welche die Straße abſperrt und ſich nur ungern öffnet — der Aaron Brennholz, der Beriſch Schenkelbach, die Chane Singmirwas, die Jitta Gelber, die Siſſel Diamant und noch viele andere Herren und Damen mit ähnlichen wohl- und vollklingenden Namen. Sie ſind bepackt und belaſtet mit Allem, was eines Bauern oder einer Bäuerin Herz und Sinn erfreuen kann, mit Senſen, Bändern, Tüchern, Schnaps, Wolle, Pfeifen, Korallen, Meſſern, Weißbrod, Zündhölzchen, Pelzmützen, Kotzen und tauſend ähnlichen Dingen. Und keine Karavane aus den Dorfſchaften paſſirt dieſe lebendige Kette, ohne daß der Verſuch unternommen wird, ſchon hier ein Geſchäft zu machen, in dem für Linnen, Getreide oder Vieh jene oberwähnten Kunſtprodukte angeboten werden. Nicht ſelten ſiegt Beriſch Schenkelbach durch die Macht ſeiner Rede, den Glanz ſeiner Bänder, die Süffigkeit ſeines Schnapſes, hauptſächlich aber ſiegt er durch die Trägheit des Bauers. Denn wer ſchon hier los wird,

was er zu Markte gebracht, kann sich den Tag über müßig im Gewühle herumtreiben und in einem stillen Winkel mit fröhlichen Genossen den eingetauschten Schnaps vertrinken. Für wen der Handel vortheilhafter ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Berisch Schenkelbach schreit sich am Dienstag Vormittag heiser, denn er brüllt verachtungsvoll, wenn er die geheimen Fehler eines Kalbes erörtert und flötet süß, jedoch in den höchsten Tönen, wenn er seine Sensen und Pelzmützen preist. Aber dafür macht er auch ein sehr gutes Geschäft. Weit minder bedeutend sind die Vortheile, welche sich für Jitta Gelber oder Sissel Diamant aus ihrer Kehlenthätigkeit ergeben, obwohl auch sie sich wahrlich nicht wenig anstrengen. Das sind arme, sehr arme Weiber, welche oft sammt Mann und Kindern von dem kärglichen Gewinn leben müssen, welchen ihnen der Wochenmarkt gebracht. Denn Herr Chaim Gelber verdient sich durch seine Thätigkeit keinen Hosenknopf, vielweniger einen baaren Heller. Als er, vierzehn Jahre alt, die dreizehnjährige Jitta heimführte, war er nur im Talmud bewandert, aber in keinem Gewerbe, keinem weltlichen Geschäfte, und die Existenz des jungen Paares gründete sich darauf, daß beide einige hundert Gulden bekamen und dazu das Recht, beliebig oft im Hause der Eltern zu speisen. Nun begann zwar Chaim sein Geld auszuleihen, aber ein vierzehnjähriger Talmudschüler ist ein schlechter

Geſchäftsmann, und hätten ihn auch erfahrene Rathgeber unterſtützt, ſo iſt doch ſelbſt in Galizien der Wucher nicht ſo horrend, daß man von den Zinſen eines ſo beſcheidenen Kapitals leben könnte. So griffen die jungen Leute ihr beſcheidenes Eigenthum an, beſonders nachdem die vierzehnjährige Gattin dem fünfzehnjährigen Eheherrn ein Knäblein geboren. Und da beide ziemlich faul waren und leider nur nach einer Richtung hin fleißig, ſo hatten ſie nach mehreren Jahren die Stube voll von Kindern, aber die Kaſten leer. Chaim ließ die Hände in den Schooß ſinken und fuhr fort, über ſchwierige Talmudſtellen zu brüten; es war ja das einzige, was er gelernt, und in der „Schul'" vergaß er wenigſtens der häuslichen Sorgen. Da raffte ſich Zitta auf, wie unzählige andere Weiber ihres Stammes, welche in ähnliche Lage gerathen, und nahm muthvoll die Sorgen des Hausſtandes auf ſich; ſie wurde Zwiſchenhändlerin auf dem Wochenmarkte. Und zu demſelben Erwerbe hat ſich die Siſſel Diamant bequemen müſſen, obwohl ihr Gatte, Herr Hirſch Diamant, ein bürgerliches Gewerbe erlernt hat, er iſt Schneider. Aber daneben giebt es noch fünfzig andere Schneider in Barnow und ebenſo viele Schuſter und Glaſer, denn wenn ſich ein polniſcher Jude entſchließt, ein Handwerk zu lernen, ſo lernt er doch leider nur eines der drei genannten, weil dieſe mit nur geringer körperlicher Anſtrengung verbunden ſind. Von der

Zeit ab, wo ſich dies ändert, würde eine neue, beſſere Aera des galiziſchen Judenthums datiren, aber ach! wann bricht dieſe Zeit an?! Bis dahin hat das Handwerk unter dieſen armen, beklagenswerthen Menſchen keinen goldenen, nicht einmal einen blechernen Boden, bis dahin ſind die jüdiſchen Handwerker in Galizien — immerhin mit zahlreichen erfreulichen Ausnahmen, aber Ausnahmen beſtätigen eben auch hier die Regel — nur arme Hungerleider, die nicht einmal ſich ſelbſt ernähren können, geſchweige denn Weib und Kind. Daß dießbezüglich unter den Juden des benachbarten Südrußlands viel erfreulichere Verhältniſſe herrſchen — dort ſind jüdiſche Dachdecker, Klempner, Maurer eine alltägliche Erſcheinung — iſt ein Beweis, daß es auch hier anders ſein könnte.

Die armen Weiber alſo haben ein bitteres Leben und es gehört wahrlich die ganze Zähigkeit ihrer Race dazu, um nicht unter der Laſt ihres Geſchickes zuſammenzubrechen. An ſechs Tagen der Woche üben ſie die ſchwere Kunſt, ſich hungernd und ſorgend durchzudrücken, der ſiebente Tag, der Tag des Erwerbs iſt noch trotz aller Mühen vielleicht ihr glücklichſter. Denn er iſt ja eben der Tag des Erwerbs. Da pilgern ſie in aller Frühe zu einem Krämer ihres Glaubens und nehmen da um einen oder zwei Gulden Waaren auf Kredit, Bänder, Korallen, Liqueure, Meſſer. Damit ſtellen ſie ſich an die Heerſtraße und tauſchen

bei den Ruthenenweibern Mehl, Geflügel, Eier, Obſt dafür ein, namentlich aber Gemüſe, insbeſondere auch Zwiebel und Knoblauch. Und mit den erhandelten Schätzen poſtiren ſie ſich nun auf dem Markte und verkaufen ſie an die Bürger- und Beamtenfrauen von Barnow. Gewiß ein Exempel des Zwiſchenhandels, wie es ein Volkswirth nicht draſtiſcher und lehrhafter wünſchen kann.

Aber wenige Schritte davon läßt ſich der Wechſelverkehr beobachten. Herr Beriſch Schenkelbach iſt zwar heiſer, aber er harrt muthig aus und operirt, von ſeinen Söhnen unterſtützt, nach allen Seiten. Hier wird gegen einen Pflug, einige Räder und ein Fäßchen Schnaps eine Kuh eingetauſcht, dort mit einem adeligen Herrn ein ſchriftliches Uebereinkommen getroffen — Alles auf der Straße, Beriſch gibt ſeinen Rücken gern als Schreibtiſch her, ſofern nur der Herr ſeinen Namen auf das Papier ſetzt. Wohl machen nur die herabgekommenen Polen ihre Geſchäfte ſo auf der Straße ab, während jene, welche das Dekorum wahren, den Wucherer in ſeiner Stube aufſuchen, aber es kommen doch ſehr viele Schlachzizen auch auf der Straße zum Beriſch Schenkelbach, denn es ſind eben ſehr viele herabgekommen. Der polniſche Kleinadel iſt dem moraliſchen und materiellen Bankerott anheimgefallen, oder geht ihm mit Rieſenſchritten entgegen — es iſt dies eine Thatſache, welche Niemand leugnen

kann, der nicht der Wahrheit in's Geſicht ſchlagen will. Für die Polen iſt dies freilich eine entſetzlich niederdrückende Thatſache, denn da der polniſche Bauer nichts von ſeiner Nationalität wiſſen will, ſich ihrer ſchämt, ſie, wo er kann, verleugnet, und nöthigenfalls ſeine Senſe gerade dengelt, um den Kämpfern für ein Polenreich den Garaus zu machen, da ferner der polniſche Kaufmann und Bürger mehr oder minder kosmopolitiſch geſinnt iſt, ſo iſt der Klein-Adel faſt der ausſchließliche Träger der fanatiſchen, polniſch-nationalen Idee, welche ſich, offen oder heimlich, gegen Rußland, Oeſterreich und Preußen kehrt, und mit dieſem Stande erlebt auch dieſe Idee ihren Bankerott. Wie geſagt, das ſind ausgemachte Dinge, welche ſich nicht länger fortlügen und fortprahlen laſſen. Frägt man aber, was dieſen Stand ſo tief herabgebracht, ſo wird man den Grund hiefür nur zum Theil in den traurigen wirthſchaftlichen Verhältniſſen des Oſtens ſuchen müſſen, hauptſächlich aber in der noch viel traurigeren Verlotterung ſeiner Glieder. Man wird Herrn von Krapulinski alles Andere eher begreiflich machen können, als die Pflicht des Menſchen, zu arbeiten, wenn er kein Vermögen hat, und daß der Adel kein Freibrief für Unwiſſenheit iſt, wird ihm nie einleuchten. An ſeiner Ignoranz, an ſeiner Trägheit geht Krapulinski zu Grunde, und kein Gott hält ſein Verderben auf. Freilich behauptet er, daß Beriſch

Schenkelbach ſein Verderben ſei, aber hätte er, ſtatt Macao zu ſpielen und mehrere Maitreſſen zu unterhalten, ſich um ſeine Wirthſchaft bekümmert, er wäre nie in die Lage gekommen, die intime Bekanntſchaft dieſes Herrn zu machen. Allerdings kommt ſelbſt der ſolideſte Landwirth zuweilen in die Lage, Geld aufnehmen zu müſſen, aber für ſolide Wirthe gibt es auch in Galizien Geld zu ſoliden Bedingungen. Kurz, wer die Verhältniſſe des öſterreichiſchen Oſtens unbefangen prüft, kommt doch immer wieder zu demſelben Reſultat: wenn Krapulinski zu Grunde geht, ſo hat Niemand hiefür die Schuld, als Krapulinski ſelbſt.

Derſelbe Beriſch Schenkelbach endlich, welcher Kälber gegen Pflüge eintauſcht, die Kälber gegen baares Geld verkauft und Wechſelgeſchäfte macht, derſelbe Beriſch iſt auch ein ambulantes Börſen-Comptoir. Er kauft und verkauft Renten, Grundentlaſtungs-Obligationen, galiziſche Lokalpapiere. Die Börſe von Barnow iſt nicht ſo groß, wie die von Lemberg oder Brody, aber ſie iſt immerhin ſtattlich genug, ſtattlicher, als es der Anzahl der Ortsbewohner entſpricht. Das Börſenſpiel, welches Scharfſinn und Phantaſie in gleicher Weiſe anregt und mit keiner körperlichen Anſtrengung verbunden iſt, ſagt der Eigenart des polniſchen Juden ungemein zu, und daß vor dem Börſenkrach nur ein gut Theil des jüdiſchen Galiziens, nicht aber das Ganze nach Wien gekommen, iſt eigentlich

wunderbar. Doch kamen immerhin ihrer genug und die zu Hauſe blieben, ſpielten dort. Manche jener neugegründeten Banken hatte faſt ihre ganze Clientel in Galizien; auch Krapulinski verſpielte da heftig das Geld, welches er ſich geliehen. Jetzt iſt dies freilich anders, aber noch immer bildet der Courszettel eine ſehr eifrige Lectüre der Familienhäupter mit Kaftan und Schmachtlöcklein. Neben der großen Anzahl von Dilettanten gibt es unter ihnen auch einige Sachverſtändige. Am Eingange des Marktes ſind einige Tiſchchen aufgeſtellt, wo Papier gegen Kupfer, Silber gegen Papier, ruſſiſches gegen öſterreichiſches Geld gewechſelt wird. Die anſehnlicheren unter dieſen Wechslern ſind zugleich die Börſenkönige von Barnow. Auch ſie verſchmähen das kleine Geſchäft nicht, für einen Gulden neunundneunzig Kreuzer zu geben, aber in derſelben Minute machen ſie vielleicht telegraphiſch durch die Unionbank ein Geſchäft, das ſich auf Tauſende von Gulden beläuft. Möglich, daß das Telegramm unorthographiſch geſchrieben iſt, das Geſchäft aber iſt gewiß, ſoweit ſich eben die momentane Lage des Geldmarktes von Barnow aus überſehen läßt, gut ausgedacht. Denn nicht oft und nicht nachdrücklich genug kann es betont werden, welche ungemeine Intelligenz und Beweglichkeit des Geiſtes in dieſen Leuten ſteckt. Wahrlich! die Zeit, wo dieſe guten Gaben ſich nicht blos auf pecuniärem Gebiete bewähren können, dieſe leider noch ferne Zeit

iſt nicht blos im Intereſſe der Juden, ſondern auch im Intereſſe des Landes lebhaft herbeizuwünſchen! . . .

All' dies läßt ſich ſchon auf dem Wege zum Markte beobachten und überdenken. Auf dem Markte ſelbſt wird beides ſchwieriger, der Püffe und des Lärmens wegen. Flüchten wir uns als vorſichtige Pilger, denen ihre Rippen lieb ſind, hinter eine mächtige Karawane, welche eben in das Gewühle eindringt. Ein ſtattlicher, langbärtiger, langröckiger Herr, an ſeiner Seite eine Dame von ungeheuren Dimenſionen, welche recht geſchmackvoll gekleidet iſt: rothes Kleid, grüne Mantille, blauer Hut und gelber Sonnenſchirm; fünf junge, wohlgenährte Mädchen, welche die gleichen Farben, wenn auch in verſchiedener Anordnung, aber doch mit gleichem Geſchmack, auf ihrer bauſchigen Hülle blinken laſſen, und vier Jünglinge in einer Tracht, die zwiſchen der ſtädtiſchen Mode und einem ehrlichen ruthenischen Bauernkoſtüm ſonderbar, aber juſt nicht imponirend die Mitte hält. Das iſt eine einzige Familie, der hochwürdige Herr Euſebius Tarnowiecki, griechiſch-unirter Landpfarrer von Twardowka, ſein Weib und ſeine Kinder. Ein Pfarrer erzeugt viele Kinder, wenn er ein Weib nehmen darf; das iſt eine feſtſtehende Thatſache, welche oft auch dann gilt, wenn der einſchränkende Bedingungsſatz entfällt. Wo dieſe Familie Platz hat, da können auch wir's wagen. Alſo langſam vorwärts!

Rechts vom Pfade, den wir uns ſelbſt bahnen,

hocken jüdiſche und ruthenische Weiber auf der Erde, jede inmitten ihres Krams von Victualien. Und jede ſcheint überzeugt zu ſein, daß wir dringendſt einer Henne, einiger Eier oder doch mindeſtens einiger Knollen Knoblauch bedürfen, denn jede einzelne ſchreit uns mit durchdringender Stimme zu, daß juſt ſie das Beſte zu verkaufen hat, und die Rede ſchließt immer mit der Beſchwörung: „Herr, Du wirſt doch nicht anderswo kaufen?!“ Aber ſo ſehr auch die Weiber lärmen, mögen ſie nun moſaiſch oder chriſtlich ſein, in Dem, was ſie brüllen und kreiſchen, unterſcheiden ſie ſich doch.

Die Ruthenin ſchreit jedem Vorübergehenden Dasſelbe zu: „Kauft, kauft, kauft nur bei mir! Hühner, Eier, Enten — Alles friſch, Alles billig! Die jüdiſchen Eier ſtinken, die jüdiſchen Hühner ſind alt — kauft, kauft bei mir!“ Und dies Sirenenlied brüllt ſie einförmig ab, nach einer Art Melodie, welche ſich durch Tradition forterbt — die erſten und letzten Worte langgedehnt bis zur Unverſtändlichkeit. Begleitet wird der Sang durch ein monotones Biegen und Strecken des wagrecht gehaltenen Armes, unterbrochen wird er nur, wenn ſich eine Käuferin findet. Auch das vernichtende Urtheil über die Waare der jüdiſchen Nachbarin iſt ſtereotyp, obwohl es etwas unlogiſch iſt, denn die Eier werden ja nicht von den Juden gelegt, ſondern von den Hühnern auf dem Dorfe. „Stinkend“ iſt überhaupt das ſtändige Epitheton ornans, welches

der Chriſt des Oſtens jeder Sache beilegt, die mit dem Juden in näherer oder entfernterer Beziehung ſteht. Es iſt oft nicht unbegründet, aber daß es ſo demonſtrativ gebraucht wird, zeigt doch von geringer Selbſtkritik. Denn jede unbefangene Naſe wird zugeben, daß von den Odeurs, welche ſie im Oſten ſo nachdrücklich kitzeln, auch den Chriſten ihr vollgemeſſenes Theil gebührt, und insbeſondere erinnert ſolch' eine wohlbeleibte Bäuerin, welche unter ihrem friſchen Schafpelz im Sonnenbrande ſchwitzt, an manches Andere lebhafter, als an die Wohlgerüche Arabiens. Es iſt leider wenig Toleranz im Oſten, aber in den thatſächlichen Verhältniſſen wäre es wohl begründet, wenn dort Jeder ſtillſchweigend den Nächſten nach ſeiner Art riechen ließe.

Die Jüdin erlaubt ſich kein ähnliches Urtheil über die Waare der Konkurrentin, aber ſie weiß ſich durch andere Mittel zu helfen: durch enthuſiaſtiſches Lob der eigenen Waare und durch feine Individualiſirung in der Anſprache. „Herr! Herr!“ ruft ſie Dir ſo dringend zu, daß Du unwillkürlich den Blick auf ſie lenkſt, „Sie ſind ein feiner Herr, ein nobler Herr — aber haben Sie ſchon je eine ſolche Ente geſehen?“ Und ſie hält Dir das Thier unter die Naſe. „Niemand hat noch ſo eine Ente geſehen! So ſchön, ſo fett — das Waſſer läuft mir im Mund zuſammen, wenn ich ſie anſchau'! Aber bin ich eine reiche Frau?

Bin ich mit Enten aufgezogen worden? Aber Ihnen gönn' ich ſie — von Herzen, auf Ehre! Denn warum? Sie ſind ein feiner Herr, ein ſchöner Herr. Und wie billig ſie iſt — ich ſchäm' mich zu ſagen, was ich dafür will — fünfzig Kreuzer — handeln Sie nicht mit mir — ſo ein Nachtmahl — wie ein Fürſt! Und was wird Ihre Frau ſagen, wenn Sie die Ente nach Hauſe bringen? „Gott über der Welt," wird ſie ſagen, „was für einen Goldmenſchen hab' ich zum Mann. Alles verſteht er, auf dem Markt kauft er beſſer, wie ich! Vergolden ſoll man den Mann!" So wird ſie ſagen, auf Ehre, und wenn ſie nicht ſo ſagt, ſo verdient ſie gar nicht einen ſo ſchönen Mann, wie Sie!" — Gehſt Du dennoch weiter, ſo wird ſie freilich murmelnd noch etwas hinzuſetzen, was juſt kein Segenswunſch iſt, oder doch mindeſtens weniger ſchmeichelhaft, als was Du bis jetzt gehört. Aber zu langen Gemüthsergüſſen hat Siſſel Diamant keine Zeit. Da naht eine Käuferin, die hagere, verblühte, aber gefallſüchtige Gattin eines Diurniſten beim Bezirksgerichte. „Gott! Gott!" ruft Siſſel im Tone höchſten Erſtaunens, „wenn ich's nicht ſelber ſehen thät', möcht' ich's nicht glauben — alle Tag', aber alle Tag' wird die „Dama" ſchöner und immer ſchöner! Es iſt ein Wunder vor Gott, ein lebendiges Wunder! Dieſe Augen, dieſes Haar und dieſer ſüße Mund — Gott! Gott! Sie brauchen ein Schock Eier — ich

ſeh's Ihnen an — bei wem werden Sie kaufen? Natürlich bei Ihrer Siſſel! Zwei Kreuzer das Stück, Gnädigſte, es koſtet mich ſelbſt ſo viel, aber will ich denn bei Ihnen einen Profit? Augenblicklich ſoll mich der Donner erſchlagen, wenn ich einen Profit will! Mir iſt die Ehre genug — die ſchönſte Frau in der Stadt! — alle Männer wichſen ſich den Schnurrbart auf, wenn ſie Sie von Weitem ſehen. Und gar der Herr Steuereinnehmer — ſterben thut er nach Ihnen — es iſt ein Mitleid mit dem Mann — wenn ich ihm begegnen thu', denk ich mir: Gott ſoll ſich ſeiner erbarmen, gerade in die ſchönſte Frau hat er ſich verliebt, billiger hat er's nicht thun können! Alſo wie viel hab' ich Ihnen zuzuzählen? Nur zwanzig Stück?! Gut. Aber anderthalb Kreuzer? Alle meine Kinder ſollen mir binnen zehn Minuten an der Cholera ſterben, wenn ich nicht Schaden dabei haben thät! Soll ich Schaden haben, ich, Ihre Siſſel?! Was ſparen Sie ſo? Der Herr Gemahl wird ja nächſtens Bezirksrichter, die ganze Welt ſpricht ja davon. Er wird nicht Bezirksrichter? Nu — dann könnt' er's doch werden! — ſo ein ſchöner Herr, ſo ein kluger Herr! Was ſagen Sie, er iſt nicht ſchön? Gott, wie man ſich täuſchen kann! Und dumm iſt er auch? Gott — natürlich wiſſen Sie es beſſer. So eine Frau und ſo ein Mann — ich hab' ja immer geſagt: wie kommt der Mann zu der Frau?! — Gott!

einen Grafen hätten Sie haben können — das Herz thut mir brechen vor Mitleid! Alſo zu anderthalb Kreuzer — in Gottes Namen! — aber keine zehn Kreuzer ſoll ich im Vermögen haben, wenn's mich nicht ſelbſt ſo viel koſtet! Vielleicht eine Ente gefällig — die ſchönſte Ente — aus Silber könnt' ſie ſein und wär' doch nicht mehr werth! — Nichts mehr? Nun, ein anderes Mal. Gott! wie ſchön iſt die Frau — und der Gang! wie eine Prinzeſſin — ich küß' die Hand — wie eine Prinzeſſin — auf Ehre!"

. . . Während ſo rechts proſaiſche Eßwaaren verkauft werden, haben ſich zur Linken drei Vertreter freier Künſte poſtirt. Vor Allem ein Mann mit einer Elektriſirmaſchine, welcher das P. T. Publikum auffordert, gegen Erlag von drei Kreuzern die Hände auf die Griffe zu legen und ſich einmal gehörig „durchblitzen" zu laſſen. „Das größte Wunder, welches Gott in Paris ſelbſt an einem heiligen Manne geoffenbart hat! Iſt das größte Vergnügen und hilft gegen alle Krankheiten!" Die Bauern ſtehen dicht umher; hier und da entſchließt ſich wohl auch einer zu dem Experiment und macht dann natürlich die ergötzlichſten Grimaſſen. Nur Hritzko Supkowicz, deſſen Hände ſo ſchwielig ſind, daß ſie ſich wie Steine anfühlen, hat ſeinen Obolus umſonſt erlegt; durch eine ſolche Haut bringt der elektriſche Funke nicht und nun fordert er energiſch ſein Geld zurück. Aber da

miſcht ſich Iwan Megega, der Ortsrichter von Biala, mit ſeiner ganzen Autorität in den Streit. „Höre, Hritzko,“ ſagt er, „Du haſt eben gehört, daß dieſe Maſchine von Gott iſt und Du biſt nur ein Schweinehirt. Mich, der ich Ortsrichter bin, hat es gehörig geſchüttelt, aber für einen Schweinehirten baut Gott ſeine Maſchinen nicht. Es muß ein Unterſchied ſein auf Erden, Du dummer Hritzko — den Kaiſer ſchüttelt es gewiß noch ſtärker, als mich!“ . . .

Daneben hat ein Bilderhändler ſeinen Kram etablirt. Er führt hauptſächlich katholiſche Heilige, dann Bilder im byzantiniſchen Stil für die Gläubigen griechiſcher Confeſſion. Natürlich entſprechen dieſe Erzeugniſſe dem geläutertſten künſtleriſchen Geſchmack, insbeſondere an tief geſättigter Farbenpracht wetteifern ſie mit den größten Coloriſten aller Zeiten. Das Blut an den Wunden iſt mit allem Nachdruck ſignifizirt und der heilige Sebaſtian gleicht frappant einem eben abgeſtochenen Ferkel, welches man in unnützer Grauſamkeit durch Heugabeln vom Leben zum Tode gebracht hat. Hingegen präſentirt ſich die heilige Magdalena als ein ältliches, mit aſchgrauer Haut überzogenes, überaus mageres Frauenzimmer, welches räthſelhafter Weiſe ein vergnügtes Geſicht macht, obwohl man es, rückſichtslos genug, faſt völlig unbekleidet auf Steine hingeworfen, ſo daß es nun hilflos auf dem Bauche liegt. Gott Vater erſcheint zwar regelmäßig ſehr

würdig mit einem grünen Talar und rothem Unterkleid bekleidet, aber bedenklich ist es doch, daß der alte Herr eine gar so rothe Nase hat. Auch ist er sehr wohl genährt und das Bäuchlein rundet sich behaglich. So gut geht es leider den griechischen Heiligen nicht, mager und langgestreckt, die Hände knapp an den Leib gedrückt, den Mund geöffnet, stehen sie da und könnten ohne den citronengelben Heiligenschein um das Haupt für kostümirte Häringe gehalten werden.

Auch patriotische Bilder sind zu sehen: Der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin, Marschall Radetzky und — Freiherr von Kempen. Denn in entlegeneren Landstrichen behält man oft noch Moden bei, die im Centrum längst außer Geltung gekommen, und so gilt hier Baron Kempen noch als ein Mann, den man gern an einen Nagel hängt. Alle diese Bilder finden eifrige Käufer, denn so arm ist kein Bauer, daß er nicht mindestens seinen Schutzpatron gerne in der Stube hätte und dazu die beiden erlauchten Paare. Man mag nirgendwo die vier Bilder in so miserabler Ausstattung antreffen, aber auch nirgendwo so häufig, wie im östlichen Galizien. „Denn durch den Oesterreicher sind wir erst Menschen geworden," sagt der Ruthene und vom Sohn auf den Enkel vererbt er die Dankbarkeit gegen den Staat, welcher ihn dem polnischen Adel und damit der grauenhaftesten Sklaverei entrissen. Daß ein deutsches Be-

amtenthum in Galizien nur zur Zeit der Reaktion beſtand, iſt freilich wahr, aber unſer Bauer hat nichts von dem Druck der Reaktion geſpürt, er hat nur die Wohlthat empfunden, daß es eine Macht gab, welche ihn gegen ſeinen Todfeind ſchützte, gegen ſeinen Quäler und Peiniger: den polniſchen Herrn. Daß die Aufhebung der Robot nur in Folge einer Revolution erfolgt, iſt ebenſo unbeſtreitbar, aber unſer Bauer weiß nur, daß der Kaiſer die Aufhebung der Robot verfügt und daß der Pole ſich darüber geärgert. Und weil dem Polen das gegenwärtige Regime recht iſt, da es das Land in ſeine Hände gegeben, darum iſt der Bauer der unerſchütterlichen Ueberzeugung, daß dem Kaiſer die Verfaſſung nicht recht paßt, und darum paßt ſie auch ihm nicht. Der arme Bauer weiß ja nicht, daß die polniſche Verwaltung Galiziens, dieſes brutale Willkürregiment gegen Juden und Ruthenen, auf das Schlimmſte gegen den Geiſt der Verfaſſung verſtößt, welche nicht duldet, daß Jemand um ſeines Glaubens, um ſeines Volksthums willen leide. Er lernt nur den Mißbrauch der Ausführung kennen und leidet darunter. „Was den Polen freut, ärgert den Kaiſer“ und umgekehrt, das iſt das politiſche Dogma des ruthenischen Bauern. Gewiß eine kindlich naive Auffaſſung, aber wenn Ihr genug darüber gelächelt, dann überdenket ſie auch reiflich und erkennt, daß ein geſunder Kern darin ſteckt . . .

Außer den Heiligenbildern und patriotiſchen Lithographien für die Bauern führt der Bilderhändler auch eine Waare, welche auf den ganz anders gearteten Patriotismus der Städter ſpekulirt. Die Krakauer Königsgruft, Portraits von Kosciuszko und Langiewicz, Darſtellungen aus dem letzten polniſchen Aufſtand, Gräuelſzenen der ruſſiſchen Tyrannei u. ſ. w. Auch jenes beleibte Weibsbild, welches dem letzten polniſchen Diktator bei Tag und Nacht ſo treu zur Seite geblieben, die Heldenjungfrau Puſtowojtoff, iſt ſtets in einigen Exemplaren auf Lager. Sie erſcheint hier, was ſie keineswegs in allen Situationen ihres öffentlichen Lebens gethan, in hochgeſchloſſenem, mit Panzerſchuppen bedeckten Gewande. Wüßte ſie, in welcher Geſellſchaft ſie hier zuweilen auftritt, ihr bekanntlich ſo überaus keuſches Herz würde ſich ſehr darüber grämen. Denn der Händler führt auch jene bekannten Lithographien mit franzöſiſchen Unterſchriften, junge Damen darſtellend, welche ſo vollblütig ſind, daß ſie ſich in ihrer Bekleidung auf das Nothwendigſte beſchränken müſſen. Man trifft dieſe ſittlich und künſtleriſch gleich hochſtehenden Bilder in großen Mengen als Wandſchmuck in den Häuſern des polniſchen Kleinadels — noblesse oblige, man muß auch für die Kunſt etwas thun. Für dasſelbe Menſchengenus, ſowie für die Kavallerie-Offiziere, welche auf den elenden Dörfern kantoniren und größere Langeweile empfinden, als ſich

die ausſchweifendſte Phantaſie ausmalen kann, führt der Händler endlich auch Photographien und illuſtrirte Werke aus Hamburg und Altona, welche auf röthlichem Papier gedruckt ſind. Oder iſt das arme Papier erſt roth geworden, nachdem man dieſe ſauberen Dinge darauf gedruckt?!

Letztere Erzeugniſſe werden in geſchloſſener Lade geführt, von anderen Gründen abgeſehen ſchon deshalb, weil ſonſt Iwan Megega und die anderen Bauern dieſe empörenden Cochonerien erbarmungslos zerfetzen und in den Koth treten würden. Es iſt viel geſunde Sinnlichkeit in dieſem Stamme, aber — juſt eben darum — auch viel geſunde Sittlichkeit, und wenn auch Bodenſtedts feierliche Verſicherung, daß ſich unter den Millionen kleinruſſiſcher Volkslieder kein einziges zotenhaftes befinde, jedem Kenner dieſes Volksliedes ein Lächeln abnöthigen wird, ſo iſt doch dies Lied in der That relativ reiner, als das anderer ſlawiſcher Stämme, z. B. der Mazuren, in welchem die Zote geradezu dominirt. Seine ſonſtigen Waaren aber hat der Händler möglichſt einladend gruppirt und Iwan Megega gibt unter beifälligem Gemurmel ſeiner Ortsgenoſſen ſein Urtheil darüber ab.

Vor Allem über die Heiligenbilder. „Aber die Religion," bemerkt er zunächſt ſo im Allgemeinen, „aber die Religion iſt eine ſehr gute Sache und es iſt wirklich vortrefflich, daß ſich der alte Herr den

Juden und der junge Herr ſeinen Jüngern geoffenbart hat. Denn wenn ſie es nicht ausdrücklich ſo ſchön geſagt hätten, ſo wüßten wir ja nichts davon und hätten keine Religion. Und dann würden wir ſo in den Tag hineinleben, wie ein Ochs oder ein Maikäfer. Jetzt iſt das Gottlob anders und die Religion iſt tröſtlich und erquicklich, man könnte ſie mit einem Pelz vergleichen. Denn einen Pelz kann man immer tragen und es iſt immer zum Guten. Im Sommer wendet man das Fell nach auswärts und es hält die Hitze ab, im Winter wendet man es nach innen und es nützt gegen die Kälte. So hält uns die Religion, wenn wir in Freuden ſind, den Hochmuth und Stolz ab, und wenn wir im Leid ſind, die Trauer und Kleinmüthigkeit. Nun gibt es freilich verſchiedene Religionen, die Polen ſind römiſch-katholiſch, wir Ruthenen haben unſeren echten, wahren, ewigen Glauben, die Juden jenen, welchen ihnen der alte Herr geoffenbart hat. Daran glaubt freilich der Alte ſelber nicht mehr, denn ſonſt hätte er ja nicht ſeinen Sohn auf die Erde geſendet, aber wenn ſchon leider die Juden ſo dumm ſind — was ſoll man mit ihnen machen? Nichts, Ihr Leute — nämlich man ſoll ſie bei ihrem Glauben laſſen und die Polen auch. Denn wenn wir es reiflich überdenken, ſo gibt es ja auch verſchiedene Arten von Pelzen; wir tragen unſern Schafpelz, der Jude einen Fuchspelz, der Pole einen Bärenpelz, das heißt: wenn

er ihn nicht verſetzt hat, was leider ſo oft der Fall iſt, aber dafür kann kein Menſch was. Alſo es gibt verſchiedene Pelze und verſchiedene Religionen und jeder ſoll zuſehen, wie er ſich in ſeinem Pelze fühlt. Aber Niemand ſoll dem Andern den Pelz vom Leibe reißen, weil er den ſeinigen für beſſer hält. Nun ſehet Ihr, meine lieben Leute, hier ſehr verſchiedene Bilder, wie auch ein Bärenpelz andere Knöpfe hat, als ein Schafpelz. Der Fuchspelz aber hat gar keine Knöpfe, das heißt — hehe! — Ihr verſteht mich ſchon — in Wahrheit hat er Knöpfe, aber die Juden haben keine Bilder, auch ſingen ſie nicht und tanzen nicht und ſind überhaupt ſehr betrübte Leute. Aber die Polen haben hier die Bilder ihrer Heiligen und wir die unſerer, und welche mir beſſer gefallen, brauche ich auch nicht erſt zu ſagen, denn Ihr ſeid freilich nicht ſo geſcheidt wie ich, der ich dem Kaiſer als Korporal gedient habe und ſchon ſo lange Ortsrichter bin, aber dumm ſeid Ihr auch nicht. Alſo natürlich! die unſrigen gefallen mir beſſer, denn erſtens halte ich an unſerem Glauben, und zweitens ſehen alle unſere Heiligen mager und traurig aus und das ſchickt ſich ſo. Denn wer ſich in dieſem Jammerthale ſo brav aufgeführt, daß er nach dem Tode heilig geſprochen wird, der kann hier nicht ſo vergnügt leben, daß er fett davon wird, und dann muß er auch immer den Kopf hängen laſſen, weil er zuſieht, wie ſich die Gott-

loſen in der üppigen Sünde herumwälzen, wie die Säue in der Lache. Die polniſchen Heiligen aber ſehen ſo fröhlich und wohlgenährt aus, als hätten ſie immer Braten und Wein gehabt und wären den Mädchen nachgelaufen. Uebrigens will ich ſie gewiß nicht beleidigen, chriſtliche Heilige ſind ſie ja doch, und die Polen ſollen ſich ihre Heiligen kaufen, wir aber die unſrigen, und ich ſelbſt kaufe mir einen heiligen Euphronius, wenn ich ihn ſammt dem Rahmen um einen Gulden bekommen kann." . . .

Das bringt er auch zu Stande, freilich nur gegen Daraufgabe von zwanzig Kreuzern, weil der Rahmen allein ſo groß und ſchwer iſt, daß ſich mit ihm ein kleines Holzgeſchäft etabliren ließe. Iwan Megega blinzelt vergnügt, während er das Bild in der Hand wiegt, dann wendet er ſich den anderen Kunſtwerken zu und gibt ſein Urtheil um ſo unbefangener ab, da er nur noch als Kritiker auftritt, nicht mehr als Käufer. „Dieſer Herr Kaiſer," ſagt er und entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt, indem er den Titel ausſpricht, „iſt mir perſönlich nicht bekannt, und ich kann daher nicht beurtheilen, ob er wirklich ſo ſtattlich iſt. Wenn aber ein Herr Kaiſer nicht ſtattlich ſein ſollte — wer denn dann ſonſt, Ihr Leute? Auf der goldenen Medaille, welche er mir geſchickt hat und die ich hier auf der Bruſt trage, iſt er ſogar noch viel ſchöner. Wenn mir Gott das Leben ſchenkt, ſo fahre ich noch einmal

mit dem Wagen, welchen das eiſerne Pferd zieht, von Tarnopol nach Wien und gehe dort in das goldene Haus, wo der Herr Kaiſer wohnt, und wenn mich die Wache nicht durchlaſſen will, ſo ſage ich nur kurz: „Brüderchen, mach' Dich nicht lächerlich, ich bin ja der Iwan Megega, der Richter von Biala.“ Dann entſchuldigt ſich die Wache und ich trete in das Zimmer, wo der Herr Kaiſer ſitzt. „Guten Morgen,“ ſag' ich, „ich bin Dein alter Iwan, dem Du die Medaille geſchickt haſt, weil er Deine Kaſſen mit ſeinem Leibe gedeckt hat, als dieſe verdammten Huſaren, dieſe Zigeuner, dieſe Rebellen aus Galizien nach Ungarn durchgebrannt ſind, und der noch heute, obwohl ein alter, dicker Kerl, jeden Augenblick bereit iſt, für Dich und Dein Haus ſein Leben zu laſſen.“ — „Lieber Iwan,“ wird er ſagen, „ſetze Dich zu mir, rauche Dir dieſe Cigarre an, welche drei Kreuzer koſtet, es freut mich ſehr, daß Du mich endlich einmal beſuchſt. Ich habe Dich ja auch zu mir einladen laſſen und Dir von Zeit zu Zeit Grüße geſchickt, hat es Dir denn mein Bezirkshauptmann in Barnow nicht ausgerichtet?“ — „Keine Silbe,“ ſag' ich, „weil er ſo ein Pole iſt.“ — „Dieſe Polen,“ ſagt er darauf, „ſo viel Verdruß machen ſie mir! Aber wie ſteht es in Biala?“ — „Gut, Herr Kaiſer,“ ſage ich, „aber wie gehen Deine Geſchäfte?“ — „Nicht beſonders,“ ſagt der Herr Kaiſer und ſeufzt. „Zwar in meinem Hauſe — da ſteht Alles gut — ich habe eine liebe, ſchöne

Frau und meine Kinder ſind Gott Lob wohlgerathen! Mein Sohn macht mir viele Freude, ein kluger, wohlgerathener, braver Menſch, der ſich auch eine hübſche, liebe Frau ausgeſucht hat, und meine älteſte Tochter habe ich gut verheirathet und habe ihr mit Gottes Hilfe eine gute Ausſtattung mitgeben können. Aber im Staate ſteht es leider nicht ſo gut. Bald hat man mit den Böhmen Verdruß, bald mit den Polen, bald mit den Ungarn, auch die Geldſorgen gehen ewig fort, weil die Leute ihre Steuern nicht pünktlich bezahlen. Von Biala hört man freilich das Beſte, weil dort Du, Iwan, auf Ordnung ſiehſt. Du dienſt mir als Richter ſehr gut, aber dennoch habe ich mir oft gedacht: es iſt ewig ſchade, daß Du ſchon als Korporal Deinen Abſchied genommen haſt. Hätteſt Du fortgedient, Du wäreſt längſt General, und dann wären auch meine beiden Kriege anders ausgefallen, denn Du hätteſt gewiß die Italiener und die Preußen beſſer bedient, als meine Grafen!“ — „Daran habe ich auch ſelbſt ſchon manchmal gedacht,“ erwidere ich, „aber das iſt nicht mehr zu ändern.“ — „Freilich nicht!“ erwidert der Herr Kaiſer, „ſprechen wir von luſtigeren Sachen.“ Und dann läßt er Wein holen und ſagt der Frau Kaiſerin, daß ſie uns etwas Warmes kocht, und wir ſitzen ſo vergnüglich beiſammen und plaudern. Denn warum ſollte der Herr Kaiſer weniger leutſelig mit mir ſein, dem Ortsrichter von Biala, als ſein

ſeliger Herr Onkel, der Kaiſer Ferdinand, mit mir war, obwohl ich ihm damals nur als Gemeiner diente? Und hat der hochſelige Kaiſer damals nicht eigens für ſich und mich „Brazy und Kaſcha“ kochen laſſen und mir Wein und Schnaps vorgeſetzt und vergnüglich mit mir geplaudert?!*) Alſo wird es auch der junge Herr Kaiſer thun, wenn ich nur einmal nach Wien komme!“

Die Zuhörer nicken ehrfurchtsvoll. Nur Einer von ihnen, Janko Simanczuck, ein junger Urlauber, der mit ſeinem Bataillon einige Monate in Wien gelegen, hat eine Anwandlung von ſchnöder Skepſis. „Es wird gewiß ſo ſein, Herr Richter,“ ſagt er, „aber woher wißt Ihr, daß Euch unſer Herr Kaiſer ſchon mehrere Male hat einladen laſſen, wenn es doch der Pole nie ausgerichtet hat?!“

„Woher ich das weiß? Du Gelbſchnabel!“ erwidert Iwan Megega erzürnt. „Weil ich mit der Medaille zugleich ein Dekret bekommen habe! Und darin ſteht, daß mir der Herr Kaiſer die Medaille ſchickt, weil er ſich dankbar der Dienſte erinnert, welche ich ihm geleiſtet. Ein Kaiſer hat ein beſſeres Gedächtniß,

*) Wie dies zugegangen, habe ich bereits an anderem Orte erzählt, in meinen Culturbildern „Aus Halb-Aſien“ (Zweite Auflage. I. Band 92 ff.) Iwan Megega iſt keineswegs, wie hier gelegentlich bemerkt ſein möge, eine erfundene Figur, ſondern ein wirklich und zwar ſehr vergnügt lebender Ortsrichter.

als ein anderer Menſch — darum iſt er ein Kaiſer! Und einen Menſchen, an den er ſich immer dankbar erinnert, will er auch einmal ſehen! Das iſt klar wie der Tag, Du Gelbſchnabel! Glaubſt Du vielleicht, daß ich ein Aufſchneider bin, wie Janko Czupka?!"

Dann fordert Iwan ſeine Mitbürger auf, die Portraits des Kaiſers und der Kaiſerin, dann des Kronprinzen und der Kronprinzeſſin zu kaufen. „Ich ſelbſt habe ſie natürlich ſchon, aber wenn auch nicht Jeder ein Mann iſt wie ich und eine Medaille und ein Dekret hat, ſo ſoll doch Jeder dieſe Bilder in ſeiner Hütte haben. Denn der Menſch ſoll wiſſen, wer ſein Herr iſt, und ſoll ſeinen Herrn wenigſtens aus dem Bilde kennen!"

„Dieſe Polen freilich," fährt er fort, „hängen ſich ganz andere Bilder an die Wände, z. B. den Herrn Kosciuszko, dann dieſe Frauensperſon da. Und dann ſtellen ſie ſich vor die Bilder hin und nehmen das Maul voll und ſtrecken die Hände aus und rollen die Augen wie der Pfarrer auf der Kanzel. Und dann fangen ſie an zu ſchreien: „Polen war einſt, und Polen iſt jetzt in unſeren Herzen, und Polen wird wieder erſtehen, bis die Zeiten beſſer werden." Und dann weinen ſie und trinken Wein und weinen wieder und trinken immer mehr — aber davon allein, Ihr Leute, werden die Zeiten für die Polen noch nicht beſſer werden! Und dabei ſind zwei Dinge merk-

würdig: die braven Polen ſprechen weit weniger von dieſen Sachen als die lumpigen — und zweitens: je ſchlechter es den Polen geht, deſto mehr deklamiren ſie und zeigen ſtolze Geſichter. Das iſt ganz ſo, wie mit dem Geſichte unſerer früheren Bezirksrichterin, der Gattin des Herrn Lozinki, den jetzt gewiß der Teufel in der Hölle unten mit beſonders glühenden Zangen zwickt. Wenn dieſe Frau angegriffen war, ſo hat ſie ſehr roth ausgeſehen, und wenn ſie gut ausgeſehen hat, ſo war ſie blaß. Das war natürlich — ſie hat ſich geſchminkt, wenn ſie angegriffen war. Und ſo ſchminken ſich die Polen mit ihrem Stolze, wenn es ihnen ſchief geht. Aber man ſieht ihnen dieſe Schminke ebenſo an, wie einmal der Frau Lozinska."

Wieder ein Gemurmel der Zuſtimmung unter den Bauern. Iwan lächelt ſelbſtbewußt, aber plötzlich wird er ſehr ernſt, ſein Blick iſt auf jene Lithographien gefallen, welche vollblütige Damen vorſtellen. „Ich verſtehe ſehr Vieles," ſpricht er ſinnend, „ſonſt wäre ich nicht Korporal geworden und dann Ortsrichter, aber wozu Gott die Schandkerle leben läßt, welche ſolche Bilder machen und kaufen, das begreife ich nicht. Wenn noch das Zeug lebendig wäre — — es gibt nun einmal viel Lumperei auf der Welt. Aber ſo! Wie ein Frauenzimmer ausſieht, weiß doch jeder Mann, und wenn er's noch nicht weiß, ſo kann er wahrhaftig warten, bis er es erfährt! Pfui, pfui, kommt, Ihr Leute!"

Und der würdige Richter und ſein Gefolge wenden ſich ab und dem dritten Künſtler zu, der ſich an dieſer Stelle des Marktes produzirt.

Das iſt ein „Kobſar“, ein greiſer blinder Sänger, der, von einem Kinde geleitet, von Markt zu Markt zieht, von Dorf zu Dorf, und dort den Leuten ſeine Lieder ſingt, ſonderbare Lieder nach ſonderbaren Melodien. Seinen Namen hat er von dem kleinen flachen Saiteninſtrument, einer Art Leier, der „Kobſa“, welche er am Bande trägt und mit der er ſeinen Sang begleitet. Was er ſeinen Volksgenoſſen vorträgt, iſt daſſelbe, was einſt Homer und die Homeriden den Hellenen zugeſungen: die Heldengeſchichten der Vorzeit in ſchlichter und doch echt poetiſcher Form. Es iſt ein komiſch-wehmüthiger Gegenſatz zwiſchen Sang und Sänger — der greiſe Bettler, welcher armen geknechteten Bauern, welche ſeit Jahrhunderten und auch heute noch unter der Peitſche des polniſchen Herrn ſeufzen, in aufregendem Rhythmus die kühnen Thaten vorträgt, die einſt ihre glücklicheren Ahnen vollbracht ...

Hei! wer ruft dort durch die Steppe?!
Herr Hamalja iſt's, der Hetman,
Ruft: Ihr Falken, tapfere Falken,
Wohin wollt Ihr heute fliegen?!
Nach Skutari, auf Bajdaken,
Fahren wir hinab den Dniepr,
Weiter durch die blaue Meerfluth,
Daß der dicke Türke zittert —

Oder wollt Ihr gegen Lemberg,
Wo der feige Ljach ſich ducket
Hinter ſeinen weißen Mauern
Vor der Steppe kühnen Söhnen?!
Oder wollt Ihr, Haarzopfträger,
Wieder einmal gegen Norden,
Wo wir jüngſt den Knollennaſen
Schwere Beute abgewonnen?! . .

Es iſt wenig aufgezeichnet von dieſen Liedern. Aber wer mitten in dieſem Volke aufgewachſen, dem bleibt doch eine oder die andere Stelle im Gedächtniß haften, und ſo iſt mir der Sang vom Hetman Hamalja in der Erinnerung geblieben und ich habe ihn in ſchlicht getreuer Ueberſetzung wiedergeben können. Ein Gedicht, und doch zugleich ein hiſtoriſches Aktenſtück, welches genau bei der Wahrheit bleibt. Denn zur Zeit dieſes Hetman waren die Ruthenen — die „Haarzopfträger", weil ſie breitgeflochtene Zöpfe von der rechten Schläfe herabhängen ließen, wie es noch heute bei einigen Koſakenſtämmen üblich — in der That ein freier, kühner Kriegerſtamm, der ſich auf friedliche und blutige Arbeit gleich gut verſtand, ſein Staatsweſen, eine Art patriarchaliſcher Republik, in Ordnung hielt, in ruhigen Zeitläuften von Ackerbau und Pferdezucht lebte, aber auch zuweilen, ſo oft es ihm beliebte, unter freigewählten Heerführern ſeinen Nachbarn den Fuß auf den Nacken ſetzte. Hamalja hatte in der That die Wahl, ſeine Krieger auf „Bajdaken" (Barken) den

Dniepr hinab und an die türkiſchen Geſtade zu führen, oder gegen die Polen („Ljachen"), welche ſich nach blutigen Kämpfen endlich in Lemberg feſtgeſetzt, oder gegen die „Knollennaſen", die Moskowiter. Heute ſind die Ruthenen einer der unglücklichſten, zertretenſten Volksſtämme auf Erden. Jeder Verſuch, die Kraft ihres Volksthums neu zu beleben, wird grauſam niedergehalten. Und die ſolchen Frevel üben, ſind nicht etwa fanatiſche Moslims, ſondern Volksgenoſſen, Slaven: in Oeſterreich die Polen, in Rußland die Moskowiter . . .

Es iſt wehmütig-komiſch, wiederhole ich, dieſen Sänger und ſein Publikum zu beobachten. Die Bauern lauſchen andächtig und mancher Kreuzer fällt in die Mütze des Bettlers. Auch ihre Geſichtszüge beginnen ſich allmählig zu verändern; es zuckt und zittert in dieſen ſonſt ſo ſtumpfen Zügen und in den Augen blitzt ungewohntes Licht auf. Und ſchließlich fallen ſie halblaut ein und ſingen mit. Seht Euch nun den Janko Simanczuck an, den Urlauber. Er ſieht ſonſt genau ſo aus, wie jeder andere rutheniſche Bauernſohn, um kein Haar geiſtreicher oder beweglicher. Aber wie er nun den alten Schlachtgeſang ſeines Volkes mitſummt, da iſt in dieſem Jünglingsantlitz ein ſeltſamer Zug erwacht, der früher gleichſam darin geſchlummert, und nun wird begreiflich, warum man einſt die ſtreitbaren Söhne dieſes Volkes „Falken" genannt . . .

Aber der greiſe Sänger ermattet bald und wie er verſtummt, iſt auch der Bann gewichen, der ſich um die Seelen ſeiner Hörer gelegt. Der Urlauber Janko iſt wieder nur ein junger Bauernlümmel, ein „Burlak“, wie andere, die Züge der Alten werden wieder ſtumpf und melancholiſch wie vordem, und Iwan Megega fährt wie aus einem Traume auf und ſagt ſeufzend: „Das ſind vergangene Zeiten, da hat es ja noch keine Gensdarmerie gegeben! ... Jetzt ſind wir friedliche Leute; wir wollen nichts, als daß man uns in Ruhe läßt! Und Du, Alter, ſchweige nun von den alten blutigen Geſchichten und ſinge uns etwas Luſtiges!“

Auch das kann der „Kobſar“; es ſtehen nicht blos die hiſtoriſchen Lieder, die „Dumen“, auf ſeinem Repertoire, ſondern auch „Dumki“, kleine Liebeslieder und „Szumki“, Scherz und Schelmenlieder. Aber wenn er „Dumen“ ſingt, ſo iſt der alte Mann ehrwürdig und ergreifend, während es nur komiſch und peinlich wirkt, wenn er mit zahnloſem Munde ſingt:

Auf den Bergen grünt die Tanne
Und im Thal die Buche,
Hinter'm Berge wohnt die Liebſte,
Die ich ſehnend ſuche.

Wüßt' ich mir nur einen Zaub'rer,
Einen klugen, ſchnellen,
Ließ ich gleich die Berge ebnen
Und die Tannen fällen!

Oder auch:

Unſere Lieb' begann mit rothen Roſen —
Doch mit rothem Blut hat ſie geendet,
Unſere Lieb' begann mit ſüßem Weine —
Doch mit bitt'rem Gift hat ſie geendet.
Denn den Wein vergiftete ein Zauber
Und ein Fluch fiel welkend auf die Roſen —
Hoho! du mein liebes Mädchen!
Weh! Weh! du mein liebes Mädchen!
Hoho! Weh! Weh!

Auch „Szumki" ſingt der „Kobſar", Lieder von glühendſter und dabei naivſter und geſundeſter Sinnlichkeit, doch iſt es vielleicht beſſer, wenn ich einem Publikum, welches ſchließlich doch nicht ganz ſo naiv iſt, wie mein Freund Iwan Megega, keine Proben hievon mittheile. Wie viel der Sänger dabei aus Eigenem hinzuthut, iſt wohl überaus ſchwer zu controliren, unter den Ruſſinen ſingt Jeder und dichtet faſt Jeder, das Volkslied iſt nichts Todtes, nichts Abgeſchloſſenes; es wächſt und blüht und knoſpt noch immer, und ſo, wie jeder Frühling den Ebenen Oſt-Galiziens und den Steppen der Ukraine unzählige Blüthen bringt, ſo wachſen und blühen da auch alljährlich unzählige Lieder. Sie behandeln nicht blos die Liebe und den Frühling, ſondern auch Vorkommniſſe des Alltagslebens. So ſingt z. B. unſer „Kobſar":

Wohin haben ſie ihn geſchleppt, den armen Waſſilj?
Nach Tarnopol haben ſie ihn geſchleppt!

Und was haben ſie dort mit ihm gemacht, mit dem armen Waſſilj?
Die Haare ganz kurz abgeſchoren!
Und was haben ſie noch mit ihm gemacht, mit dem armen Waſſilj?
Einen weißen Rock angezogen!
Und was hat er ſonſt bekommen, der arme Waſſilj?
Einen Czako und ein Gewehr!
Und wohin haben ſie ihn dann geſchleppt, den armen Waſſilj?
Nach Italien haben ſie ihn geſchleppt!
Und was hat er dort thun müſſen, der arme Waſſilj?
Reis hat er dort eſſen müſſen!
Und was hat er noch thun müſſen, der arme Waſſilj?
Dem Kaiſer das Land vertheidigen!
Und warum kommt er denn nicht zurück, der arme Waſſilj?
Weil er eine Kugel im Herzen hat!

Aber Iwan Megega ſchüttelt zürnend den Kopf. „Wenn Jemand dem Kaiſer dienen muß, ſo iſt er gar nicht zu bedauern! Nur wenige bringen es bis zum Korporal, das iſt freilich wahr, aber der Soldatenſtand iſt ein Ehrenſtand, und wer einen ehrlichen Soldatentod ſtirbt, dem ſoll man nicht nachklagen, ſondern ihn beneiden! Daß Du mir keine ſolchen Lieder mehr ſingſt, Alter!“

Der „Kobſar“ iſt zerknirſcht, denn Iwan iſt ein ſehr einflußreicher und gewichtiger Mann. „Vielen gefällt es,“ murmelt er zur Entſchuldigung, „und“ fügt er raſch hinzu, „was ich nun ſinge, wird Euch gewiß gefallen“:

Fleiſch und Blut
Hat der arme Bauer auch,

Klopfend Herz und warmen Hauch,
Fleiſch und Blut!

Pole merk's!
Sollteſt du's einmal vergeſſen,
Werden dich die Raben freſſen,
Pole! merk's!

Und des Sängers innere Stimme täuſcht ihn nicht, das Lied gefällt ſehr und Iwan reicht ihm zur Belohnung zehn Kreuzer Silber. Denn der Richter von Biala iſt ein warmer Förderer der Kunſt.

Aber wir haben uns lange bei den Künſtlern am „Jarmarek" zu Barnow aufgehalten, ſehen wir nun wieder nach den Geſchäftsleuten. Zunächſt nach jenen, die in Obſt machen, in Gemüſe und in Vieh.

Es ſind wunderſchöne Aepfel und Birnen, Kirſchen und Pflaumen, im Herbſte prächtige Melonen und Trauben am Ringplatz von Barnow zu haben, aber nicht bei den Bauern, auch nicht bei den Judenweibern. Was auf den Dörfern von Ruthenen gezogen wird, ſind ſehr mittelmäßige Früchte, aber dies iſt nicht Schuld des Bodens, ſondern der mangelhaften Cultur. Unſer Bauer iſt ein ſchwer bewegliches Stück Menſchheit; die Obſtzucht könnte ihn wohlhabend machen, wie ſie den Fremden auf ſeinem Boden wohlhabend gemacht, aber er thut für ſeine Bäume nichts mehr und nichts anderes, als was Vater und Großvater dafür gethan. Nur der Fremde weiß treffliche Früchte zu ziehen.

Es ſind eigenthümliche Menſchen, dieſe Fremden. Sie kommen mit den Frühlingswinden, miethen den Bauern und Edelleuten gegen mäßigen Zins die Obſtgärten ab, bleiben den Sommer über als ſtille, nüchterne, fleißige Gäſte, verkaufen auf den Märkten einen Theil ihrer Frucht, ſchicken das Uebrige zu guten Bedingungen an Commiſſionäre ihres Stammes und Glaubens, welche in den großen Städten des Landes ſitzen, und ſcheiden im Herbſte, um den Winter in ihrer entlegenen Heimat zuzubringen. Dann ſuchen ſie im Frühling wieder dieſelben Stätten auf und ſo vielleicht ein langes Leben lang. Aber deshalb treten ſie doch mit den übrigen Bewohnern des Landes in keinen andern Verkehr, als den nothwendigſten, nehmen keinen Antheil an ihren Freuden und Leiden, verbitten ſich jede Theilnahme an dem eigenen Schickſal und ſetzen jeder Frage, die nicht ihr Geſchäft betrifft, hartnäckiges Schweigen entgegen. Was ſie von allen Anderen ſcheidet, iſt nicht etwa die Sprache, denn ſie ſind aller Zungen des Landes kundig, nicht die Tracht, ſo abſonderlich ſie ſein mag, und im Grunde nicht einmal der Glaube, denn die Einen von ihnen ſind Juden, die Anderen Chriſten. Nur der Aberglaube iſt's.

Freilich ſind ſie ſonderbare Juden, ſonderbare Chriſten. Denn die Obſtzüchter in Podolien ſind Karaiten und Lippowaner.

Man weiß wenig genug von dem inneren Leben

der beiden Sekten. Bis vor wenigen Jahren wußte man nur, daß ſich jede von ihnen für die Beſitzerin des alleinigen, wahren Gottesglaubens halte und den Verkehr mit Anderen deshalb vermeide, weil ſie die übrige Menſchheit für unrein halte. Man wußte, daß dem Karaiten jeder andere Jude gleich fern ſtehe, wie der Chriſt oder Heide, dem Lippowaner jeder andere Chriſt. Man wußte, daß ſie ſtille, düſtere, fleißige Leute ſeien, pünktliche Steuerzahler, abhold jedem geiſtigen Getränk und jeder lärmenden Freude. Erſt um 1860 iſt es einem Breslauer Gelehrten gelungen, mit einer Karaiten-Gemeinde in Verkehr zu treten und ein Bild dieſer merkwürdigen, religiöſen Genoſſenſchaft zu bieten, erſt 1875 hat ſich der Schreiber dieſer Zeilen als der erſte Ungläubige, der den heiligen Boden betreten durfte, Zutritt in das Kloſter und die Pfarre der Lippowaner, zu Fontina alba in der Bukowina, zu verſchaffen gewußt*). Nun weiß man, daß beide Sekten im innerſten Kern verſchieden ſind, die Karaiten repräſentiren das bibliſche Judenthum, verquickt mit quietiſtiſchen Elementen, ſo wie einzelnen Zügen des Urchriſtenthums; bei den Lippowanern hingegen hat ſich der an ſich ſtarre byzantiniſch-orthodoxe Glaube und Aberglaube völlig verſteinert, und

*) Eine Schilderung des Kloſters und der Bräuche der Lippowaner habe ich an anderem Orte gegeben. Vgl. „Aus Halb-Aſien", Zweite Aufl. Band II. S. 305 ff.

iſt in einen ſo abenteuerlich-herben Formencult ausgeartet, daß dieſe armen Leute, wenn ſie lateiniſch verſtänden, mit größerem Recht, als jede andere Sekte von ſich behaupten müßten: „omne humanum nobis alienum est.“ Aeußerlich aber haben ſie viele Berührungspunkte: der Karaite und der Lippowaner ſpricht, wenn er nicht anders muß, großruſſiſch; beider Tracht iſt die altmoskowitiſche: hohe Stiefel, ein rothes, blouſenartiges Untergewand aus Zwillich, darüber ein langer Kaftan aus blauem Tuch, mit einem rothen Wollenſtreifen gegürtet, eine Pelzmütze, langes Haar und langer Bart. Sie ſtehen mitten im tollen Drängen und Lärmen ſtill und ernſt auf ihren Obſtwägen und bedienen die Kundſchaft, die herantritt; kein Lippowaner, kein Karaite lockt den Käufer durch Schmeicheleien oder Rippenſtöße heran. So unterſcheiden ſie ſich in Erſcheinung und Benehmen auf das Schärfſte von ſämmtlichen anderen typiſchen Figuren des Marktes und müſſen dem Beobachter vor Allem in's Auge fallen. Von fern mag wohl auch ein geübtes Auge einen Karaiten für einen Lippowaner halten und umgekehrt; in der Nähe nicht einmal ein ungeübtes. Der Lippowaner hat ſlavo-mongoliſchen, der Karaite orientaliſchen Geſichtsſchnitt. Wenn aber auch dies Unterſcheidungszeichen keinen ſichern Schluß zulaſſen ſollte, ein anderes wird niemals trügen: der Karaite läßt mit ſich handeln, der Lippowaner niemals.

Was er einmal ausgesprochen, gilt, selbst wenn es ihn hinterher reut.

Hier in der Nachbarschaft der Sissel Diamant seht Ihr einen solchen mächtigen Obstwagen auf niedrigen Rädern und auf dem Kutschbock sitzt rittlings der alte Händler und blickt aus schiefgeschlitzten Mongolenaugen melancholisch vor sich hin. Eine Käuferin tritt heran, die schönste Frau von Barnow, um derentwillen der arme Steuereinnehmer einem frühen Tode entgegengeht, die Gattin des Diurnisten.

„Habt Ihr schöne Waare?“ beginnt sie die Verhandlung.

Die Waare liegt ja da. Eine Antwort ist also überflüssig. Und darum schweigt der Lippowaner.

„Ich möchte ein Dutzend Maschansker Aepfel.“

Der Mann deutet stumm auf die Stelle, wo solche Aepfel aufgehäuft liegen — nebenbei bemerkt, köstliche Früchte, mit denen die Gartenkunst des Westens nur in wenigen Spezies rivalisiren kann.

„Sie sind aber heute gar nicht schön.“

Der Mann schweigt noch immer. Man kann ja sehen, ob sie schön sind oder nicht.

„Sind viele wurmstichig?“

Darauf gibt er eine Antwort, denn das kann man nicht auf den ersten Blick sehen. Doch gibt er diese Antwort streng der Wahrheit gemäß. „Nur einige,“ sagt er.

„Was kosten sie?“

„Anderthalb Kreuzer das Stück, das Dutzend um ſechzehn Kreuzer.“

„Ihr werdet mir das Dutzend um zwölf Kreuzer laſſen.“

„Nein!“

„Ihr habt es mir das letzte Mal um zwölf Kreuzer gelaſſen.“

„Nein!“

„Dann werde ich beim Karaiten kaufen.“

Keine Antwort — das ſteht ja im Belieben der Frau. Anders der Karaite, in welchem ſich doch der durch Jahrhunderte anerzogene Handelstrieb ſeiner Race regt. Aber faſt ebenſo wortkarg als die Lippowaner — freilich aus anderen Gründen! — ſind die Gemüſehändler, deren Race dem Leſer ſicherlich bekannter ſein wird als die Lippowaniſche. Doch wird er die Sprößlinge dieſer Race vorher kaum am Wochenmarkte zu Barnow geſucht haben.

Ihnen gilt unſer nächſter Beſuch. Aber dieſe Leute halten ſich, ganz gegen alle Lehren der Volkswirthſchaft, hart bei einander und haben ſich an der entgegengeſetzten Ecke des Marktes poſtirt. Während wir uns zu ihnen durchdrängen, haben wir alſo nicht blos Gelegenheit, zahlreiche Rippenſtöße zu geben und zu empfangen, ſondern auch verſchiedene Typen der Verkäufer und Käufer zu muſtern.

Da iſt unter den Erſteren der Schnapsjunge,

ein hageres, ſchmutziges Judenbüblein von zehn bis zwölf Jahren, welches einen Korb am Arme trägt, in dem ſich eine mächtige Branntweinflaſche, ein Gläschen und einige kümmelbeſtreute Bretzen befinden. Mitten in's dichteſte Gewühle drängt ſich das Jüngelchen, zerrt die Leute am Rocke uud kreiſcht dazu, als ob es am Spieße ſteckte. Die Bretzen ſind in unvordenklichen Zeiten friſch geweſen und der Fuſel iſt von der ſchlimmſten Sorte, aber dafür koſtet die ganze Labung zuſammen nur drei Kreuzer und findet auch ziemlichen Abſatz. Das chriſtliche Pendant des Schnapsjungen iſt der Wurſtbube. Was in dieſen Würſten ſteckt, weiß außer dem Erzeuger wohl der Schinder von Barnow am Beſten. Daneben führt der Bube auch Schnaps, iſt alſo in der Lage, um fünf Kreuzer ein completes, warmes Frühſtück zu ſerviren. Ohne beſtimmtes, konfeſſionelles Gepräge iſt der Zuckerjunge; ſowohl jüdiſche als chriſtliche Knaben beläſtigen die Leute, indem ſie ihnen altgebackene Fladen unter die Naſe halten, ſtaubbedeckte Bonbons und candirte Früchte, auf denen mancher prüfende Finger ſeine Spur zurückgelaſſen. Hart an der Grenze, wo der Handel aufhört und der Bettel anfängt, ſtehen dieſe Knaben alle, die Waſſermädchen hingegen, eine kreiſchende, zappelnde, zudringliche Marktplage, ſtehen bereits jenſeits der Grenze. Es iſt nicht jeder gelaunt, ein Glas dieſer kühlenden Labe, welche oft ſchon mehrere Stunden

lang durch das heiße Staubmeer getragen wurde, hinter die Kravatte zu bringen, aber einen Kreuzer muß Jeder geben, der einen anständigen Rock trägt und das Gezeter nicht eine halbe Stunde lang in den Ohren haben will. Und hat erst eine ihren Kreuzer, so bist Du flugs von allen Wassermädchen des Marktes umgeben und dreißig Krüge zugleich strecken sich Dir entgegen — die Raschheit und Geschäftsklugheit so blutjunger Damen wirkt wahrhaft imponirend, freilich macht die Erziehung viel und die Routine auch. Die Wassermädchen sind im Osten, was die Blumenmädchen im Westen; gewöhnlich bewegt sich auch ihre weitere Carrière parallel und der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er in Scherben bricht. Blumenmädchen hingegen kennt der Osten nicht, und wenn der richtige Halb-Asiate nach Europa kommt, so lernt er wohl Manches begreifen, aber schwerlich die Thatsache, daß es Menschen gibt, welche für Blumen Geld ausgeben ...

Neben diesen eingeborenen Elementen gibt es auch Fremdlinge, welche uns den Weg verstellen, theils Hausirer, theils Bettler, theils Diebe. Doch ist diese Unterscheidung nach Kategorien sehr schwer, mindestens zweien entspricht fast jeder solche Gast. Den czechischen Handelsmann mit Glaswaaren, den deutsch-böhmischen Spitzenhändler muß man noch ausnehmen, die Anderen aber suchen sicherlich in einem Athem zu verkaufen und zu betteln. So der slowakische Drahtbinder, der

buchstäblich auf jedem Markte in Europa zu finden ist; der Wasserpolacke, welcher mit seinem armseligen Kram von Holzwaaren das ganze Land bis in die Moldau hinab durchzieht; der invalide Bergmann aus Wieliczka, welcher einige Salzkrystalle und Nippes aus Salzstein feilbietet; der griechisch-orthodoxe Pilger, welcher seit dreißig Jahren „eben vor einer Woche, Herr!“ aus dem Morgenlande heimgekehrt ist und ehrwürdige Rosenkränze aus Bethlehem feilbietet, welche er am Markte zu Stanislau gekauft, und Fläschchen mit geweihtem Jordanwasser, welche er aus der nächsten Pfütze gefüllt; ferner sein College, der jüdische Pilger aus Jerusalem, welcher seinen Glaubensgenossen Säckchen anbietet, die mit Tempelschutt gefüllt sind („wenn er nicht wirklich vom Tempel ist; so soll mich gleich hier auf der Stelle der Schlag treffen“ und dabei tritt er unmerklich einen Schritt seitwärts); endlich der heldenmüthige Kämpfer für Polens Ehre, irgend ein herabgekommener Lump, der bei einer Wirthshausschlägerei wirklich eine Verwundung davongetragen oder doch eine solche simulirt. Er hält einige patriotische Photographien feil, über denen eine Schmutzkruste liegt, welche es unmöglich macht, zu entscheiden, ob darauf ursprünglich die Pyramide von Gizeh oder Julius Slowacki zu sehen gewesen. Sie alle sind also Hausirer und Bettler zugleich; der Zigeuner ist nicht blos Beides, sondern auch Dieb. Zuerst bietet

er Dir ſehr dringend einen alten eiſernen Küchentopf an und handelt dann den jeweiligen Umſtänden gemäß, entweder fleht er in durchdringenden Tönen um eine milde Gabe, oder er greift ſtill und lautlos hinterrücks in Deine Taſche. Seine Frau geht ähnlich vor, nur daß ſie Dir zuerſt nicht einen Topf anbietet, ſondern ſicherſten Aufſchluß über Deine Zukunft. Gehſt Du darauf ein, ſo prophezeit ſie Dir den ſanfteſten Tod und die größte Kinderzahl, willſt Du nicht, ſo vermindert ſie die Zahl Deiner Sacktücher. Zu welchem Zwecke ſich aber ihre blühenden Töchter am Markte herumtreiben, kann hier nicht des Näheren erörtert werden, es iſt wohl auch nicht nöthig. Daß auch ſie bei paſſender Gelegenheit ſtehlen, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Auge des Geſetzes genirt ſie hiebei nicht. Das iſt der Amts- und Polizeidiener Herr Janko Czupka und dieſes Auge iſt in der Regel umflort in Folge zu vieler Gläſer, welche er voll emporhebt und leer auf den Schänktiſch ſetzt . . .

Das ſind die ewig ambulanten Quälgeiſter des Marktes, welche uns auf unſerer Wanderung zu den Gemüſehändlern in den Weg treten. Aber auch die Händler, welche ihren feſten Verkaufsſtand haben, ſind viel beweglicher, als dem harmlos Dahinflanirenden lieb ſein kann. Hier hält Dir ein Töpfer eine mächtige Thonſchüſſel vor die Naſe und frägt brüllend, ob Du ſchon in Deinem Leben eine ſo ſchöne und

dabei ſo billige Schüſſel geſehen; dort fuchtelt ein Drechsler mit einem langen Tſchibukrohr bedenklich um Dich herum und verſichert, man könne zehn Menſchen damit prügeln, ohne daß es breche. Hier ſtreckt ſich Dir plötzlich eine ſcharfe Rieſenſichel entgegen und an ihrer Handhabe ein dünnes, durchſichtiges Jüdchen, welches bei ſeiner Seligkeit ſchwört, daß man mit dem Werkzeug nicht blos Gras ſchneiden könne, ſondern auch Steine, „ein Kind kann's, ein kleines Kind, ſo gut iſt das Eiſen"; dort wird Dir urplötzlich Dein Hut abgezogen und ein neuer auf's Haupt geſetzt, „ſo ein feiner Herr muß einen feinen Hut tragen, erlauben Sie, den müſſeu Sie kaufen thun!" Hier wirſt Du jäh von ſechs Fäuſten zugleich mitten in ein Rudel Pferde hineingezerrt und mit beſtialiſchem Wuthgeſchrei, welches aber nichts weiter iſt, als ein ausführliches Lob dieſer Klepper, werden Dir die Zähne der Thiere enthüllt, dort geräthſt Du auf gleiche Weiſe in einen Haufen Wagen, Karren, Leiterwagen und Kaleſchen und ehe Du Dich's verſiehſt, ſitzeſt Du in einer dieſer Kaleſchen und kannſt nun zuſehen, wie Du heiler Haut wieder herauskommſt. Hier geräthſt Du in die Stiefelregion, vor Dir und hinter Dir, rechts und links, zu Deinen Füßen und über Dir, Stiefel, Stiefel und wieder Stiefel, und wenn Du nicht energiſch Reißaus nimmſt, ſo ſitzeſt Du im nächſten Augenblick auf einem Schemel, und im zweit-

nächſten haſt Du ein neues Paar an den Füßen; dort wieder verfällſt Du den Kleiderhändlern; zehn Hände zerren Dich an Rock und Hoſen, zehn andere Hände laſſen blaue, grüne und ſchwarze Beinkleider, Gilets in allen Farben des Regenbogens, Mäntel in den verſchiedenſten und abenteuerlichſten Formen und Farben um Dich tanzen, und zehn Kehlen zugleich verſichern Dich, daß Du jetzt gekleidet biſt wie ein Strolch und um zehn Gulden bekleidet werden ſollſt wie ein Prinz, ein Glück, dem ſich ſelbſt der Höflichſte und Beredteſte nur dann entreißen wird, wenn er zugleich durch Rippenſtöße ſpricht. Hier ſtolperſt Du jählings in Folge eines mächtigen Rucks in Deine hinteren Weichtheile nach vorwärts und fürchteſt ſchon auf die Naſe zu fallen, fällſt aber nur auf einige Stücke Kattun, deren Verkäufer auf dieſe ſanfte Weiſe Deine Aufmerkſamkeit zu erregen verſucht — „ſo ein Herr wird doch eine Frau haben“ — „oder eine Köchin“ — „oder eine Geliebte“ — „wie viel befehlen Sie?“ — „ich ſehe Ihnen an, Sie wollen dreißig Ellen vom blauen Stück“ — und nun, armer Wanderer, ſchreie und ſchlage nach allen Seiten aus, denn wer ſchweigt, ſtimmt zu; dort, kaum fünf Schritte von der Scylla des Schnittwaarenladens geräthſt Du in die Charybdis des Spezereiwaarenhändlers, wo Dir von rechts Zuckerhüte entgegengeſchwungen werden, von links Kaffeedüten, wo man Dir in die vordere Rocktaſche Pfeffer hineinzupraktiziren ſucht und in die hintere

Ingwer. Hier fühlſt Du plötzlich, wie ſich Dir etwas Schweres, Heißes auf die Schultern legt und mit bleiernem Druck an den Gliedern klebt — ein Reiſepelz, und der Händler ſteht triumphirend vor Dir und ruft verzückt, im Tone höchſter Dankbarkeit, zum Himmel empor: „Gottlob! nun wird der Herr nicht erfrieren, wenn er mitten im Winter nach Moskau fahren muß, oder nach Wien! Gott! wie bin ich froh! Jetzt gibt er mir hundertundzwanzig Gulden und fährt wie in einem Bett“ — dort wird Dir in's eine Ohr aus einer Kindertrompete geblaſen, in's andere getrommelt und obendrein brüllt man Dir von rechts und links zu: „Herr! dieſe Pfeife für Ihren Jüngſten; dieſe Puppe für Ihr Mädchen! Dieſe Trommel für Ihren Neffen! Dieſe Küche für Ihre Nichte!“

Faßt man dies Alles zuſammen, ſo wird man wohl meiner Verſicherung glauben, daß es ſich an anderen Orten angenehmer flaniren läßt, als am Dienſtag auf dem Ringplatz zu Barnow. Sollte es mir aber gelungen ſein oder noch mit Hilfe des Folgenden gelingen, von dieſem wüſten Drängen und Stoßen, von dem betäubenden Wechſel der Geſtalten und Bilder einen beiläufigen Begriff zu geben — den Lärm kann keine Feder ſchildern. Das Geſchrei, welches am Abend des Faſchingsſonntags durch die Straßen Neapels tobt, iſt ſprichwörtlich geworden und gilt als ein Nonplusultra deſſen, was ein Menſchen-

ohr erdulden kann; ich habe es vernommen und muß der Wahrheit gemäß ſagen: es iſt ein Lispeln gegen den Lärm des heimathlichen Jahrmarkts. Dieſer Lärm hat nichts Menſchliches mehr; es iſt, als hätte man alle Menagerien der Welt auf einen Haufen zuſammengebracht.

Gleichwohl gibt es ſehr Viele, die nur zu ihrem Amuſement hier verweilen; Andere, welche zwar einige Geſchäfte haben, ſich aber doch meiſt nur zu ihrem Vergnügen herumtreiben. Zu den Erſteren gehört Herr Thaddäus Williſzewski, der Schöngeiſt von Barnow, ein Jüngling von dreißig Jahren, welcher ſchon in ſeinem Aeußeren den größten Geiſtern aller Zeiten ähnlich iſt; er hat eine Glatze wie Sokrates, eine kleine, verkrümmte Geſtalt wie Voltaire, eine noch weit längere Naſe als Schiller, einen wirren Bart wie Mickiewicz, und trägt eine verſchoſſene Czamara wie Slowacki, und zerriſſene Stiefel wie Syrokomla. Er iſt eigentlich von Haus aus mehr Mann der Wiſſenſchaft, als der ſchönen Künſte und wäre jedenfalls in irgend einer ernſten Disciplin eine große Leuchte geworden, wenn er die Maturitätsprüfung hätte beſtehen können. Doch hatte er drei Male Unglück bei dieſer Prüfung, konnte daher keine Univerſität beziehen und mußte der Dichter von Barnow bleiben. Jetzt beſchäftigt er ſich damit, den Damen von Barnow und Umgebung ſeine Verſe vorzuleſen, und hat daher mehr als einen Kinnbacken-

krampf auf ſeinem Gewiſſen. Seit zehn Jahren ſammelt er auch Subſcribenten für ein Bändchen Gedichte, kann ſich jedoch nicht zur Herausgabe entſchließen, da ihm immer neue einfallen. Uebrigens erhält er ſich nicht allein davon, ſondern hauptſächlich durch die conſequente Durchführung eines Prinzips: er dinirt niemals zu Hauſe, ſondern ſtets auswärts. Auf dem Markte aber hat er nichts zu thun, als der Schönheit ſeinen Tribut darzubringen, und er vollführt dies, indem er die Damen ſeiner Bekanntſchaft durch ſüße Fadaiſen langweilt und die hübſchen Bauern-, Bürger- und Judenmädchen ſanft auf ihre hinteren Weichtheile klopft. Ein Gleiches vollführt ſein Freund, ein junger Mann in eleganter Czamara, welcher jedoch ſeine Wäſche ängſtlich verbirgt, Herr Stanislaus von Nicmanski, der Sprößling eines vornehmen und weitverzweigten Geſchlechtes, der im Plusquamperfekt ein Gut beſeſſen, im Perfect ſeinen Beſitz verſpielt und verlumpt, im Imperfekt von Schulden gelebt, und im Präſens ein armer Strolch iſt, dem alles Prahlen und Lügen keinen baren Heller mehr in den Beutel zaubert. Und ein Gleiches thun auch die zahlreichen Standes- und Schickſalsgenoſſen des Herrn Stanislaus, ein Gleiches die jungen Beamten von den Gerichten und die Cavallerie-Offiziere.

Die armen Offiziere — es iſt wahrlich eine verzweifelte Exiſtenz in dieſen podoliſchen Dorf-Garni-

ſonen! Der Dienſt erfordert täglich nur wenige Stunden, das Zureiten von Pferden läßt ſich auch nicht immer betreiben, und ſo bleiben zur Ausfüllung der langen Stunden nur — das Spiel und die Weiber. Aber das erſtere Vergnügen findet in der zweiten Hälfte des Monats oft ſeine natürliche Grenze, vielleicht ſtellenweiſe auch das letztere, und der Reſt iſt Langeweile, entſetzliche, unſägliche Langeweile. Freilich ließe ſich dieſe wohl manchmal durch gute, ernſte Bücher verſcheuchen, aber erſtens kriegt man ſolche Bücher ſo ſchwer in der podoliſchen Dorf-Einöde und zweitens — hm! ſprechen wir von anderen Dingen . . .

Andere Damen und Herren, die uns auf unſerer Wanderung begegnen, ſind wohl in Geſchäften hierhergekommen, treiben ſich aber, nachdem ſie dieſe abgethan, nun zu ihrem Vergnügen in dieſem Höllenſpektakel herum. Da ſind vor Allem die griechiſch-unirten Landpfarrer, Herr Wladimir Borodaykiewicz von Biala, Herr Euſebius Tarnowiecki von Twardowka und viele Andere. Sie zeichnen ſich ſämmtlich durch große Gutmüthigkeit und lange Bärte, ſowie durch zahlreiche Familie vortheilhaft aus. Dieſe Herren kommen zur Stadt, um den Ertrag ihrer Landwirthſchaft zu verkaufen, ihre Lebensbedürfniſſe einzukaufen; der Reſt des Tages gehört dem Vergnügen. Da wandeln ſie langſam und behaglich durch's Gewühle, hinter Jedem die Familie, oft ein Dutzend Köpfe ſtark, und die

heilige Familie ſieht ſich Alles vergnüglich an, läßt ſich wohl auch zu einer kleinen Ausgabe verlocken, hält muntere Geſpräche mit den vorbeiwandelnden Amtsbrüdern, Amtsſchweſtern und Amtskindern, läßt ſich von den Bauern grüßen und die Hand küſſen — Alles behaglich und heiter. Dann wird wohl im Gaſthofe ein kleines Convivium abgehalten und man erprobt gründlich, ob Nathan Silberſtein's Weine in der That echt ſind, aber auch daran iſt nichts auszuſetzen, denn die Gottesgabe zu genießen iſt ein gutes Werk vor Gott, vor Nathan Silberſtein und den übrigen Menſchen. Das ſind gute, ſchlichte Leute, dieſe ruthenischen Landpfarrer; ihre Bildung iſt nicht ſonderlich groß, ihr Geiſt — ſie ſind in der Regel von Natur recht gut begabt, wie denn überhaupt die Ruthenen an angeborener Intelligenz faſt alle anderen Slavenſtämme (etwa nur die Serben ausgenommen) überflügeln — ihr Geiſt alſo ſchläft ſo langſam im Lauf der Jahre, im öden Dorfe ein, aber ſie haben das Herz auf dem rechten Fleck und halten in Ordnung, was ihnen obliegt: ihre Familie und das Dorf. Gott erhalte meinem Heimathlande ſeine guten, dicken ruthenischen Landpfarrer — ſie gehören zu dem Beſten, was man da findet! Weil ich aber ſchon im Wünſchen bin, ſo füge ich hinzu: und mögen bald die rothen Naſen verſchwinden, welche leider mehreren dieſer hochwürdigen Herren ſo hell im Antlitz blinken!

Denn eine Flaſche Wein iſt zum Guten, aber mehrere Flaſchen Schnaps ſind zum Böſen!

Von römiſch-katholiſchen Pfarrern ſieht man nur Wenige auf dem Wochenmarkte; in Oſt-Galizien wohnen die Polen nur vereinzelt auf dem flachen Lande und nur die Polen ſind katholiſch. Darum haben auch die Pfarrer meiſt nur in der Stadt ihren Amtsſitz. Die Aelteren unter ihnen gleichen ihren ruthenischen Amtsbrüdern; auch ſie ſind behagliche, wohlgenährte, ehrenwerthe Herren, die es mit eigenen und fremden Sünden nicht gar ſo ſtreng nehmen. Mit ihrer Wirthſchafterin leben ſie all' ihre Tage ſtill und gemüthlich, und kein Menſch nimmt daran Anſtoß, auch wenn ſich das Pfarrhaus allmählig mit kleinen Blond- und Schwarzköpfen füllt. Sie ſind gute Polen, oft Enthuſiaſten für ihr Volksthum, aber dabei laſſen ſie dem öſterreichiſchen Monarchen, was des Kaiſers iſt. Die jüngere Generation iſt in allen Stücken anders, dünn, hager, fanatiſch. Ihre Wirthſchafterinnen ſind in der Regel alt und häßlich, aber — es iſt die alte Geſchichte, die mit dem Cölibat begonnen und ewig neu bleibt — anderer Leute Weiber ſind jung und hübſch. Kurz, ein unerquickliches Menſchengenus, über welches man nur dann ausführlich ſpricht, wenn man muß. Und dies iſt ja hier nicht der Fall.

Nächſt den ruthenischen Landpfarrern ſind die Gutspächter die beſten Kunden auf dem Wochenmarkte.

Die polniſchen Edelleute nehmen vielleicht mehr Waare, aber ſie bleiben dieſelbe ſchuldig, während dieſe Juden und Armenier Alles baar bezahlen. Sie ſind Emporkömmlinge, ihr Geſchmack iſt nicht der feinſte, und der Weg, auf dem Arthur Abeles oder Bogdan Stefanowicz emporgekommen, vielleicht nicht der ſauberſte, aber ſie haben Geld, viel Geld, und das bedeutet in dieſem armen Lande mehr als anderwärts. Vielleicht war Herr Arthur noch vor zehn Jahren ein ſchlichter Reb Aaron, der an der Heerſtraße ſchlechten Schnaps verkaufte oder in einem Hinterſtübchen Geld gegen Wucherzinſen auslieh, vielleicht war Herr Bogdan Stefanowicz zur ſelben Zeit noch Ochſenmakler oder Oberknecht auf einem Meierhofe. Was ſie emporbrachte, war nicht blos die eigene Fähigkeit, Liſt und Sparſamkeit, ſondern auch die Verlotterung ihrer Schuldner, der polniſchen Herren. Die pumpten ſo lange blind darauf los, bis ſie froh ſein mußten, wenn Aaron oder Bogdan die Güter in eigene Verwaltung übernahmen und ihnen noch einen Pachtzins gewährten, der freilich mäßig genug bemeſſen iſt. Davon kann aber ein hochedel geborener Herr nicht ſtandesgemäß leben, er fährt alſo fort, bei ſeinem Pächter Geld aufzunehmen, bis eines ſchönen Tages Arthur und Bogdan nicht mehr Pächter ſind, ſondern Gutsbeſitzer. Und wieder in zehn Jahren ſind ſie Millionäre; Arthur kauft ſich zu Schwiegerſöhnen Wiener Advo-

katen, Bogdan die Söhne geadelter Stammesgenoſſen, und wenn ſie ſchließlich genug Geld haben, ſo ſetzen ſie auf ihre Güter ehrliche deutſche Direktoren ein, welche nicht hantiren, wie ſie ſelbſt gethan, und Bogdan geht nach Lemberg, Arthur nach Wien und letzterer wird vielleicht dann als Arthur Ritter Abeles von Felſenſtein eine geſellſchaftliche Koryphäe der Reſidenz. Aehnliche Wandlungen im Beſitze vollziehen ſich in Galizien beiläufig ſeit 1860 ſehr oft und von Jahr zu Jahr öfter. Das iſt eine Behauptung, für welche die galiziſche Landtafel auf jedem Blatt Beweiſe liefern kann. Für die Verdrängten kann man ſich wahrlich nicht begeiſtern, aber auch nicht für die Verdränger; es kommt eben Alles, wie es kommen muß, und ein ſo fauler Boden trägt eben — Sumpfpflanzen. . . . Wie man aber auch über dieſe „Gutspächter“ denken mag, ſie ſind ein neues, ſoziales Element von eminenter Wichtigkeit, mit welchem man wohl oder übel rechnen muß.

Herr Arthur Abeles befindet ſich bereits offenbar in einem Stadium, wo ihm das Gut nicht mehr entgehen kann; er kommt vierſpännig und in einer Wiener Kaleſche zu Markte gefahren, und er wie ſeine Familie prangen im Schmucke ſchöner heller Farben. Das iſt Frau Chaje, derzeit Hortenſe, Fräulein Mirl, derzeit Melanie und der junge Moſche, der anfangs Moriz genannt wurde, jetzt aber George gerufen wird, weil

Moriz noch viel zu jüdiſch geklungen hat. Was die Herren an Ringen, Uhrketten und Buſennadeln, die Damen an Brochen, Armbändern und Ohrgehängen auf ſich herumſchleppen, damit könnte man ein Juwelengeſchäft begründen. „Aren Rendar ... Aren Roseles ... kick ehm un ... wie ä hrabie“*) ſo flüſtern die Juden. Die Bauern machen Platz; nur hier und da ſagt Einer vernehmlich: „Wenn man ſo den Schnaps wäſſert, wie dieſer Jude da, kann man freilich reich werden.“ Oder: „Die Chaje trägt ein ſeidenes Kleid, aber ihre Naſe iſt gerade ſo krumm, als wie ſie uns in der Schänke bedient hat!“ Und ein Dritter ruft gar Herrn Abeles zu: „Bruder Aaron, warum haſt Du Dir Deine „Pejis“ (Hängelöckchen) abſchneiden laſſen? Sie ſind Dir doch ſo gut geſtanden!“ — „Erſticken ſollſt Du!“ murmelt Arthur grimmig und führt ſeine Hortenſe eilig weiter. Die Offiziere klemmen die Monocles in's Auge und grinſen. Der Rittmeiſter Graf Linberg erwiedert Arthurs reſpectvollen Gruß mit einem flüchtigen Nicken und tritt auf das Paar zu. „Guten Morgen, Abeles! Chajeleben — pardon! Frau Hortenſe — ſehen vortrefflich aus, auf Ehre, vortrefflich! Nehmen jährlich um fünfzig Pfund zu — iſt pyramidal, auf Ehre, ganz pyramidal oder viel-

*) Das heißt zu Deutſch: „Aaron der Schänker ... Aaron, der Sohn der Roſel ... ſchau ihn an ... wie ein Graf!“ (polniſch „hrabia“.)

mehr — he, he! eigentlich cylindriſch!“ — „Famos!“ kichert im Hintergrunde der Chorus der Kameraden. Herr Abeles weiß zwar nicht, ob ſein Weib mehr einem Cylinder oder einer Pyramide gleicht, denn er weiß nicht, was das für Backwerk iſt, aber des Einen iſt er ſich bewußt, daß er ſich von dieſem Herrn, der einige Schuldſcheine bei ihm liegen hat, nichts gefallen zu laſſen braucht. „Herr Rittmeiſter,“ ſagt er, „es wäre mir ein Vergnügen, wenn Sie auch einmal die Koſt verſuchen thäten, welche meiner Frau ſo gut anſchlägt. Beſonders am Fünfzehnten, in vierzehn Tagen, Herr Rittmeiſter, erwarte ich Sie beſtimmt bei mir — ganz beſtimmt — es thäte mir leid, wenn Sie möchten dieſe Einladung vergeſſen.“ An dieſem Tage iſt der nächſte Schuldſchein fällig; der Rittmeiſter wird bleich, ſtottert etwas von „Vergnügen machen“ und zieht ſich ſchleunigſt zurück.

Da iſt Herr Nicmanski vorſichtiger, er weicht dem Pächter aus, als wäre es der Teufel ſammt Großmutter und Familie. Hingegen ſchlängelt ſich gerade jetzt Herr Thaddäus Williſzewski ſüß lächelnd heran, erſtens weil er auch koſcher dinirt, wenn es nicht anders geht, zweitens, weil nun kein polniſcher Adeliger in der Nähe iſt, in deſſen Augen ihn der Verkehr mit den Juden compromittiren könnte. „Herr von Abeles,“ flötet er, „dieſe Nadel, dieſe Kette, dieſer Geſchmack — ich ſage immer: Geld hat auch Roſenzweig, aber

Abeles hat nicht blos Geld, ſondern auch Geſchmack! Gnädigſte Frau, wenn ich nicht fürchtete, meinen verehrten Freund eiferſüchtig zu machen — aber ſo — oh! und ſelbſt auf dieſe Gefahr hin — entzückend! ich ſage nichts, als: entzückend! Und hier — neben der Centifolie des Sommers das Veilchen des Frühlings, Fräulein Melanie:

„Fahl ſcheint die Purpurroſe
Vergleicht man ſie mit Dir!
Und ſeit ich Dein Haar geſehen
Scheint die Nacht nur blaßgrau mir!“

Verzeihen Sie dem Dichter, Fräulein Melanie, wenn ihm bei ihrem bezaubernden Anblick unwillkürlich jene Verſe auf die Lippen treten, welche er heimlich an Sie gerichtet. Als ich neulich, einer wiederholten Einladung der Frau von Roſenzweig nothgedrungen folgend, auf ihrer Pachtung mehrere Tage verweilte und hiebei das Gedicht deklamirte, welches ich an Fräulein Melanie gemacht, da rief ſie: „Hundert Gulden, Herr Thaddäus, wenn Sie ein ſolches an meine Aurora machen!“ Ich aber erwiderte: „Gebieten Sie, gnädige Frau, über mein Leben, aber meine Muſe läßt ſich nicht erkaufen, noch commandiren! Auf Ehre! — ſo habe ich geſprochen, offen und ehrlich, wie's einem Poeten geziemt. Denn dieſe Aurora, mein Gott, ein ganz paſſables Mädchen, aber läßt ſie ſich mit einer Melanie Abeles vergleichen?“ — „So ſoll ich

leben," erwidert die geſchmeichelte Mutter, „ſo ſoll ich leben und geſund ſein, Herr Williſzewski, wie Sie haben Recht. Meine Melanie und die Aurora, wenn man ſie ſieht beieinander — wie eine Königin und ein Dienſtbot' — ſo ſoll ich leben! Aber wollen Sie nicht Ihr Gedicht aufgeſchrieben geben meiner Melanie? — es wird ſehr freuen mein Kind, denn ſie iſt eine große Freundin von Polen und von die Verſe und von die Bücher, und jetzt hat ſie einen Roman geleſen, ſo dick, daß man ihn kann kaum aufheben, „Kosmos" heißt er, von einem gewiſſen Schiller. Uebrigens, wiſſen Sie was? — was die Roſenzweig kann, kann ich auch — kommen Sie auf einige Tage zu uns, auf das Gut und reden Sie in Verſen mit meiner Melanie!" — „Es wird der glücklichſte Tag meines Lebens ſein," verſichert Thaddäus, „und wenn ich ſo ſagen darf: an dieſem Tage werde ich erſt geboren werden!"

Er verſchwindet, und das Paar ſetzt ſeinen Weg fort, nicht ohne kleine Differenzen. „Wie heißt?" meint Arthur erzürnt, „ſagſt Du: auf einige Tage, verſteht er auf vier Wochen — wozu ſoll ich den „Galgan" (Lumpen) füttern!" — Aber Hortenſe ſteht auf höherem Standpunkte. „Du kennſt Dich aus in Deinen Geſchäften," ſagt ſie, „aber ich kenn' mich aus in der Nobleſſe. Alle noblen Leut' füttern ihn, ſogar die Roſenzweig, ſollen wir nicht thun, was die Roſen-

zweig thut?“ Und die Verfechterin der Nobleſſe bleibt ſie auch bei dem Rundgang auf dem Markte, beſonders vor dem Verkaufsſtande des Bilderhändlers. „Kauf' einen Kosciuszko“, ſagt ſie, „und dann das Bild, wo die Ruſſen Kinder ſchlachten!“ — „Was geht mich Kosciuszko an?“ meint Arthur, wohl nicht mit Unrecht. Aber Hortenſe erwidert überlegen: „Alle noblen Leut' ſind Polen, müſſen wir auch Polen werden!“ Doch bleibt Arthur feſt, bis Melanie mit ſanftem Liſpelwort des Vaters Herz erweicht. Denn das Fräulein will keine polniſche Jüdin ſein, ſondern eine Polin jüdiſcher Confeſſion, obwohl der Jordan ſehr vernehmlich durch jeden polniſchen Satz rauſcht, welchen ſie ausſpricht.

Aber gegen die Mittagsſtunde erweiſt es ſich, daß auch Arthur Momente hat, wo er nobler iſt, als die Gattin. „Ich möchte ſchon etwas in mich nehmen,“ klagt dieſe im feinſten Hochdeutſch, „der Hunger thut mir wühlen im Bauch.“ — „Nu,“ ſagt Arthur, „komm in's Wirthshaus!“ — „Zu was in's Wirthshaus?! Ich hab' im Wagen mitgenommen vier gebackene Hendel und eine Flaſch' Wein.“ — „Biſt Du verrückt?“ ruft Arthur. „Und wenn uns Jemand ſieht?! Das hab' ich thun können, wie ich „Rendar“ war, aber jetzt müſſen wir bei Nathan Silberſtein eſſen, im Hinterſtübel, wie alle feine Leut'!“ . . .

Dort ſpeiſen in der That auch die polniſchen Edelleute. Sie gehören gleichfalls in jene Kategorie von

Marktgäſten, welche theils des Geſchäfts wegen, theils zum Vergnügen herkommen. Das Geſchäft beſteht im Verkauf ihrer Früchte, im Einkauf der feineren Victualien, hauptſächlich aber in Transactionen mit einigen Söhnen Iſraels. Jeder Edelmann, auch der Reichſte, hat mit dem Juden zu thun. Denn dieſer allein leiht und verleiht und vermittelt alle Käufe und Verkäufe; der Jude iſt bei Ertheilung und Empfang von Darlehen und Hypotheken, der Jude bei der Anlegung überflüſſiger Capitalien ebenſo nothwendig, als bei dem Kauf und Verkauf von Werthpapieren und Realitäten. Nehmen wir an, Rothſchild würde ein Königreich Jeruſalem begründen und alle Juden Galiziens folgten ſeinem Rufe, ſo könnten wir im judenfeindlichen Galizien unſere Wunder ſehen. Das ganze Land wäre in Verzweiflung, ordnete gewiß eine Maſſendepudation ab, um ſich wenigſtens zehntauſend Juden zurückzuerbitten, und kämen ſie wieder zurück, ſie zögen überall durch Triumphpforten ein. Ein Galizien ohne Juden wäre ein Land ohne Leben.

Was das Vergnügen betrifft, ſo unterhält ſich jeder Edelmann am Wochenmarkte ebenſo, wie der Dichter von Barnow. Man ſchlendert umher, man macht die Cour, man ſtreichelt die hervorragenden Körpertheile junger, hübſcher Weibsperſonen aus den mittleren Ständen und verlungert den Reſt des Tages in der Zuckerbäckerei des Herrn Wladislaw Sigelli.

Letzteren Vergnügungsort wollen wir später besuchen. Jetzt haben wir endlich unser nächstes Ziel erreicht: den Standplatz der Gemüsehändler. Wer den Schwarzwald durchwandert und die Volkstrachten des südwestlichen Deutschland kennt, wird wohl kaum einen Ruf des Erstaunens unterdrücken, wenn er diesen Theil des Ringplatzes zu Barnow betritt. Ihm ist, als stünde er wieder vor dem „goldenen Ochsen" zu Schiltach oder vor der „deutschen Krone" zu Biberach, oder dem „Fürstenberger Hof" zu Haslach und blickte in das eigenartige Gewühl des Wochenmarktes jener Städtchen des fernen Kinzigthales. Denn diese Leute tragen dieselbe Tracht, wie der Schwarzwaldbauer, genau dieselbe, bis auf die Zahl der Knöpfe an der blauen Jacke der Buben, bis auf die Zahl der Spangen am rothen Mieder der Mädchen. Es ist Alles, Alles so: auch das Gemüse und wie es angeordnet ist. Und die Gesichter sind dieselben und die Sprache: dieses kernige, gar nicht sonderlich wohllautende und doch so herzlich, so fröhlich, so liebvertraut klingende Schwäbeln. Ich wiederhole: wer ihnen so zusieht und zuhört, dem muß zu Muthe sein, als hätte eine übermächtige Faust urplötzlich diese Handvoll Menschen und ihre Waare aus der Heimat gerissen und hierher gesetzt, in die sarmatische Ebene hinein, hunderte von Meilen fern von ihren heimathlichen Tannen, — und die Leute fahren fort ihr Geschäft zu treiben, ruhig, ge-

laſſen und nicht um ein Haar anders, als ſie es auf dem Marktplatz zu Haslach gethan.

Es iſt in Wahrheit dabei nicht ganz ſo märchenhaft zugegangen, aber ſeltſam genug, und die Gemüſehändler von Barnow verdienen es wohl, daß man länger bei ihnen verweile. Es war in der That nicht ihr eigener Wille und Wandertrieb, der ſie hierher gebracht, es war das Werk einer einzigen Hand, einer gütigen, mächtigen Hand, und faſt genau vor hundert Jahren winkte ſie ihnen und geleitete ſie von Weſt gegen Oſt. Sie folgten, folgten gern, denn in der Heimath war es unleidlich geworden, der Herzog Karl preßte ihnen das Mark aus den Knochen und verkaufte ihr Fleiſch und Blut an die engliſchen Werber, daß es in fremdem Elend elendiglich vorkomme. Und die unwirthliche Ferne, die Polakei, das Bärenland, ſchreckte ſie nicht; ſie wußten ja, daß dieſelbe Hand, welche ſie hingeleitete, ſich auch ferner ſchützend und wahrend über ſie ſtrecken werde. Und ſo war es auch, bis die Hand erſtarrte, bis das edle Herz des Mannes zu ſchlagen aufhörte. Wie der Mann hieß, braucht wohl kaum noch geſagt zu werden: Joſef II. Man weiß, wie eifrig er deutſche Coloniſten in ſeine öſtlichen Länder zog, welche eben neu erworben waren und rüſtiger Hände bedurften: nach Galizien und der Bukowina. Daneben noch nach Ungarn, weil das Land nicht blos überhaupt arm an Bewohnern war, ſondern insbeſondere

an ſolchen, die zu geordneter Arbeit geneigt und geſchickt waren. Man weiß, wie er insbeſondere beſtrebt geweſen, den Strom der deutſchen Auswanderung von Amerika ab und gegen ſeine Oſtprovinzen zu leiten. Aber wie klar ſeine Coloniſations-Pläne in ſeinem Haupte lagen, wie er ſich um ihre zweckgerechte Ausführung bis in die kleinſte Einzelheit herab bekümmerte, das hat man vielleicht nicht ſo ſtark und ſo eindringlich betont, als man es der Wahrheit gemäß müßte. Wahrlich! es muß in dem kälteſten Beobachter Bewunderung erwecken, wenn er inne wird, wie einheitlich dieſer geniale Fürſt ſich die Aufgabe ſeines Lebens geſtellt und wie er tauſend verſchiedene Hebel angeſetzt, ſie zu verwirklichen. Wenn er mit Karl Theodor über den Eintauſch Baierns gegen Belgien unterhandelte oder wenn er an die Militär-Adminiſtration der Bukowina ſchrieb, daß er in die nächſte Nähe von Czernowitz eine deutſche Colonie geſetzt wünſche*) — es geſchah in der Ausführung eines und desſelben Grundgedankens. Man darf dies nicht mißverſtehen. Jede grauſame Tyrannei lag ihm ebenſo ferne, wie jede gewaltſame Entnationaliſirung und eben deshalb fiel es ihm auch niemals bei, ſein Oeſterreich zu einem deutſchen

*) Ueber die Art, in der Joſef II. die Coloniſation der Bukowina leitete, vergleiche man in den Culturbildern „Aus Halb-Aſien“ den Abſchnitt „Zwiſchen Dnieſter und Biſtrizza.“ (Zweite Auflage, Band II S. 227 ff.)

Nationalſtaat zu machen. Aber zu einem deutſchen Culturſtaat wollte er es umgeſtalten, zu einer Monarchie, deren Theile nicht blos durch die gemeinſame Perſon des Fürſten zuſammengehalten werden ſollten, ſondern auch durch eine gemeinſame Bildung. Aber dieſer Fürſt wußte auch, wußte es zum Theil aus eigener bitter ſchmerzlicher Erfahrung, daß die gute Sache keineswegs durch ihren inneren Adel allein ſiege, daß gerade ein edler Zweck größerer Machtfülle zur Durchführung bedürfe, als ein gemeiner und niedriger. Warum? Ach nun, weil das Gemeine größerer Wahlverwandtſchaft in der Menſchennatur begegnet, als das Edle. Und weil Joſef II. wußte, was leider wir Deutſch-Oeſterreicher noch heute zum Theil nicht begreifen, weil er wußte, daß jede Culturfrage in allererſter Linie eine Machtfrage iſt — daher ſein Beſtreben, zunächſt die Kopfzahl der Deutſchen in Oeſterreich zu erhöhen, ſei es durch Erwerbung rein deutſcher Landestheile, ſei es durch Hereinziehung deutſcher Coloniſten in die ungariſchen, polniſchen und rumäniſchen Provinzen. Es iſt nicht gut, dem Gedanken nachzuhängen, wie ſich wohl die Geſchicke unſeres Staates geſtaltet hätten, wäre dem großen Kaiſer längeres Leben gegönnt geweſen oder eine Nachkommenſchaft, die in ſeinem Sinne fortgewirkt hätte — es iſt nicht gut, denn es iſt unfruchtbar und macht bitter und herbe ... Genug! — mit dem Februar 1790 ſtockte der Bau des deutſchen

Culturſtaates Oeſterreich und was davon bereits beſtand, ward niedergeriſſen oder zerbröckelte im Sturme der Zeiten.

Auch mit jenen Säulen ſeines Bau's, welche der große Kaiſer in den Oſtländern aufgerichtet, mit den deutſchen Kolonien iſt es ähnlich ergangen. Nur in einem einzigen Ländchen ſtehen dieſe Siedelungen derzeit ſtattlicher und blühender da, als vorher: ihre Entwickelung iſt eine ſtetige und ſie haben nicht blos ihren nationalen Charakter ungetrübt gewahrt, ſondern in der That auch auf die Landesgenoſſen anderen Stammes und anderer Zunge jenen Einfluß geübt, welcher ihrem großen Stifter als ihr eigentlichſter Zweck vorgeſchwebt. Dieſes Ländchen iſt die Bukowina, nur zu einem Fünftheil von Deutſchen bewohnt, aber in ſeiner Geſammtheit deutſches Culturland. Heute, in der Aera der Verſöhnung, wird auch dort am Deutſchthum gerüttelt, aber vorläufig noch vergeblich, noch behauptet es, zum Segen aller Bewohner des Landes, ſeine Macht. Das gerade Gegentheil zeigt ſich uns in Ungarn. Wie man dort über das Deutſchthum als Culturelement denkt, iſt bekannt, doch iſt dieſe leidige Thatſache mehr im Intereſſe der Magyaren, als in unſerem Intereſſe zu beklagen, und es muß zu ihrer Entſchuldigung und Erklärung wohl daran erinnert werden, daß dort auch einmal Haynau, Bach und Kempen als deutſche Culturträger aufgetreten. Hin-

gegen iſt der traurige Zuſtand der deutſchen Colonien in Ungarn wohl zunächſt eine nationale Sache. Daß die Abkömmlinge jener Pfälzer, Schwarzwälder und Niederdeutſchen, welche unter Joſef nach dem Banat und in die oberungariſchen Comitate gekommen, ſich als ungariſche Staatsbürger fühlen, iſt vollkommen in der Ordnung, daß ſie ſich jedoch als Magyaren fühlen, daß ganze Dorfſchaften ihre deutſchen Familiennamen gegen magyariſche vertauſchen, daß es keine grimmigeren Deutſchenfreſſer gibt als dieſe Leute, das iſt eine Thatſache, welche für die Deutſchen tiefſchmerzlich ſein muß. Es gibt ein Dorf im weſtlichen Ungarn, — Kis-Löd im Oedenburger Comitat — welches durchweg von Schwaben bewohnt wird. Im Jahre 1868 haben ſie ihre Familiennamen ſämmtlich magyariſiren laſſen, können jedoch die fremdklingenden Laute nicht in Erinnerung behalten und laufen daher, ſo oft ſie es brauchen, zum Dorfſchreiber: „Herr Notari, wie thu' ich heiße?“ Führt man ihnen zu Gemüthe, daß ſie, die keine Silbe magyariſch ſprächen, doch wohl nicht als echte Söhne Arpads betrachtet werden könnten, ſo erwidern ſie: „Oh! fünf Silbe ungriſch wiſſe mer doch: Hunczut á német“ (der Deutſche iſt ein Hundsfott). An ſolcher grotesken Verkommenheit haben wohl auch vernünftige Magyaren keine Freude. Fragen wir aber, wem die Schuld daran beizumeſſen, ſo wird wohl die bereits ohnehin genügend breitgetretene Phraſe

von den angeborenen Fehlern des deutſchen Volksthums nicht noch einmal herhalten müſſen. Die Schuld trug einfach das Regime jener ſieben Jahrzehnte von Joſef's Tode bis 1860, dieſes unverantwortliche Regime, welches nichts that, um in dieſen Leuten das Nationalbewußtſein zu wecken, und Alles that, um jede geiſtige Regung in ihnen zu erſticken. Dieſes verachtenswerthe Regime, welches im Namen und angeblich zum Schutze des Deutſchthums auf alle Nationalitäten gleichen Druck übte — auch auf die Deutſchen! Wenn es in der Bukowina um die deutſchen Colonien anders und beſſer ſteht, ſo iſt es trotz dieſes Regime's geſchehen, keineswegs durch dieſes Regime, welches ſich überall gleich blieb. Hier war eben der Druck, welchen die eingeborenen Elemente auf das neu eingewanderte ausübten, ein ſehr geringer, hier waren die Colonien zahlreich genug, um aus eigener Kraft die Leuchte deutſcher Bildung zu erhalten und zu mehren.

In Galizien war dies nicht der Fall. Die Colonien liegen zerſtreut und ſind weit minder zahlreich, als in der Bukowina. Der deutſche Bauer in Galizien ſteht etwa in der Mitte zwiſchen dem Stammesgenoſſen in Ungarn nnd dem in der Bukowina. Sein geiſtiges Leben iſt ungeweckt geblieben, ſein Nationalbewußtſein ſchlummert, aber er bleibt ſeiner Sprache, Tracht und Sitte treu, hängt mit großer Pietät an jeglichem Erbe ſeiner Vorfahren, und wenn er ſich

auch nicht als Deutſcher fühlt, ſo fühlt er ſich doch auch keineswegs als Pole. Vor dieſem Aeußerſten iſt er durch zwei Umſtände bewahrt geblieben, einen guten und einen ſchlimmen. Erſtens ſind die deutſchen Coloniſten Galiziens zum großen Theil Proteſtanten und haben daher das Glück, gebildete Männer zu Seelſorgern zu haben, welche an deutſchen Hochſchulen ſtudirt. Zweitens ſind die Polen gegen dieſe armen, ruhigen, fleißigen Landleute ſtets von ſo wüthender Feindſeligkeit geweſen, daß den Schwaben jede Luſt zur Annäherung verging. Der deutſche Coloniſt in Ungarn achtet in dem Magyaren mit Recht den Vorkämpfer conſtitutioneller Freiheit, ſein galiziſcher Volksgenoſſe weiß nur, daß der Pole ihn ſchädigt, wo er kann, und ſtets geneigt iſt, an ihm nationale Heldenthaten zu verüben. Man ſieht, es iſt nichts auf Erden ſo ſchlimm, als daß es nicht auch ſeine gute Seite hätte.

So ſind denn dieſe Leute geblieben, wie die Väter waren, nicht aus höherem geiſtigen Bewußtſein heraus, ſondern in angeborenem Beharrungsvermögen. Die kleine Colonie bei Barnow iſt kaum dreihundert Köpfe ſtark, gleichwohl heirathen die Leute ſtets untereinander und vorläufig mindeſtens degenerirt die Race noch nicht. Kernfeſte Männer mit rothen, biederen, viereckigen Geſichtern und eiſenharten Schädeln; zierlich gewachſene, aber keineswegs überzarte Weiber.

Und wie ſie ihre Tracht nicht um Haaresbreite ändern, ſo bauen ſie ihre Häuſer genau nach dem Muſter, welches die Väter aus dem heimatlichen Thale mitgebracht. Auch in der Einrichtung des Hauſes findet ſich nicht die geringſte Conceſſion an die veränderten klimatiſchen Verhältniſſe. Sie leben, wie ſie daheim gelebt, untereinander, abgeſchloſſen von den anderen Bewohnern des Landes und jeden überflüſſigen Verkehr ſcheu vermeidend. Die Bibel, einige religiöſe und einige weltliche Lieder haben ſie mitgebracht und das beſitzen ſie noch; Neues kommt nicht hinzu. Ihre Schulen ſind nach galiziſchen Anſchauungen in befriedigendem Stande; wer ſie mit dem Maßſtab des Weſtens mißt, wird minder zufrieden mit ihnen ſein können. Ihre Paſtoren ſind — ich wiederhole es und kann es mit gutem Gewiſſen behaupten — wackere, ſehr wackere Männer, doch erlahmt an der ungemeinen Apathie ihrer Pfarrkinder auch der glühendſte Bildungseifer. Während der deutſche Coloniſt in der Bukowina, weil in trefflichen Volksſchulen erzogen und im lebendigen Verkehr mit der deutſchen Intelligenz in den Städten, ſich ſtolz als Culturträger fühlt und für ſich daraus die Verpflichtung ableitet, anregend und fördernd auf die anderen Landsleute einzuwirken, fühlt ſich der deutſche Bauer in Galizien nur eben als etwas Beſonderes, kaum als etwas Beſſeres, und möchte am liebſten mit den „Polaken“ gar nichts zu thun

haben. Kurz, er iſt juſt ſo gedankenträg, juſt ſo arm an ſpontanem Streben, wie der ſlaviſche Bauer, und ſteht über dieſem nur eben inſoweit, als ſeine Race über der ſlaviſchen ſteht. Der Ruthene iſt träg, der Deutſche überaus fleißig. Der Ruthene liebt den Schnaps ſehr, der Deutſche trinkt am Sonntag ſein Gläschen Meth oder Wein und ſehr ſelten ein Glas über den Durſt. Der Ruthene iſt kein guter Rechner, der Deutſche iſt ſparſam bis zum Geiz; der Ruthene iſt vertrauensvoll und läßt ſich darum leicht vom Polen oder Juden betrügen, der Deutſche iſt mißtrauiſch, vorſichtig, reell, borgt Niemand und läßt ſich überhaupt, aktiv wie paſſiv, nur überaus ungern in Geldgeſchäfte ein; der Ruthene iſt ſchmutzig, der Deutſche ſauber; der Ruthene iſt gern Landwirth und Viehzüchter zugleich; der Deutſche wirft ſich auf irgend eine Spezialität und hält ſie feſt: er züchtet Kälber oder er baut Gemüſe u. dgl. Darum iſt der Deutſche wohlhabend, während der Pole und Ruthene mit harten, materiellen Nöthen ringt, darum vermehren ſich Grundbeſitz und Häuſerzahl der deutſchen Colonien ſtill und ſtetig, während rings um ſie der Grundbeſitz ſich immer mehr zerſtückelt und verkrümelt.

Still und ernſt ſtehen unſere Landleute hinter ihren Kraut- und Rübenhaufen, hinter den Bergen von Peterſilie und Kohl, welche ſie zu Markte gebracht. Auch ſie locken, wie die Karaiten und Lippo-

waner, Niemand herbei, auch ſie ſind, wie bereits erwähnt, ſehr karg mit der Rede. Doch geſchieht dies nicht aus religiöſem Hochmuth, ſondern aus — linguiſtiſcher Befangenheit. Dieſe guten Leute ſind keine Sprachgenies, ſie ſprechen nur kümmerlich ruthenisch, polniſch faſt gar nicht, und das Wenige, was ſie ſprechen, mit einem ganz ſchauderhaften Accent. Darum laſſen ſie ſich, nachdem ſie den Preis der Waare ausgeſprochen und etwa noch ein Weniges nachgelaſſen, nicht gerne in weitere ſlaviſche Diskurſe ein.

Wir aber wollen es verſuchen, mit den Landsleuten in der Mutterſprache zu reden: „Woher ſeid Ihr?“ Zuerſt ein kurzes Stutzen über die deutſche Anſprache, dann die zögernde Antwort: „Aus Alt-Barnow, Herr!“ — „Wie lange ſeid Ihr dort?“ — Der junge Mann ſtutzt abermals. „Dort bin ich ja gebore . . .“— „Und Euer Vater?“ — „Auch dort.“ — „Aber der Großvater?“ — „Der iſcht als Büble hinkomme!“ —„Und wo war er früher?“ — „Das weiß i net. Aber der Vetter Michel wird's wiſſe.“

Johann Michael Knöpfle, ein ältlicher Bauer, tritt heran. Der junge Menſch wiederholt ihm unſere Frage.

Vetter Michel weiß es wirklich. „Aus Wirteberg,“ ſagt er. — „Und wie geht es Euch hier, ſo weit weg von Deutſchland?“ — „In Deutſchland ſein mer ja nie gweſe. Mir ſein aus Wirteberg.“ — „Aber Deutſche ſeid Ihr ja dann auch?“ — „Beileib'

net! Mer ſein Schwabe. Die Deutſche ſitze in Marienthal.“

Dort hauſen Coloniſten aus Niederdeutſchland. Aber ich denke, wir dürfen über den Vetter Michel nicht lachen. Er weiß nur, was ihm ſein Großvater geſagt hat. Und woher hätte dieſer Mann um 1778 wiſſen ſollen, daß er auch ein Deutſcher ſei?

„Und wie vertragt Ihr Euch mit den Deutſchen in Marienthal?“ — „S' könnt' beſſer ſei'!“ — „Warum?“ „Weil ſie uns hänſle — wege unſerer Sprach' und wege unſere Jackele und wege unſere Kaputröck' . . . Schöner iſch noch, als wie ihre Häringsröckle . . .“ — „Und wenn Ihr mit ihnen zuſammenkommt?“ — „Dann raufe ſich die Büble!“ — „Rauft Ihr Euch mit den Ruthenen?“ — „Nein!“ — „Und mit den Polen?“ — „Schon gar net!“ — „Warum?“ — „Das ſind Schwein'.“ Und Vetter Michel ſpuckt energiſch aus.

Dem nachdenklichen Leſer ſei es ſelbſt überlaſſen, ſich aus dieſem Zwiegeſpräch, welches mehr als einmal ſo oder ähnlich geführt worden iſt, die Conſequenzen zu ziehen. Wir aber führen ihn nun weiter, laſſen ihn eine Weile dem Viehhandel zuſehen und geleiten ihn dann in vornehme Geſellſchaft, in die Zuckerbäckerei.

Das polniſche Vieh gehört zu den wenigen Producten des Landes, welche einen großen und weitverbreiteten Ruf haben, und die weißen, feiſten Ochſen mit den mächtigen Hörnern, welche bis Wien und

Berlin reiſen, ja oft über Hamburg bis nach England, ſind, wenige Ausnahmen abgerechnet, die einzigen geborenen Podolier, welche große Reiſen machen. Leider finden ihre trefflichen Eigenſchaften im Ausland ſo großen Anwerth, daß ſie niemals wieder in die Heimat zurückkehren, um da ihren Landsleuten die Ergebniſſe ihrer Bildungsreiſen mitzutheilen. Sentimentale Gemüther mögen alſo immerhin das markerſchütternde Gebrüll, welches dieſe Thiere am Ringplatz zu Barnow ausſtoßen, als wehmüthige Klagen, als Abſchiedsgrüße an die Heimat auslegen. Denn hier werden jene mächtigen Karawanen zuſammengeſtellt, welche dann langſam bis Stanislau und Lemberg getrieben werden und von da auf Flügeln des Dampfes den hungrigen Magen des Weſtens entgegenreiſen.

Dieſe Karawanen ſetzen ſich faſt ausnahmlos aus den Pfleglingen jener Maſtinſtitute zuſammen, welche von tüchtigen Pächtern oder Gutsbeſitzern gleichzeitig und im Anſchluß an eine Branntweinbrennerei betrieben werden. Ein gutes Geſchäft, welches ſeinen Beſitzer, ſofern er ſich nur die Mittel des Betriebs zu reellen Zinſen zu verſchaffen weiß, nicht blos ernährt, ſondern ihm auch langſam die eiſerne Kaſſe füllt. Denn ſo viele Brennereien auch entſtehen — und es iſt dies in der That der einzige Induſtriezweig, welcher in Galizien in vollem Blühen ſteht — den Bedarf an Schnaps decken ſie doch kaum. Freilich ein

Factum, welches nur dem Branntweinbrenner erfreulich ist, keineswegs dem Menschenfreunde. Der Bedarf an Schnaps wächst von Jahr zu Jahr, und je größer die Noth, desto besser fällt dies Geschäft aus. Der Schnaps ist ein „Allsieger im Kampf“ mit all' seinen Concurrenten, vor Allem mit dem harmlosen Wasser. Gegenden, wo noch vor zwanzig Jahren ein Sonntagsrausch etwas Seltenes gewesen, liegen heute zur Hälfte brach, weil die Bauern mindestens jeden zweiten Tag in der Schänke liegen bleiben. Dann mit dem Meth, früher dem ausschließlichen Getränk der Bürgerkreise; es hat einst unter diesen Leuten als eine Schande gegolten, Fusel zu trinken, jetzt ist es obligat. Endlich mit dem Wein. Wenn ein Schlachziz nicht mehr Champagner trinken kann, so trinkt er eben Branntwein. Auch in Weinländer ist der galizische Schnaps gedrungen, so in die Moldau und nach Oberungarn. Eine Brennerei ist also an sich ein gutes Geschäft; ein doppelt gutes, wenn die Abfälle zur Viehmastung verwendet werden. Die mageren Ochsen der Bauern werden sehr billig eingekauft und die gemästeten dann gegen schweres Geld verkauft.

Die Herden, welche wir hier in endlosen wirren Haufen aufgetrieben sehen, stammen, wie erwähnt, aus solchen Mastungen. Denn die Zeiten, wo ein Bauer auf eigene Faust gezüchtet und gemästet, sind in Podolien längst vorbei. Der arme Bauer ist herzlich

froh, wenn er nicht genöthigt iſt, ſein Vieh ſchon als Kalb zu verkaufen. Und wie oft iſt dies der Fall, theils dem Branntwein zu liebe, theils aus wirklicher, bitterer Noth!

So bietet der Viehhandel in Barnow ſehr verſchiedene Bilder, je nachdem man den Verkauf im Großen betrachtet oder den Kleinhandel. Der erſtere vollzieht ſich ziemlich ſtill. Der Käufer aus Breslau, Wien oder Odeſſa ſchaut die Thiere an, läßt eines oder das andere wiegen, prüft die Geſundheitspäſſe und ſchließt dann mit dem Eigenthümer ab. Dieſer iſt in der Regel ein Jude oder ein Armenier; iſt's aber ausnahmsweiſe ein Pole, ſo hat er doch einen jüdiſchen Geſchäftsführer, der für ihn handelt und abſchließt. Bequem iſt das freilich, macht ſich auch recht vornehm, hat jedoch bittere Conſequenzen für die Taſche des Polen. Niemand iſt überhaupt zu induſtrieller Thätigkeit ſo wenig tauglich, wie der galiziſche Edelmann. Denn er iſt in der Regel faul, hochfahrend und leichtſinnig, vereinigt alſo drei Untugenden, deren jede genügend iſt, einen Kaufmann zu ruiniren.

Sollte ſich aber der Pole ſogar ſo weit herablaſſen, mit dem Breslauer Kaufmann, welcher ihn vielleicht an Intelligenz und Vermögen weit übertrifft, ſelbſt zu verhandeln, ſo wird er doch ſicherlich den Detaileinkauf ſeinen Leuten überlaſſen. Anders der Jude und der Armenier. Sie haben einſt ihre Thätig-

keit damit begonnen, daß ſie im Dienſte des Polen das Vieh eingekauft, und es iſt ihnen daher nicht unbekannt geblieben, daß Diener bei dieſer Gelegenheit oft ihren Herrn betrügen. Darum wandeln ſie ſelbſt ſcheinbar abſichtslos durch die Reihen. Sie erwidern den Gruß der Bauern nachläſſig oder gar nicht nnd erwarten ihre Anrede.

Der Bauer faßt ſich endlich ein Herz. Es iſt längſt Mittag vorbei und noch hat ſich kein Käufer gefunden. Und draußen im Dorfe liegen in ſeiner Hütte zwei Mann Huſaren ſammt ihren Pferden als Steuerexekution und dieſe vier lebendigen Weſen haben gute Magen und freſſen Alles kahl.

„Herr," beginnt er ſchüchtern, „dies Paar Ochſen —"

Der Amenier wirft einen flüchtigen Blick auf die Thiere. Sie ſehen nicht ſonderlich ſtattlich aus.

„Da kann man ja jeden Wirbel zählen," ſagt er, „die krepiren mir ja auf dem Transport."

„Hm!" meint der Bauer, „etwas mager ſind ſie freilich. Aber in voriger Woche haben ſie weit beſſer ausgeſehen und prächtig den Pflug gezogen."

„Nun, dann füttere ſie wieder heraus und wir wollen nächſten Dienſtag weiter reden. Gerrippe kauf' ich nicht."

Er will gehen oder ſtellt ſich wenigſtens ſo.

„O Herr!" fleht der Bauer, „wenn ich ſie heute

nicht verkaufe, ſo krepiren ſie bis zum nächſten Markte wirklich!“

„Warum fütterſt Du ſie nicht?“ frägt der Armenier. „Haſt Du Alles verſoffen? Mußt Du täglich Deinen Rauſch haben?“

„Nicht täglich!“ betheuert der Bauer. „Seit Monaten ſchon geht es mir ſo ſchlecht, daß ich nur jeden Sonntag zur Schänke gehen kann. Am Sonntag freilich muß ich es thun — da erfordert es ja die Ehre! Es würde mich ja jeder Menſch im Dorfe verachten, wenn ich am Sonntag Abend nüchtern wäre! Und am letzten Sonntag habe ich mich auch noch überdies meiner Sorgen wegen betrinken müſſen. Seit acht Tagen liegen mir die Zigeuner im Hauſe und freſſen mir und den Meinen das Brod weg, und ihre Pferde meinem Vieh das Futter. Und überdies — meine beiden Töchter — ein Unglück iſt bald geſchehen — ach! wenn ich nur die Huſaren zum Hauſe hinaus hätte!“

„Nun denn — aus Barmherzigkeit — was forderſt Du für die Thiere?“

„Zwanzig Gulden!“

„Mir ſcheint, das Unglück hat Dich verrückt gemacht.“ Er wendete ſich zum Gehen.

„Um Gott, Herr, was gebt Ihr?“

„Fünf Gulden!“

Fünf Gulden für ein Paar Ochſen!! Aber man

kann überzeugt ſein, viel mehr wird der Armenier nicht dafür geben! So kommt der Bauer an den Bettelſtab und der Pächter wird reich, ein ehrenwerther, angeſehener Herr, der ſchließlich auch in der Honoratorenſtube bei Nathan Silberſtein zu Mittag ſpeiſen und ſeinen Kaffee in der Zuckerbäckerei des Wladislaw Sigelli nehmen kann.

Und das thun in der That nur die vornehmſten Leute. Die „Cukierna“ iſt das eleganteſte Lokal von Barnow, was natürlich in dieſer ebenſo reinlichen als vornehmen Stadt ſehr viel ſagen will. Sie liegt am Marktplatze und beſteht aus drei Räumen, einem Salon, einem kleinen Zimmer für geſchloſſene Geſellſchaften und einem dunklen Verſchlage, wo Herr Sigelli im Verein mit einem Lehrjungen und einer ſchmutzigen Magd geheimnißvoll waltet und verſchiedentliche Labe für ſeine Gäſte bereitet.

Der Salon iſt ein niedriges, dreifenſtriges Zimmer, deſſen Wände einſt mit grellrothen Blumen auf grauem Grunde bemalt geweſen. Aber der Tabakrauch, die Fliegen und die Spinnen haben es bewirkt, daß ſich die Wände derzeit weit einfacher präſentiren, in einem intenſiven Schwarzgrau. Von dieſem Hintergrunde hebt ſich in mäßiger Pracht der Wandſchmuck ab: ſechs Lithographien und zwei Spiegel. Ehrwürdige Greiſe, welche das Lokal ſeit einem Menſchenalter beſuchen, verſichern wenigſtens, daß in der That

jene mattſchimmernden Flächen, welche mit Milliarden ſchwarzer Pünktchen, ſowie mit einer dicken Staubkruſte überzogen ſind, einſt wahrhaftige Spiegel geweſen; Söhne eines ſpätgeborenen Geſchlechtes müſſen dies jedoch nur eben auf Treu und Glauben hinnehmen. Unter den betagten Männern ſind ferner auch einige, welche ſich noch genau zu erinnern wiſſen, was dieſe oder jene Lithographie vorgeſtellt, derzeit jedoch ſind dies dunkelgraue Papierflächen, mit denſelben Pünktchen überſäet. Denn die Fliegen haben die Gewohnheit, hier ihre Sieſta zu halten, nachdem ſie ſich am Büffet geſättigt. Wer hier als Fremder eintritt, könnte auf die Vermuthung kommen, daß dieſes Thier dem Polen heilig iſt, ſo daß er ſeine Vermehrung ängſtlich fördert. Denn es tritt da in Maſſen auf, welche der Europäer für unglaublich hält, bis er ſie ſieht. Uebrigens wimmeln auch Rahmen, Seſſel und Bänke von Bewohnern, welche ſogar minder harmlos ſind als die Fliegen, und oft findet man hier in einer einzigen Limonade ſo viel ſchwimmen, daß man ein ganzes zoologiſches Kabinet mit Material verſorgen könnte.

Auf dem Büffet ſind alle erdenklichen Leckerbiſſen aufgeſtellt, und hinter dem Tiſche ſteht Herr Sigelli, ſüß lächelnd, als hätte er ſelber ſeine ganze Waare im Magen. Sein Großvater ſoll ein Italiener geweſen ſein und der Zuckerbäcker von Barnow bewährt dieſe Abkunft, indem er täglich drei- bis vierhundert Male

„Corpo di Bacco!“ ſagt. Doch ſagt er dies nur zu dem Aufwärter, welcher mit der Raſchheit einer Schildkröte die Gäſte bedient. Dieſer Aufwärter iſt in weißes Linnen gekleidet, welches er alle zwei Monate einmal wechſelt. Das iſt ſo Brauch in den polniſchen Zuckerbäckereien, weil ein weißgekleideter Diener appetitlicher iſt.

Wir haben lange im Gewühle des Marktes verweilt und betreten daher den Laden erſt gegen die fünfte Nachmittagsſtunde. Doch iſt dies juſt die rechte Zeit, um ihn gefüllt zu finden. Alle Tiſchchen im Salon ſind beſetzt, aus dem Nebenzimmer dringt der Lärm lauter Männerſtimmen. Man lacht und plaudert und ſchlürft Erfriſchungen dazu. Der weiße Aufwärter ſchleicht rapid umher und ſetzt hier ein Gefrornes auf den Tiſch, dort ein Fläſchchen Kontuſzuſka. Tritt einer jener Fälle ein, welche oben bereits angedeutet, bekommt der Gaſt mehr ſervirt, als er beſtellt hat, ſo genirt ihn das weiter nicht. Dann fiſcht er eben gleichmüthig das Ueberflüſſige heraus und legt es auf den Rand des Tellers. Es ſind ja ſchließlich auch wirklich nur Kleinigkeiten!

Muſtern wir die Geſellſchaft. Hier ſind die Adeligen der Gegend verſammelt, die Honoratioren von Barnow, ferner Gutspächter, Brennereibeſitzer und ſonſtige bürgerliche Plebs, die zu Geld gekommen und daher dies hochelegante Lokal der Ariſtokratie zu

beſuchen ſich herausnimmt. Doch überwiegt das blaue Blut. Hier ſitzt der Baron Stupnicki, ein dicker Mann mit flachsgelbem Haar und einem unglaublich dummen Geſicht, neben ihm ſeine hagere Gattin mit Spinnenfingern, eine Mumie, in graue Seide gehüllt; ferner die drei Baroneſſen, ſämmtlich der Mutter nachgerathen, ſo daß es ſcheint, als hätte zwar der liebe Gott der Familie derer von Stupnicki die gewöhnliche Menſchengeſtalt zugedacht, dann aber alles Fleiſch dem Haupte derſelben aufgebürdet. Ferner die Brüder Severin und Stas von Wolinski, vielbegehrte Junggeſellen, welche ſich jedoch vorläufig als Don Juan's des Kreiſes ſo wohl fühlen, daß ſie weder zarte Andeutungen der Mütter, noch halbverſchleierte Blicke der Töchter recht verſtehen wollen. Beſonders berühmt ſind ſie als amüſante Geſellſchafter — Stas weiß drei, Severin vier anſtößige Anekdoten auswendig, doch leihen ſie ſich dieſelben auch gegenſeitig aus und wirken daher unglaublich anregend. Dann ein braver Mann, den wir mindeſtens dem Namen nach bereits kennen, Herr Henryk von Waſſilkowski, der Gutsbeſitzer von Zuhance, welcher mit Olexa Tudak und anderen Bauern ſo eigenthümliche Geldgeſchäfte macht. Auch ſeine Gattin iſt anweſend; die unglückliche Frau hört geduldig bereits das fünfte Gedicht an, welches ihr Thaddäus Williſzewski vordeklamirt. Ebenſo ſind die beiden Maitreſſen des Herrn Henryk in der Geſell-

ſchaft, jedoch nicht in dieſer officiellen Eigenſchaft. Dieſe drei Familien ſind zugleich die einzigen wohlhabenden des anweſenden Adels. Was hier ſonſt Limonade oder ſüßen Schnaps trinkt, ſich die Cour machen läßt oder ſie macht, das ſind arme, verſchuldete Hungerleider, welche vielleicht ſogar dem ſüßen Sigelli die Zeche ſchuldig bleiben müſſen. An ihrer Toilette läßt ſich dies freilich nicht erkennen, und beſonders die Damen ſtarren in Sammt und Seide, um welche ſich der Koth des Marktes als breite Bordüre gelegt hat. Aber was ſich unter dieſer Pracht birgt — ich meine natürlich: an Wäſche — kann Niemand glauben, der es nicht ſieht. Die Stiefelchen ſind oft greulich zerriſſen, die Strümpfe Ruinen, die Unterröcke dunkelgrau und am Rande ſo zerfetzt, daß die Franſen unter dem Prachtkleide hervorblicken. Wenn Herr Stanislaus von Nicmanski ſeine Czamara deßhalb ſo krampfhaft geſchloſſen hält, um ſeine ſchmutzige Wäſche zu verbergen, ſo thut er Unrecht; in dieſem Kreiſe hat er keinen Grund, ſich ihrer zu ſchämen. Doch kennt Niemand die Toiletten-Geheimniſſe eines polniſchen Elegants dieſes Schlages — vielleicht hat er überhaupt gar keine Wäſche! . . .

In den entlegenen Ecken drängen ſich die Parvenüs, unter ihnen Herr Arthur Abeles ſammt Familie. Frau Hortenſe und Fräulein Melanie werden von Niemand angeſprochen, nur ein junger Huſarenoffizier

hat dem Mädchen einige zarte Complimente von intenſivem Stallgeruch zugeflüſtert, aber auch nur, um Herrn Abeles für ein Geſchäftchen heiter zu ſtimmen. Denn in dieſem „Salon“ werden auch Geſchäfte abgemacht und darum drängen ſich an der Thüre die Hausjuden der Adeligen, die „Faktoren“.

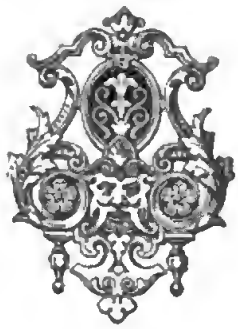
Im Nebenzimmer aber wird die Geſellſchaft immer animirter und ſchließlich ſind ſämmtliche Herren dort verſammelt. Was da getrieben wird? Je nun, ein kleines Hazardſpielchen . . . Ehrlich oder unehrlich? Je nun, wie's eben kommt . . . Hoch oder niedrig? Je nun, nach dem Stand des Geldbeutels und beſonders des Pumpcredits . . . Und wie lange? Je nun, bis man eben auseinandergeht, vielleicht um Mitternacht, vielleicht erſt im Morgengrauen des Mittwoch . . .

Und Genaueres läßt ſich auch von den Bauern nicht vorausſagen, wenn ſie einmal in der Schänke ſitzen. Gewiß iſt nur eins: kein Hausvater geht ohne Rauſch heim vom Markttag in Barnow.

Wenn der Mond aufgeht, ſo beleuchtet er am Ringplatz nur ſehr vielen Miſt und mehrere Betrunkene. Der Miſt bleibt liegen, bis ihn der Wind verweht, die Betrunkenen, bis ſie aufſtehen.

So erweiſt es ſich vom frühen Morgen des Markttags bis in die ſpäte Nacht, wo die Stadt Barnow liegt . . .

Nämlich — ach! — in Halb-Aſien.



Die „Gezwungenen“.

Es war im Jahre 1871, im vollen Frühling. Auf der Promenade von Odeſſa blühten die Akazienbäume und draußen, im weißblinkenden Villenviertel, die ſeltſamen Blumen des Südens. Selbſt über die arme Haide ging ein Dufthauch, und auf der gelblichen Düne hob der Strandhafer ſchüchtern ſein zartbefiedert Haupt. Und dazu Tag für Tag lenzfröhlicher Sonnenſchein über der jungen, ſchönen Stadt und dem Hafen nnd der tiefblauen Meerfluth; es ſchien, als gäbe es keine Wolke mehr in jenem Mai.

Alles war ſchön, Alles. Aber es nützte mir nichts; ich mußte fort und heim.

So ſchied ich denn mindeſtens des Abends, wo all die Herrlichkeit verſchleiert war. Am nächſten Morgen war ich in Balta, einer anſehnlichen Stadt,

was, aus dem Südruſſiſchen überſetzt, bedeutet, daß dort ſehr viele Holz- und Lehmhütten beiſammen ſtanden. Hier verließ ich die Bahn, oder vielmehr ſie mich. Eine Endſtation; wer damals von Odeſſa nach der Bukowina wollte, mußte von Balta ab durch das podoliſche oder beſſarabiſche Gouvernement die kaiſerliche Poſt benützen, ſofern er nicht wohlweislich einen Lohnwagen vorzog. Denn mit der Poſt fährt in Neu-Rußland nur der Unkundige, und kundig wird, wer ſie einmal verkoſtet. Dieſe Poſt iſt nicht ſo ſchrecklich wie ihr Ruf; ſie iſt noch viel ſchrecklicher. In Alt-Rußland ſteht es damit beſſer, in mancher Gegend ganz gut. Aber im Süden kann man den kaiſerlichen Marterkarren nicht einmal angehenden Selbſtmördern empfehlen. Denn wer den Willen zum Leben noch ſo energiſch verneint, findet doch angenehmere Gelegenheit dazu, als das Todtgebeuteltwerden.

Ich miethete mir alſo die „Britſchka" des Nüſſan Goldkäfer aus Huſſiatyn. Man darf dabei kaum an das gleichnamige Fuhrwerk denken, welches auch im weſtlichen Oeſterreich, beſonders in Mähren, gebräuchlich iſt. Das iſt eine ſo idealiſirte und civiliſirte Kutſche, daß ſie mit jener meiner Heimat in der That kaum mehr gemein hat, als den Namen. Es iſt ſchwer, dieſes anmuthige Gefährt zu ſchildern, deſſen Hauptzweck es zu ſein ſcheint, den Magen des Reiſenden fortwährend in gelinder Erſchütterung zu erhalten —

oft auch in ungelinder, es kommt eben auf den Weg an. Am leichteſten gewinnt der Leſer ein Bild davon, wenn er ſich auf einem plumpen Geſtell mit vier gleich großen Rädern einen offenen Sarg befeſtigt denkt, an deſſen vorderem Ende ein Brettchen angenagelt iſt — der Kutſchbock — und über deſſen hinterem Ende eine Plache in Form einer umgeſtürzten Mulde geſpannt iſt, unter welcher der Reiſende ruht.

So viel zur Erklärung der „Britſchka“. Zur Erklärung des Nüſſan Goldkäfer aber die Bemerkung, daß, wer im Oſten daheim iſt, immer den jüdiſchen Lohnkutſcher dem chriſtlichen vorziehen wird. Der Chriſt iſt billiger und williger, das iſt wahr. Aber der Jude hat, wenige Ausnahmen abgerechnet, zwei gute Eigenſchaften: er hinterläßt keinem Vetter am Wege als Souvenir ein Gepäckſtück des Reiſenden, und er betrinkt ſich nicht bis zur Bewußtloſigkeit. Ach! was ein Rauſch iſt, weiß man doch eigentlich nur in Halb-Aſien! In dieſem zahmen Europa iſt man ja geneigt, auch ſchon eine kleine Erheiterung ſo zu nennen, welche in einer einzigen Nacht ausgeſchlafen iſt! Aber wer, wie ich, einmal volle dreißig Stunden in einer elenden Waldſchänke hat halten müſſen, weil der Kutſcher, ein rumäniſcher Schlingel aus Beſſarabien, nicht aus ſeiner Betäubung aufzurütteln war, der weiß, bis zu welcher Größe ein Rauſch gedeihen kann, und hütet ſich künftig vor dieſen willigen, billigen Burſchen. Auch die

Juden haben im Oſten ein wenig von dieſer allgemeinen Feuchtigkeit angezogen, aber ſie ſind doch die mäßigſte Nation in jenem Völkergewirr. Nur in der dunklen, wüſten Secte der „Chaſſidim“ finden ſich Trunkenbolde; der Aberglaube, der Fanatismus, der Müßiggang haben dort zu dieſem Laſter geführt, wie leider zu manchem anderen auch.

Aber mein Nüſſan war kein „Chaſſid“; er gehörte zu den „Misnagdim“, den Oppoſitionellen, den Bibelgläubigen. Während die Chaſſidim die Kabbala über den Talmud ſtellen, achten die Misnagdim nur Bibel und Bibel-Commentare und verwerfen die Kabbala. Sie verachten die Wunder-Rabbis, werden gern Handwerker, Fuhrleute, Gaſtwirthe, Krämer, ſind ſtrenggläubig, jedoch nicht fanatiſch. So werden ſie es z. B. als eine Todſünde meiden, eine Fleiſch- und eine Milchſpeiſe hinter einander zu genießen, aber ſie haſſen Niemanden um des Glaubens willen, und die Aneignung fremder Bildung ſcheint ihnen lobenswerth. Sie ſind (mutatis mutandis!) die — Altkatholiken des Judenthums; trotz aller dogmatiſchen Strenggläubigkeit ſehen ſie ſich von einer Majorität überflügelt, welche immer neue Dogmen als Staffeln emporthürmt — zum Himmel, wie ſie glaubt, zum Gipfel des Blödſinns, wie Andere glauben . . .

„Gottlob, ich bin kein Chaſſid!“ ſagte mir alſo mein Herr Goldkäfer grimmig, ſchon als wir an den

letzten Hütten von Balta vorbeifuhren. Eine dieſer Hütten war nämlich ein chaſſidiſches „Beth-ha-midraſch“, was man, natürlich überaus frei, mit „Volksbibliothek“ überſetzen könnte. Ein großer, verwahrloſter Raum, in welchem auf den Tiſchen ſchmutzige Folianten liegen und auf den Bänken Knaben, Männer und Greiſe ſitzen, denen gleichfalls größere Sauberkeit nicht ſchaden könnte. Die verehrliche Verſammlung ſchaukelt ſich entweder, halblaut in den Folianten leſend, mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels hin und her, oder ſie erörtert in gellender Discuſſion die Dinge von jener Welt, oder ſie widmet ſich, wozu die Gelegenheit ſich oft genug bietet, einem Ding von dieſer Welt, dem Branntwein. Brutſtätten des Müßiggangs, in welchen ein wirklich gelehrter Mann ſich ſo häufig findet, wie ein weißer Rabe, wie denn überhaupt die jüdiſchen Gelehrten nicht unter den Chaſſidim zu finden ſind.

„Kein Solcher!“ rief alſo Nüſſan grimmig und ſchwang ſeine Peitſche in unzweideutigſter Weiſe gegen das fromme Haus. „Sondern ein echter Jude, ein Misnagid, ein Mann, ein ehrlicher Mann, ein Fuhrmann!“ Und dann begann er, mir ſeinen Standpunkt des Näheren zu erläutern.

Ich weiß nicht, warum er es that; auch im Oſten führen die Kutſcher in der Regel keine religiös-philoſophiſchen Geſpräche. Vielleicht weil er mich durch

lebhafte Unterhaltung dafür ſchadlos halten wollte, daß er einen blinden Paſſagier, einen feiſten Landmann aus der Ukraine, aufgenommen, der nun breit neben ihm auf dem Bocke ſaß. Oder weil er mir beweiſen wollte, daß man ein Fuhrmann ſein und doch in uraltem Wiſſen bewandert ſein könne. Jeder Menſch, die Zeit der Flegeljahre ausgenommen, die freilich bei Manchem bis ins Siebzigſte reicht, ſucht ſich eben gerne ſeinem Nächſten von der günſtigſten Seite zu präſentiren. Und ſein Talmudwiſſen hielt dieſer rechtgläubige Jude natürlich für ſeinen ſchönſten Schmuck.

Ich mußte, während er eifrigſt ſprach, daß die Citate nur ſo niederhagelten, auf ihn blicken und dann auf ſeinen Nachbar, und ſonderbare Gedanken kamen über mich. Die beiden Leute waren einander beiläufig gleich in Vermögen, und Lebensweiſe, in ihrem Verhältniß zur europäiſchen Cultur, von der ſie wohl Beide gleich wenig wußten. Auch ihre Kleidung war dieſelbe — Zwillichröcke und darüber Schafspelze, der Hitze wegen nach außen gekehrt. Nur daß der Eine am Leibe ein Amulet trug, ein Säckchen mit Knoblauchknollen, welches ihm ſein Pope zu Oſtern um fünfzig Kopeken geweiht; der Andere aber eine Art Weſtchen, an dem die Schaufäden hingen. Und doch! — welche ungeheure Kluft trennte der Gedankenkreis dieſer beiden Landsleute, blos deshalb, weil der

Eine das Knoblauch-Amulet trug und der Andere das Westchen! Der Russine haftete mit slavischer Zähigkeit an der Scholle, und von der Vergangenheit seines Volkes wußte er wahrscheinlich nur, daß bereits sehr viele Russinen gestorben. Der Jude aber — wohl fuhr er auf der podolischen Landstraße hin und her, aber dieses Land war nicht seine Heimat. Seine Heimat war ein fernes, fernes Land, welches er nie gesehen, welches so, wie er es sah, nicht mehr auf Erden bestand: heute fließen Milch und Honig nicht mehr im Jordanthale . . . Und all sein Wissen, all sein Denken, Alles, was ihn zum Menschen erhob, wurzelte in jenem Lande und seinen Geschichten. Der Staub der Jahrtausende hat sich darüber gelegt; ihm war es die ewig junge, die einzige Welt. Jeder talmudisch erzogene Jude ist eigentlich — sit venia verbo! — ein gelehrter Mensch, aber diese Gelehrsamkeit ist todt und starr; sie beweist nichts, als die große Bildungsfähigkeit dieser Race; sie nützt nicht ihm, noch den Völkern, unter denen er wohnt . . .

Der Citaten-Hagel kam strichweise; bald lichtete er sich, bald ward er wieder stärker. Und nun kam schließlich ein citatloses Argument. „Aber was kommt noch dabei heraus? Abfall! Gottlosigkeit! Zuerst zu fromm und dann ganz gottlos! Wenn ein Chassid aufhört, es zu sein, was wird er? Ein „Meschumed“ (Abtrünniger)! Ißt Schweinefleisch! Oder Braten und

Milchreis von derſelben Schüſſel. Aber Gott wird wiſſen, was er mit den Hunden zu thun hat, welche von dem Glauben abfallen, in dem ſie geboren ſind. Mit Allen! . . . das heißt“ — er ſtockte und fuhr dann zögernd fort — „hm! mit Allen? . . . Ich weiß nicht, da fallen mir dieſe Leute ein . . .“

Er verſtummte und ſtarrte nachdenklich vor ſich hin.

„Welche Leute, Nüſſan?“

„Hm! — es iſt mir nur ſo eingefallen, weil wir heute an einem ſolchen Hauſe vorbeifahren müſſen . . . Ich meine die „Gezwungenen“ . . .“

„Die Gezwungenen?!“ . . . Ich dachte an eine neue Secte. Es iſt ſonſt im Oſten juſt keine große Bewegung der Geiſter, aber in Glaubensſachen iſt dort ſehr häufig eine ſonderbarliche Neugeburt zu verzeichnen. „Sind es Chriſten oder Juden?“

„Nicht Chriſten, noch Juden, ſondern eben „Gezwungene“. O Herr! das iſt ein großes Elend! Und ein großer Frevel! Unſere Kinder wenigſtens werden nichts mehr davon wiſſen, denn neue Opfer kommen nicht hinzu, und auf den Ehen dieſer Menſchen laſtet ein Fluch: ſie bleiben unfruchtbar. Aber was rede ich nur! — es iſt kein Fluch, ſondern ein Segen, eine Barmherzigkeit Gottes! — ſoll ſich das gräßliche Elend auch noch vererben? . . . Die „Gezwungenen“ haben keine Kinder; Gott weiß, was er will! . . . Aber

man ſoll nicht davon reden; ich Thor, ich Sünder, was ſchwatze ich da! . . .“

Und er hieb grimmig auf die Pferde ein, daß der Wagen ruckweiſe weiterflog. Ich that keine Frage mehr, ich kenne dieſe Leute; was ſie für eine Sünde halten, thun ſie doch nicht; um keinen Preis.

Aber ich ſollte doch noch am ſelben Tage von den Leuten hören, denen Gott ſeine Barmherzigkeit erweiſt, wenn er ſie einſam dahinſterben läßt . . .

Wir fuhren weiter gegen Weſten, immer der Sonne entgegen, durch das waldreiche, ſanft gewellte Wieſenland, welches zwiſchen den grauen, abenteuerlich geformten Kalkfelſen des Dnieſterthales und dem ſchwarzen fetten Ackerland der Ukraine liegt. Die Landſchaft iſt ſpärlich bewohnt und ſchlecht bebaut; man kann ſtundenlang fahren, ohne ein Haus zu gewahren, einen Acker oder ſonſt eine Spur der Menſchenhand, außer der Straße da, welche auch nicht darnach ausſieht, als ob ſich der Menſchen Hand viel mit ihr beſchäftigte. Kamen wir an eine beſonders ſchlechte Stelle, ſo ſtiegen wir aus und gingen neben den Pferden her, und Nüſſan fluchte jüdiſch, der Landmann ruſſiniſch und ich deutſch. Dann ſetzten wir uns in den Wagen und fuhren ſchweigend weiter.

Als uns die Sonne zu Häupten ſtand, machten wir in einer Schänke Raſt, welche am Rande eines meilenweiten Forſtes lag. Dieſe Wälder gehören einem

Potocki, ich glaube dem Grafen Adam, dem ehemaligen österreichischen Minister. Das ist ein guter Wirth. Auch dieser Forst zeigte Spuren von Cultur, und die Schänke war in gutem Baustand.

Freilich sah es drinnen ebenso wüst aus, wie in allen diesen „Karczmas“. Aber daran war nicht der Graf Adam schuld, sondern die Wirthsleute, die da hausten. Und vielleicht auch nicht diese Leute, sondern die sonderbaren Reinlichkeitsbegriffe des Ostens. Tout comprendre, c'est tout pardonner; es hat mich sehr betrübt, daß die Wirthin, ein schönes, üppiges, junges Weib, sich offenbar nicht alle Tage das Gesicht wusch, aber grollen konnte ich ihr deshalb nicht.

Außer dieser Frau waren noch vier lebendige Wesen in der großen Schänkstube mit den graugrünen Wänden: ein Paar Besitzer unsterblicher Seelen und ein Paar ohne solche. Zwei Viehhändler, ein Moskowiter und ein Kleinrusse, und ihre Köter. Die Köter würgten einander, und die Herren thaten dasselbe. „Du Russe!“ rief der Eine, „Du Russine!“ rief der Andere, und das in einem Tone, als wären dies die größten Schimpfwörter.

Das junge Weib saß schläfrig hinter der Schänkbarre und schaute dem Streite zu. Ihm war die Sache jedenfalls nicht so interessant, als sie sicherlich einem slavischen Bruder aus Oesterreich gewesen wäre. Ich glaube, Hunde und Katzen haben ein-

ander lieber, als die einzelnen ſlaviſchen Stämme in Rußland.

Durch unſern Eintritt nahm der Kampf eine neue Wendung. Der ruſſiniſche Landmann, der mit uns gekommen, fragte nicht erſt, wer im Rechte war, ſondern warf ſich auf den Großruſſen und begann deſſen hintere Partien kräftig zu gerben. Der Moskowiter, ſo zwiſchen zwei Feuer gerathen, zog ſich ſchleunigſt in eine Ecke zurück und bombardirte ſeine Gegner nur noch mit den ehrenrührigſten Anſichten über ihre Nationalität und über ihre — Mütter. „Du Sohn einer Hündin!“ Das war noch das relativ Sanfteſte, was er hinüberrief. Auch die Ruſſinen ſprachen mit großer Sicherheit ihre Anſichten über die ihnen doch gewiß perſönlich unbekannte Gebärerin ihres Gegners aus. Aber ſchließlich knurrten beide Theile nur noch leiſe und ihre Köter desgleichen.

Ich verſtändigte mich mit der Frau über mein Mittageſſen, oder vielmehr: ich verſuchte dies, denn ſie verſtand mich nicht und ich ſie nur ſehr ſchwer. Die Juden Südrußlands ſprechen freilich auch noch Deutſch, aber das iſt nicht blos von der Sprache Luther's und Leſſing's, ſondern auch von dem Jargon verſchieden, welchen die Juden Galiziens und Rumäniens ſprechen. Eine Menge ſlaviſcher Wörter iſt eingewoben, und eine frembartige Ausſprache macht das Ganze faſt unverſtändlich. Ich ſetze als Sprach-

probe die Antwort der Wirthin möglichſt getreu hieher. „Rajd pomale; Kardunisch her jech swair. Jech ob nor jajzis w dome in maith. Efscher zan impes jajisnice in potem brutne ziwilis.“ Das heißt zu Deutſch: „Redet langſam (ſlaviſches Wort); Deutſch („Kardunisch“ d. h. die Sprache, die hinter dem Cordon [Grenze] geſprochen wird: in Oeſterreich alſo die deutſche Sprache) verſtehe („höre“) ich ſchwer. Ich habe nur Eier im Hauſe (Slaviſch) und Meth. Vielleicht zum Imbiß Eierſpeiſe und ſpäter gebratene Zwiebel.“ Ein Satz, der ſich dem Hochdeutſchen mehr nähert als der vorſtehende, dürfte ſich aus dieſem maßlos corrumpirten Jargon kaum zuſammenſtellen laſſen.

Auf „brutne ziwilis“ glaubte ich verzichten zu ſollen und begnügte mich mit „jajisnice in maith“. Die ſchöne Frau ſetzte ſich zu mir und ſuchte den Gaſt zu unterhalten. Da auch ſie „pomale“ ſprach, ſo errieth ich, was ſie mir mittheilte. Ihr Gatte ſei ſechzehnjährig und derzeit noch in der Talmudſchule, beim Rabbi von Belz. Die Hochzeit habe vor vier Jahren ſtattgefunden, ſie ſei damals ſiebzehn Jahre alt geweſen. Hier, bei den Schwiegereltern, habe ſie es ſehr gut und bedaure nur ihren armen Mann, der ſich noch immer, fern von ihr, in der Schule ſo ſehr anſtrengen müſſe. Vielleicht klingt dies dem Leſer unglaublich in's Ohr. Aber es gibt unter den Juden des Oſtens manche ähnliche Ehe . . .

In dieſem Hauſe war es, wo ich dem erſten „Gezwungenen“ begegnen ſollte.

Wir hatten im Plaudern das Rollen eines Wägelchens überhört, welches langſam vor die Schänke gefahren kam. Erſt als es hielt, blickten wir auf. Es war ein ärmlicher Bauernkarren, auf dem ein Fäßchen und ein Korb ſtanden. Ein magerer Klepper zog mühſam das leichte Fuhrwerk. Ein Bauer lenkte es, vor dem Thore ſprang er ab.

Die junge Wirthin erhob ſich haſtig. „Was will er?“ flüſterte ſie. Eine leichte Bläſſe jagte ihr über die Wangen. Noch auffallender benahm ſich mein Kutſcher. „Herr, Herr!“ rief er mich laut, faſt ängſtlich an. Und dabei ſtreckte er die Hand gegen die Thüre vor, als wollte er ſich eine nahende Gefahr vom Leibe halten.

„Was habt Ihr?“ fragte ich erſtaunt. Aber er ſchüttelte nur heftig den Kopf und ſtarrte dem Eintretenden entgegen.

Es war dies ein ältlicher Bauer, gekleidet wie alle ruſſiniſchen Landleute. Von dem Geſicht konnte ich nicht viel ſehen, der Strohhut beſchattete es.

„Wirthin,“ wendete er ſich an die junge Frau, „möchtet Ihr mir etwas abkaufen? Ich habe alten Weichſelſchnaps und Holzlöffel, Holzſchüſſeln, Pfefferbüchſen, Nadelbüchſen, Salzſchalen, Holzbecher — eine

große Auswahl, gedrechſelt oder geſchnitten, gutes hartes Holz, Alles ſehr billig . . ."

Faſt flehend ſagte er dies, aber langſam und ohne den Blick zu erheben. An ſeiner Ausſprache war leicht zu merken, daß er kein Ruſſine war, ſondern ein Pole. Denn er ſprach immer ſtatt des „h" ein „g" und verſchluckte die Endvokale.

Die Frau blickte ihn ſcheu an. „Ihr wißt, mein Schwäher hat es verboten," ſagte ſie zögernd. „Wegen Eurer Frau . . . Aber er iſt nicht zu Hauſe —"

Sie ſtockte und wendete ſich zum Kutſcher: „Reb Nüſſan, werdet Ihr mich nicht verrathen? Ihr kommt häufig des Weges . . ."

Der „Misnagid" zuckte die Achſeln und wendete ſich ab. „Thut, was Ihr wollt," brummte er grimmig.

„Dann," ſagte die Frau haſtig zu dem Bauer, „dann bringt mir nur eine Schüſſel und zwölf Löffel. Ich will dem Schwäher ſchon was aufbinden . . ." Und als der Mann gegangen war, ſeinen Korb zu holen, fuhr ſie fort: „Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, Reb Nüſſan. Es ſind gar ſo arme Leute."

„Freilich! Sehr arme Leute!" erwiederte dieſer milder. „Im Leben Hunger und Elend! Und im Tode die Hölle! Und Alles unverdient!"

Aber da ſtand ſchon der Mann mit ſeinem Korbe wieder in der Stube. Die Frau wählte, feilſchte und bezahlte endlich die wenigen Kopeken.

Ich trat heran und beſah mir die Waare; es waren ſehr ſauber geſchnitzte Sächelchen darunter.

„Ich habe auch Cigarrendoſen,“ ſagte der Mann und zog demüthig den Hut.

Aber ſein Antlitz war mir vorläufig intereſſanter als ſeine Waare. Man ſieht ſelten ſolche Züge; ſo viel Leid auch auf Erden wühlen mag, man ſieht ſie ſelten. Auf dieſem blaſſen, verhärmten Geſichte lag düſterer Trotz wie eingemeißelt, und die Augen hatten einen Blick, der unwillkürlich an's Herz ging; müd, faſt ſtarr, und doch voll leidenſchaftlichſter Trauer ...

„Sie ſind ein Pole?“ fragte ich.

„Ja — aus Littauen.“

„Aber Sie wohnen hier in der Gegend?“

„In der Dettimer Schänke; acht Werſt von hier. Ich bin dort Wirth.“

„Und daneben Drechsler?“

„Man muß ſich helfen, wie man kann. Wir haben ſelten Gäſte im Hauſe.“

„Ihre Schänke liegt abſeits?“

„Dicht an der Hauptſtraße, Herr! Es war einſt das beſte Wirthsgeſchäft zwiſchen Bug und Dnieſter. Aber bei uns kehren die Fuhrleute nicht gern ein...“

„Warum nicht?“

„Weil — weil ſie es für eine Sünde halten. Beſonders die Juden.“ Und haſtig fügte er hinzu: „Wenn Sie etwas kaufen wollen — dieſe Doſe hier...“

Das hübſche Büchschen, welches er mir anbot, liegt vor mir, während ich dieſes ſchreibe. Auf dem Deckel iſt die Anſicht eines ſtattlichen, ländlichen Hauſes eingeſchnitten. Auch heute freut mich die ſchöne Arbeit, damals aber überraſchte mich dieſe Feinheit der Ausführung ſo, daß ich ungläubig ausrief: „Und das haben Sie ſelbſt gemacht?“

„Ja — Alles, mit Drechſelbank und Meſſer.“

„Dann ſind Sie ja ein Künſtler!“ rief ich. „Wo haben Sie das Holzſchneiden gelernt?“

„In Kamieniec-Podolski.“

„Auf der Feſtung?“

„Ja. Von einem Mitgefangenen, während des Aufſtandes von 1863.“

„Sie waren unter den Inſurgenten?“

„Nein. Aber man fürchtete, ich könnte zu ihnen gehen. Darum ſchleppte man mich und die anderen „Gezwungenen“ auf die Feſtung, als der Aufſtand losbrach, und ließ uns erſt frei, als Alles vorbei war.“

„Ohne Veranlaſſung?“

„Ohne die geringſte. Ich bin nicht blos heute ein gebrochener Mann, ich war es ſchon damals. Mir hat, noch als ich ein Jüngling war, die Arbeit in den ſibiriſchen Bergwerken das Mark in den Knochen vergiftet. Auch hatte ich während der fünf Jahre meiner Anſiedlung — ich bin ſeit 1858 Wirth in jener Schänke — nie den geringſten Grund zum Ver-

dachte gegeben. Aber ich war ein „Gezwungener“, und das genügte . . .“

„Ein „Gezwungener“ — was heißt das?“

„Nun, ein Menſch, der eben zu Allem gezwungen wird, was Andere frei wählen dürfen: Wohnort, Gewerbe, Gattin und Glauben!“

„Entſetzlich!“ rief ich. „Und Sie haben ſich gefügt?“

Ein bitteres Lächeln zuckte um ſeinen Mund. „Geht Ihnen das ſo nahe?“ fragte er. „Wir ertragen ſonſt ſehr leicht die ſchwerſten Leiden, welche Andere erdulden.“

„Das ſagt Larochefoucauld,“ meinte ich erſtaunt. „Haben Sie ihn geleſen?“

„Ja, ich habe die franzöſiſche Literatur einſt ſehr geliebt. Aber verzeihen Sie meine Bitterkeit. Ich bin an Theilnahme ſo wenig gewöhnt — und was könnte ſie mir auch jetzt noch nützen?“

Er ſtarrte ſchmerzlich vor ſich hin und ich ſchwieg gleichfalls; ich fühlte wohl, daß dieſem Menſchen gegenüber irgend ein Wort leichten Bedauerns eine Roheit wäre. Es war eine peinliche Pauſe.

„Haben Sie nach einer Vorlage gearbeitet?“ fragte ich endlich und deutete auf den Schnitt des Deckels.

„Nein — aus der Erinnerung.“

„Ein ſonderbarer Bauſtil!“

„So ſind alle Herrenhäuſer in Littauen. Nur

der alte Wartthurm ist auffällig. Es war eben ein sehr altes Haus.“

„War? Steht es heute nicht mehr?“

„Es ist niedergebrannt, schon vor sieben Jahren. Die Russen haben es ausgeplündert und angezündet. Sie ahnten nicht, daß sie da selbst gegen ihr Eigenthum wütheten. Das Haus war seit langen Jahren konfiszirt und Krongut seit 1848.“

„Und Sie haben die Umrisse noch so fest im Gedächtnisse?“

„Natürlich! denn es ist mein Geburtshaus, ich bin da aufgewachsen und habe es bis zum achtzehnten Jahre selten verlassen. Dergleichen vergißt man nicht. Es sind über zwanzig Jahre her, aber in all diesen Jahren kein Tag, wo ich nicht an das Haus gedacht hätte. Ich wußte wohl, daß meine Mutter todt sei und meine Cousine schlimmer als todt. Ich wußte: das alte Haus steht öde, nur der russische Verwalter haust darin, und wenn er Packleinwand braucht, so nimmt er eines der Familienbilder von den Wänden. Aber ich habe mich doch nach dem alten Hause gesehnt — weiß Gott, wie sehr! Und als es niederbrannte — ich hätte mich ja eigentlich freuen sollen, daß es nun auch der Feind nicht mehr hatte — und dennoch! mir kamen Thränen, als ich es erfuhr. Die ersten Thränen seit langer Zeit und wohl auch meine letzten. Mich kann nichts mehr treffen . . .“

Ich ſchreibe, was er ſagte. Aber wie er's ſagte, kann ich nicht ſchreiben. Ich glaube, dem härteſten Menſchen mußte es an's Herz gehen.

Mein Nüſſan war kein weicher Mann. Aber dennoch war er leiſe herbeigeſchlichen und nickte nun ernſt und wehmüthig mit dem bärtigen Haupte.

„Erlauben Sie, Pani Walerian,“ ſagte er, „auf Ehre, es iſt eine traurige Geſchichte. Gewiß, ſehr traurig. Will ich Ihnen aber doch etwas ſagen. Nämlich, ſehen Sie mich an. Ich — das heißt: nicht ich, Gott behüte! aber ſagen wir: ich — fahre allein durch einen großen Wald. Da kommt ein Mann. Schimpft mich. Will mich prügeln. Sagt: „Du Judenhund!“ Macht ſich daran, mir den Bart auszureißen. Werde ich es mir gefallen laſſen? Nein! Sondern? Ich werde mich wehren! Gut! Wenn aber hundert ſolche Leute kommen? Werde ich mich mit ihnen ſtellen? Verrückt möcht' ich ſein! Sondern ich werde ſie im Stillen verfluchen bis in ihres Ururgroßvaters Knochen, aber laut werde ich ſagen: „Meine Herren Wohlthäter!*) Ein ſchäbiger Judenbart iſt wirklich gar nicht werth, von Ihnen ausgeriſſen zu zu werden!“ Und werde ſchauen, im Frieden mit den Hunden auszukommen. Alſo das iſt die ganze Ge-

*) „Herr Wohlthäter“ iſt eine Höflichkeitsfloskel des Oſtens, etwa ſo, wie man in Wien Jedermann adelt.

ſchichte von Polen. Die ganze Geſchichte, das ganze Unglück. Nämlich: der Pole iſt nicht ſo klug wie ich. Nämlich: wäre er ſo ſtark wie der Ruſſe — prügle dich in Gottesnamen! Aber der Ruſſe iſt hundertmal ſtärker — alſo, Pani Walerian, was reizen Sie ihn, was ſtellen Sie ſich mit ihm?“

Ich mußte lächeln. Aber der arme „Gezwungene“ lächelte nicht und würdigte dieſe Abhandlung über praktiſche Politik überhaupt keiner Antwort. Nur zu mir gewendet ſagte er nach einer Pauſe:

„Aber ich habe mich nicht einmal „mit dem Ruſſen geſtellt!“ Ich habe nur die Strafe des Verbrechers, ohne das ſchöne Bewußtſein, wirklich ein „Verbrecher“ geweſen zu ſein und Alles für mein Volk gewagt zu haben. Ich war ſo jung, als ſie mich nach Sibirien ſchleppten, wenig über Neunzehn! Mein Vater war früh geſtorben, ich hatte die Aufſicht über das kleine Gut. Dann war eine Couſine im Hauſe, ein ſchönes, ſechzehnjähriges Mädchen — wahrhaftig, ich dachte nicht an Politik! Höchſtens, daß ich polniſche Tracht trug, unſere Dichter las, beſonders Mickiewicz und Slowacki, und in meinem Zimmer ein Bild des Kosciuszko hatte. Und um ſolcher Hochverräthereien willen hätten mich ſelbſt die Ruſſen in normalen Zeitläuften nicht zertreten. Aber es war im Jahre 1848 und Nikolai Pawlowitſch hatte nicht umſonſt geſchworen: „Und wenn ganz Europa brennt, ich halte mein Land

feucht, daß kein Funke aufkommt!“ Und er hielt es feucht — durch Ströme von Blut und Thränen! Wo ein junger polniſcher Edelmann lebte, der allenfalls unter Umſtänden Revolutionär hätte werden können, da ward Hausſuchung gehalten, und fand man zum Beiſpiel nur ein einziges verbotenes Buch, ſo hieß es: „Paſcholl, nach Sibirien!“ Auch mit mir kam es ſo, blitzſchnell, ſinneverwirrend — ich war ſchon in Sibirien und glaubte noch immer nicht an mein Elend! Ach! mir war's auf der ganzen Reiſe, als rotirte ein Kreiſel in meinem Gehirn! Dann hoffte ich, ſie müßten mich freilaſſen, denn ich war ja unſchuldig, und damals“ — er lächelte; es war ein entſetzliches Lächeln — „damals glaubte ich noch an Gott! Als ich zu hoffen aufgehört, begann ich zu raſen, und ſchließlich ward ich ſtumpf. Es war ein entſetzlicher Zuſtand, oft war wochenlang alle Erinnerung in mir getilgt, höchſtens wußte ich noch, wie ich hieß! Das iſt buchſtäblich wahr, Herr — dieſes Sibirien iſt eine ganz beſondere Gegend! . . .“

Der Mann war auf eine Bank geſunken und ſeine Arme lagen ihm laß im Schoße — ſo furchtbar müde hab' ich all meine Tage kein Menſchenantlitz geſehen. Endlich fuhr er fort:

„Zehn Jahre waren ſo verfloſſen, wenigſtens ſagten es mir die Leute; ich hatte es längſt aufgegeben, die Tage meines Jammers zu zählen. Wozu

auch? Ich war ſchon ſo weit herabgekommen, daß ich nicht einmal mehr Mitleid mit mir ſelbſt hatte. Da ward ich eines Tages mit einigen Gefährten zum Inſpektor beſchieden: wir ſeien begnadigt und dürften Coloniſten in Süd-Rußland werden. Des Czars Gnade werde Jedem einen Wohnort zuweiſen, ein Gewerbe und ein Eheweib, gleichfalls eine Begnadigte. Nur müßten wir uns natürlich zur griechiſch-orthodoxen Kirche bekehren. Daran lag uns wenig, Herr, ſchrecklich wenig! Wir willigten ein, trunken vor Glück — aus Sibirien geht man gerne fort, gleichviel wohin, ſelbſt in den Tod geht man gerne. Und wir hatten ja eine Gnade erfahren! Alexander Nikolajewitſch iſt ein gütiger Herr: in Sibirien ſind die Bergwerke überfüllt und in Süd-Rußland die Steppen leer! O, ein Menſchenfreund, ein Beglücker — decus et deliciae generis humani! Uebrigens, vielleicht thue ich ihm Unrecht! . . .

Wir traten die ungeheure Reiſe an und fuhren langſam gegen Südweſt — nach acht Monaten waren wir in Mohilew. Da hielten ſie uns nur noch in gelinder Haft und ließen vor Allem den Popen auf uns wirken. Das war ſehr ſchnell überſtanden. Eines Morgens trieben ſie uns in einen Saal zuſammen, wohl an die hundert Männer und Frauen. Dann kam der Pope, ein baumſtarker, ſchmutziger Menſch, der ſich offenbar zu dem heiligen Werke ſehr geſtärkt

hatte, denn er roch auf zwanzig Schritte nach Schnaps und hielt ſich mühſam auf den Beinen. „Ihr Lumpenhunde!“ grölzte er, „Ihr Läuſe der Menſchheit, Ihr ſollt jetzt rechtgläubige Chriſten werden, aber viele Mühe werde ich mir mit Euch wahrhaftig nicht geben. Denn was meint Ihr, was ich per Kopf kriege? Zehn Kopeken! Da ſoll ein Hund Miſſionär ſein — ich thue es heute wirklich zum letzten Male! Zwar hat unſer Väterchen Alexander Nikolajewitſch einen Rubel für den Kopf in den Tarif einſtellen laſſen, aber der Direktor, der Schuft, ſtiehlt neunzig Kopeken und mir läßt er einen Zehner! Für heute habe ich es aber noch übernommen, weil man mir geſagt hat, daß Ihr Viele ſeid! Alſo hört! Ihr ſeid bis jetzt Katholiken, Proteſtanten, Juden! Das iſt ſehr gefehlt! Denn jeder Jude iſt eine Wanze, jeder Proteſtant ein Hund und jeder Katholik ein Schwein! Das ſind ſie im Leben. Was aber ſind ſie im Tode? Aas, Ihr lieben Leute, Aas! Und wird ſich Chriſtus ihrer am jüngſten Tage erbarmen? Wahrhaftig nein! Wird ihm nicht im Traume einfallen! — Und bis dahin? Die Hölle! — Alſo, liebe Leute, wozu habt Ihr das nöthig? Bekehrt Euch! Wer alſo zuſtimmt, ein rechtgläubiger Chriſt zu werden, der ſoll jetzt das Maul halten! Wer ſich muckſt, kriegt die Knute und muß nach Sibirien zurück! Alſo, liebe Brüder und Schweſtern, wollt Ihr rechtgläubige Chriſten werden?“ Wir ſchwiegen.

„Gut!“ fuhr der Pope fort. „Nun paßt auf! Wer ohnehin ſchon Chriſt iſt, braucht blos die Schwurfinger aufzuheben und mir das Glaubensbekenntniß nachzubeten. Das wird ſchnell gehen. Aber mit den verdammten Juden hat man immer einen beſonderen Verdruß, ſo auch hier; die Juden muß ich alſo vorher noch taufen. Juden, tretet vor — das andere Lumpenpack kann ſtehen bleiben, wo es eben ſteht!“ Und in dieſer erhebenden Weiſe vollzog ſich die Ceremonie!“

Der Erzähler hatte dies Alles vorgebracht, ohne eine Miene zu verziehen, und auch mir kam kein Lächeln auf die Lippen, ſo draſtiſch auch der Bericht war.

„Am nächſten Tage,“ fuhr Walerian fort, „folgte der zweite Akt: die Wahl des Berufes. Sie war ebenſo ſpontan, wie jene des Glaubens, nur daß man hier nothgedrungen doch etwas mehr individualiſiren mußte. Drei junge Gouvernements-Beamte hatten die Aufgabe, unſere Wünſche zu Protokoll zu nehmen und ſie ſo weit zu berückſichtigen, als dies „im öffentlichen Intereſſe rathſam und möglich.“ Der Mann, vor den ich gerufen wurde, war beſonders jung, überdies von jener Sorte, die noch mit grauen Haaren bübiſch bleibt. Ein äußerlich ſehr feines, innerlich entſetzlich rohes Bürſchlein, bornirt und grauſam, ohne eine Spur menſchlichen Empfindens. Er machte ſich einen Spaß mit uns, einen köſtlichen Spaß, der gewiß auch ſeine Kameraden und ſeine Maitreſſe ſehr

erheitert hat, wenn er es ihnen am Abend erzählt. Der Bube erkundete auf das ſorglichſte unſere Wünſche und ordnete dann juſt das Entgegengeſetzte an! Da war eine vornehme Frau unter uns, ein Polin von uraltem Geblüt, eine edle, blaſſe, unglückliche Frau, die in ihrer hilfloſen Gebrochenheit dem Roheſten Reſpect und Mitleid einflößen mußte. Die Frau war zu alt, um an einen „Gezwungenen“ verheiratet zu werden, ſie mußte ſelbſt einen Erwerb wählen und bat, als Lehrerin in einem Inſtitut für Offizierstöchter verwendet zu werden; es war auch dringender Bedarf nach ſolchen Kräften. Aber der junge Herr beorderte ſie als Wäſcherin in die Garniſons-Kaſerne von Mohilew. Da war ein alter Jude, der nach Sibirien geſchickt worden, weil er bei Eydtkuhnen verbotene Bücher über die Grenze geſchmuggelt. Er hatte einſt eine Buchdruckerei beſeſſen und war auch des Handwerks völlig mächtig. Vielleicht könne er in einer kaiſerlichen Druckerei verwendet werden, bat der Greis, und hatte daneben nur den flehentlichen Wunſch, in einer Ortſchaft leben zu dürfen, wo es wenige oder gar keine Juden gebe. Denn er hatte ja nur gezwungen ſeinem Glauben entſagt, an dem er mit allen Faſern ſeiner Seele hing, und zitterte vor dem Gedanken, daß ihn ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen nun doch als einen Sünder betrachten und verabſcheuen würden. Der junge Beamte nahm dies gewiſſenhaft zu Protocoll

und machte den Mann zum Polizei-Agenten in Miaskowka, einem kleinen Städtchen im Gouvernement Podolien, welches ausschließlich von Juden bewohnt wird. Da war ein Schulmeister aus Littauen, ein hektischer, todtkranker Mensch, welcher auf den Knieen eine letzte Gnade erflehte: irgendwo auf einem Dorfe ruhig sterben zu dürfen; die Landluft thue seiner wunden Brust wohl. „Natürlich, das ist ein bescheidener Wunsch," sagte der nichtswürdige Bube und schickte ihn als Aufwärter in ein Inquisiten-Spital. Brauche ich Ihnen da erst noch zu erzählen, wie es mir erging? Auch ich ließ mich von der heuchlerischen Miene des Schuftes täuschen und offenbarte ihm meine Bitte, irgendwo als Meier auf ein ganz abgelegenes Krongut zu kommen, wo ich mit möglichst wenig Menschen zu verkehren brauchte. Und darum wurde ich Schnapswirth an einer vielbefahrenen Heerstraße...."

Der Unglückliche sprang auf und ging erregt in der Stube auf und ab.

„Aber nun kommt das Beste!" rief er verzweiflungsvoll. „Der dritte Act: die Wahl der Gattin!"

Doch als er nun wieder ansetzte, um zu sprechen, da konnte er nicht, die wildschmerzliche Entrüstung schnürte ihm die Kehle zu. Er schwieg, aber eine jähe, schwere Thräne jagte über seine Wange herab und kündete, wie bitter er noch in der Erinnerung jenen schmachvollen Moment durchlitt.

„Es war entſetzlich!“ ſtöhnte er.

Endlich faßte er ſich.

„Herr! Herr!“ rief er, „ſeit die Sonne aufgeht, hat ſie manches entſetzliche Spiel beſchienen, welches der Mächtige mit dem Ohnmächtigen getrieben, aber eine wüſtere Farce, als die Art, wie wir zuſammengekoppelt wurden, hat ſie wohl noch nie geſehen. In meiner Jugend habe ich einmal in einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geleſen, wie Carrier in Nantes die Royaliſten mordete. Er ließ den erſtbeſten Mann an irgend ein Weib binden und auf Kähnen die Loire hinabführen. Mitten im Fluſſe ward die Fallthür am Boden aufgezogen, und die Geknebelten verſchwanden in den Wellen. Aber dieſer Wütherich war ein Engel im Vergleich zu den Beamten des Czars und die „republikaniſchen Hochzeiten“ eine Wohlthat im Vergleich zu jenen, die man uns ſchließen ließ! Denn in Nantes feſſelte man die Opfer doch nur zu gemeinſamem Tode, uns aber zu gemeinſamem Leben! . . .

Da führten ſie uns eines Morgens wieder in jenen Saal, wo wir rechtgläubige Chriſten geworden. Etwa unſer Dreißig waren wir; dann wurden ebenſoviele Weiber hineingetrieben. Mit ihnen kam jener Nichtswürdige, der uns in ſo humaner Weiſe unſeren Beruf angeordnet. „Meine Damen und Herren,“ begann er näſelnd, „Se. Majeſtät haben Ihnen Allen von Herzen vergeben und wünſchen, Sie glücklich zu

wiſſen. Der Einſame iſt ſelten glücklich, und darum ſollen Sie heiraten. Jeder Herr hat das Recht, eine Dame zu wählen, vorausgeſetzt, daß ſie damit einverſtanden iſt. In Berückſichtigung des Umſtandes, daß Keiner von Ihnen, meine Herren, in der Lage iſt, eine Dame zu erkieſen, die ſeiner unwürdig wäre — denn auch die Damen kommen ſämmtlich theils aus den Strafkolonien, theils aus den Korrektionshäuſern —, da Ihnen Se. Majeſtät ferner väterlich einen Nahrungszweig zugewieſen, ſo können und dürfen Sie blos Ihr Herz ſprechen laſſen. Hier iſt alſo das Ideal verwirklicht, welches unſerem ſehr berühmten Landsmann Alexander Herzen vorgeſchwebt. Meine Damen und Herren! Sie ſind in der Lage, den Traum der ſozialiſtiſchen Normal-Ehe zu verkörpern! Alſo an's Werk, verkörpern Sie! Und da ferner jede echte Liebe raſch entglimmt, „jäh wie der Blitz und ſanft wie Frühlingsſäuſeln," wie unſer Lermontow ſingt, ſo halte ich eine Stunde Zeit für genügend, um Sie wählen zu laſſen. Bedenken Sie auch, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden und vertrauen Sie getroſt Ihrer inneren Stimme. Meine Glückwünſche im voraus, meine Damen und Herren!"

Dann legte der junge Schurke ſeine Uhr vor ſich hin, ſetzte ſich auf die Eſtrade und grinſte uns ſchadenfroh mit ſeinen grünen Fiſchaugen an. Den vollen Hohn ſeiner Rede hatten übrigens die Wenigſten ver-

ſtanden, denn wir waren eine ſehr bunte Geſellſchaft. Unerhört bunt! Die verwegenſte Phantaſie hätte ſich keine grelleren Gegenſätze erſinnen können. Da ſtand neben dem verthierten beſſarabiſchen Hirten, welcher im Rauſche einſt ſein Weib und Kind maſſacrirt, der hochgebildete Gelehrte aus Wilna, welchen der idealſte Trieb der Menſchenbruſt, die Liebe zu ſeinem Volke, nach Sibirien gebracht. Da ſtand der abgefeimte Gewohnheitsdieb aus den Moskauer Kaufläden neben dem polniſchen Adeligen, der im tiefſten Unglück noch ſeine Ehre als das Höchſte ſchätzte, und der junge Ex-Profeſſor aus Charkow, welchen ſeine communiſtiſchen Träume hierhergeführt, neben dem Straßenräuber vom Don, dem Banknotenfälſcher aus Odeſſa, dem betrügeriſchen Cribatar aus Cherſon! Da ſtand ich und mir zur Rechten ein Deſerteur aus Lipkany, zur Linken ein Baſchkire, der ſchon am Fuße des Galgens begnadigt worden, obwohl er einmal eine Judenfamilie in einem Dorfwirthshauſe bei lebendigem Leibe röſten geholfen. Eine Geſellſchaft, ſo wahnſinnig wirr zuſammengewürfelt, daß es mir noch in der Erinnerung im Hirn wirbelt! Neben dem ſchönſten Adel der Menſchenbruſt die niedrigſte Verworfenheit, neben der höchſten Bildung die tiefſte, die abſolut thieriſche Verkommenheit! . . .

Und die Frauen! Die ſchamloſe Dirne, welche man gern aus der Korrektions-Anſtalt entlaſſen, weil

ſie ihre verworfenen Genoſſinnen noch verworfener gemacht, neben der unglücklichen Polenfrau, deren reine Seele nie ein Hauch der Gemeinheit vergiftet, deren ſtilles oder ſtolzes Glück keine Ahnung eines Kummers getrübt, bis ein Brief, eine Kokarde, eine milde Gabe an einen exilirten Landsmann ſie in's Elend gebracht — hierher! Da lehnte die franzöſiſche Gouvernante, welche mit ihrem jungen Freunde, einem Seminariſten, von einer Moskauer Revolution und den „Vereinigten Staaten von Europa“ geträumt, neben der Kindesmörderin aus dem ruſſiniſchen Haldedorf, neben der Diebin aus Mohilew, neben der Geliebten des Straßenräubers aus der Krim. Da drängte ſich neben das zarte, jungfräuliche Mädchen, welches kein anderes Verbrechen begangen, als daß es von einer ſündigen Mutter in einer Strafkolonie geboren worden, die Gattenmörderin, die Giftmiſcherin, die infame Kupplerin. Vielleicht waren hier die Gegenſätze noch greller, denn nichts iſt ſo gut, wie ein edles Weib, und nichts ſo ſchlecht, wie ein verworfenes! . . .

Und dieſe Menſchen ſollten nun einander heiraten — und eine Stunde Zeit war ihnen gegönnt, ſich kennen zu lernen und zuſammenzufinden! O Herr! vielleicht begreifen Sie nun, warum es mir die Kehle zuſammenſchnürte, als ich davon berichten ſollte! O Herr, das war der ſcheußlichſte und zugleich ſonderbarſte Frevel, der je auf Erden geſchehen!“

Er verſtummte und ging todtenblaß, faſt zitternd, in der Stube auf und ab. Auch die junge Wirthin ſtarrte wie verloren vor ſich hin, und Reb Nüſſan hielt das Haupt geſenkt wie ein Mitfühlender.

Dann faßte ſich der Unglückliche wieder und fuhr ruhiger fort:

„Es wird gewiß ein intereſſantes Schauſpiel geweſen ſein, wie wir ſechzig Menſchen uns in jener Stunde betrugen. Selbſt des blaſirten Unholds auf der Eſtrade bemächtigte ſich eine fieberhafte Spannung; bald ſprang er auf, bald fiel er auf den Stuhl zurück und trommelte mit zitternden Fingern auf das Tiſchchen. Aber wie es zuging, kann ich Ihnen nicht genau beſchreiben — ich bin nicht ganz unbefangen geweſen in jener fürchterlichen Stunde. Nur das weiß ich, daß wir zuerſt in zwei Gruppen geballt zuſammenſtanden, hier die Männer, dort die Frauen, und daß in der erſten Minute kein Blick von einer Gruppe zur andern flog; kein Blick, geſchweige denn ein Wort. Wir ſtarrten alle vor uns hin, als hätte uns der Blitz getroffen, ſelbſt die dumpfſten und frechſten. Eine Stille war im Saale, eine Todtenſtille, nur zuweilen ein ſchwerer Seufzer oder ein krampfhaft haſtiges Athmen . . .

Die Minuten verrannen, gewiß nur wenige Minuten, mich dünkten ſie eine Ewigkeit. Da ſagte plötzlich eine laute, heiſere Stimme: „Auf, Ihr Burſche

— es ſind ja ganz hübſche Weibſen da!“ Wir blickten auf; es war jener Moskauer Dieb, ein hagerer, verdorrter Menſch mit dem häßlichſten Geſichte, welches ich je geſehen. Er ging auf die Frauen zu und prüfte in ſeiner Weiſe, welche die begehrenswertheſte ſei. Hier empfing ihn ein derber Stoß, dort ein frecher, einladender Blick, wieder Andere, die Beſſeren, zogen ſich zitternd vor ihm zurück. Ihm folgte der Baſchkire; wie ein plumpes Raubthier tappſte er auf die Weiber zu und grölzte: „Ich will eine Dicke — die Dickſte will ich!“ Vor dem wichen aber ſelbſt die Häßlichſten und Frechſten zurück; dieſer Freier war gar zu ſcheußlich. Der Dritte war der Koſak vom Don, ein hübſcher, ſchlanker Junge — wie er auf die Weiber zugeſchritten kam, tänzelte ihm eine freche Dirne entgegen und warf ſich ihm an den Hals, aber er ſchob ſie zurück und ging auf jenes üppige, hübſche Ruthenenmädchen zu, welches ihr Kind gemordet. Die Dirne, die er verſchmäht, warf ihm ein Schimpfwort nach und hing im nächſten Augenblicke an meinem Halſe. Ich ſchüttelte ſie ab, ſie wiederholte die Procedur bei meinem Nebenmann, dem ehemaligen Profeſſor, ohne auch da glücklicher zu ſein. Ihr Beiſpiel wirkte; die Frechen und Verderbten unter den Weibern drehten den Spieß um und ſuchten uns Männer heim.

Nach zehn Minuten bot der Saal einen ganz anderen Anblick als zuerſt: in der Mitte ſtand ein

Haufe Männer und Weiber in eifrigſter Unterhandlung, kreiſchend und ſchäkernd; ein oder das andere Paar, welches ſich bereits gefunden, zog ſich in die Fenſterniſchen zurück, und hie und da zerrte ein Mann an einer Unglücklichen, die ſich verzweiflungsvoll ſeinen Armen zu entwinden ſuchte. In einen Winkel hatten ſich jene Frauen geduckt, denen noch ein Hauch von Weiblichkeit geblieben, und in einem andern Winkel lehnten wir Drei, der Ex-Profeſſor, Graf S. und ich, die wir uns inſtinktiv zuſammengefunden, und ſtarrten in das wahnwitzige Treiben. Wir dachten nicht daran, auch ſelber zu wählen — mir mindeſtens kam dieſer Gedanke keinen Augenblick. . . .

„Noch eine halbe Stunde, meine Damen und Herren,“ ſcholl die näſelnde Stimme unſeres Peinigers. „Noch zwanzig Minuten!“ — „Noch fünfzehn Minuten!“

Aber ich ſtand ſtill, wie eingewurzelt, und ſtarrte vor mich hin. Faſt brachen unter mir die Kniee; mein Herz ſchlug langſam in dumpfen, ſchweren Schlägen; aber ich rührte mich nicht. Wohl ſchlug mir, ſo oft jene Stimme vernehmbar ward, eine wilde, ſchwere Blutwelle gegen Kopf und Hirn; aber ich that keinen Schritt, ich wollte nicht. In mir tobte es fürchterlich — der tiefſte Ekel, die bitterſte Verzweiflung, die wildeſte Entrüſtung, die vielleicht je ein armes, dunkles Herz durchſchnitten! Nein! rief es in mir, noch bin ich ein Menſch, noch muß ich meine Menſchenwürde

wahren — ich darf nicht auf die Freite gehen, in dieſem Saale, unter den Augen jenes Menſchen! Das ſtand feſt in mir; aber einen andern wilden Wunſch und Willen konnte ich kaum zurückdämmen, denn er war faſt ſtärker als ich. Ich wollte mich auf den Peiniger ſtürzen und ihn erdroſſeln. . . .

Warum ich es ſchließlich doch nicht that? Weil ich mein eigenes Leben liebte und nicht am Galgen ſterben wollte. Es war die qualvollſte Stunde meines Lebens, und doch hatte ich nicht die Kraft, dieſen honneten Ausweg, den Selbſtmord durch Rache, zu wählen. Ach, Herr! die Quelle des größten Jammers auf Erden iſt doch dieſer dunkle, heiße Trieb der Erhaltung! Ohne ihn wäre ich heute ſchmerzlos, ſeit manchem langen Jahr! . . .

So ſtand ich in meiner Ecke und preßte die Hände auf die Bruſt und hielt die Beſtie in mir gefangen, die Beſtie oder — das edlere Theil! Es kam nicht zur Ausführung jenes Gedankens. Aber mein Blick mochte verrathen, was in mir tobte. Einmal begegnete er ſich mit dem des Unholds, und ich ſah, wie das Herrchen zuſammenfuhr und ergrünte. Dann, nach einer Weile, blinzelte es ſcheu und tückiſch zu mir herüber. Ich wendete mich ab und drückte die Augen zu.

„Noch fünf Minuten, meine Damen und Herren! Wer es noch nicht gethan, wird hiermit gebeten, inner-

halb dieſer Friſt ſein Herz zu entdecken. Sonſt werde ich genöthigt ſein, die Herrſchaften von amtswegen zuſammenzufügen. Ich werde dies zwar nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen thun, aber Sie ſind dabei doch immer von der Gefahr bedroht, ſtatt einer Ehe aus Neigung eine Vernunftheirat zu ſchließen. Alſo — vorwärts — verlieben Sie ſich!“

Wieder ſchlug mir alles Blut gegen das Hirn, aber ich regte mich nicht. Mir war's, als machte ich mich zum Mitſchuldigen dieſes entſetzlichen Frevels, wenn ich nun in der That binnen fünf Minuten „mein Herz entdeckte.“ Aber da begann ein anderer Gedanke an mir zu rütteln — jäh und übergewaltig: „Es liegt in deiner Hand, mindeſtens das Schlimmſte von dir abzuwehren! Wer weiß, mit wem dich ſonſt der Schurke zuſammenkoppelt! Wähle ſelbſt, wähle!“

Ich that einen Schritt vor . . . ich riß die Augen auf . . . Aber ich konnte nichts ſehen. Wie eine rothe Wolke lag es mir vor den Augen — mein Blut war ſo wild empört! Ich taumelte vorwärts — ich ſuchte die Geſtalten um mich zu unterſcheiden . . .

O, Herr!“ — ſchrie der Erzähler plötzlich gellend auf — „welche Scenen habe ich da geſehen! . . . Ich bin nicht feig, aber ich . . . ich wage es nicht, davon zu ſprechen . . .

So irrte ich verzweifelnd umher — kaum zwei

Minuten, aber ich könnte tagelang davon berichten, was mir während der Zeit durch Herz und Hirn gegangen, und erzählte es doch nicht aus. . . . Da sah ich in einer Ecke eine Ohnmächtige lehnen, ein junges, schmächtiges Geschöpf, mit blondem Haar — ich habe später erfahren, daß es jenes vaterlose Mädchen gewesen, welches eine verworfene Mutter in einer Strafkolonie geboren. Ein plumper Gesell mit listigen, verschmitzten Zügen, der Banknotenfälscher, beugte sich über die Hingesunkene, suchte sie in seinen Armen aufzurichten und bedeckte den bleichen Mund mit gierigen Küssen. Ich sah es, und mir war's, als führe mir ein Blitz durch's Hirn und erleuchtete es. Ich sprang auf den Menschen zu, riß ihn empor, gab ihm einen Faustschlag auf den Magen, daß er zehn Schritte weit flog, und nahm die Ohnmächtige auf meine Arme wie ein Kind. Ich war entschlossen, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Aber es folgte kein weiterer Angriff. Wohl raffte sich der Fälscher auf und wies mir die Fäuste, aber er hatte nicht den Muth, näher zu kommen. Wie er so dastand, hängte sich ihm ein Ersatz an den Hals, ein ekler Fettklumpen, eine Mädchenhändlerin. Er schaute sie etwas verdutzt an, ließ sich aber ihre Freundlichkeiten gefallen. . . .

„Meine Damen und Herren! Die Uhr schlägt keinem Glücklichen — aber ich muß Sie doch bitten,

die Erklärung entgegenzunehmen, daß die Stunde abgelaufen. Ich bitte die einzelnen Paare vorzutreten und mir ihre gegenseitige Neigung zu gestehen. Ich weiß, das thut tiefe, keusche Liebe nicht gern — ich bitte Sie um Entschuldigung, aber mein Amt legt mir diese Pflicht auf. Vor Allem bitte ich jene Herren dort, mit ihren Damen vorzutreten.“

Er deutete auf mich und den Fälscher. Wieder krampfte sich mir das Herz in der Brust zusammen. Aber ich trat vorwärts, meine Last auf den Armen.

„Haltet Euren Kantschu bereit!“ sagte der Schurke zu den Kosaken, die um ihn standen.

Dann wendete er sich zu mir: „Mein Herr Wohlthäter, ist es Ihre feste Absicht, die Dame hier nicht blos in diesem Saale, sondern auch durch's ganze Leben auf Ihren Armen zu tragen?“ Ich nickte. „Und Sie, mein verehrtes Fräulein?“ Aber die Unglückliche lag in tiefster Ohnmacht. „Sie ist bewußtlos,“ stammelte ich. „Dann thut es mir leid, mein Herr Wohlthäter,“ fuhr der Beamte fort, „aber ich muß Ihnen leider die Einwilligung verweigern. Im Interesse der Humanität und Menschenwürde muß ich darauf bestehen, daß der beiderseitige Wille durch ein lautes, vernehmliches „Ja!“ deklarirt werde. Da ich übrigens nicht aus Neugierde, sondern theils aus Pflicht, theils aus rein menschlicher Antheilnahme den Vorgängen in diesem Saale mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt,

ſo kann ich Sie auf das beſtimmteſte verſichern, daß nicht Sie es ſind, dem die Neigung dieſer jungen Dame gehört. Ich will damit Ihren perſönlichen Vorzügen nicht nahetreten, aber es iſt eben einem Andern vor Ihnen gelungen, dies Herz ſich zuzuwenden — jenem Herrn dort!“

Er deutete auf den Fälſcher. „Nur im Uebermaß des Glücks, von ihm erwählt zu ſein, iſt die junge Dame vorhin zuſammengebrochen. Darum bitte ich Sie, mein Herr Wohlthäter, nicht zwei Herzen zu trennen, die ſich feſt und innig für's Leben gefunden! Ihnen winkt ein ſchönerer Erſatz: jene reife, begehrenswerthe Schönheit, welche nur widerwillig am Arme Ihres Nebenbuhlers hängt. Alſo — changez messieurs!“

„Hund!“ ſchrie ich und wollte mich auf ihn ſtürzen.

Aber da ſauſte ein furchtbarer Hieb auf mein Haupt herab. Blutend, bewußtlos ſtürzte ich nieder....

Als ich erwachte, ordneten ſie eben den Hochzeitszug zur Kapelle. Die Bettel, welche mir der Schurke zugewieſen, kniete neben mir, wuſch mir das Blut vom Haupte und hielt mir Eſſig unter die Naſe.

„Du gefällſt mir,“ krächzte ſie, „Du ſollſt es gut bei mir haben!“ Sie richtete mich empor, legte meinen Arm in den ihrigen und zerrte mich vorwärts. Ich war noch immer halb betäubt und folgte willenlos.

Sie ſchleppte mich in die Reihe, die ſich eben langſam zur Kirche in Bewegung ſetzte. Ich litt nicht mehr, während ich ſo hingezerrt wurde — es war zu viel über mich gekommen — ich hatte kaum mehr die dunkle Empfindung meiner ſelbſt.

Aber während ich mich ſo mechaniſch weiterſchleppte, fühlte ich, wie mich eine ſchwere Hand am Kragen ergriff. „Bruder!“ grunzte mir eine grobe Stimme in's Ohr, „Deine Dicke gefällt mir. Möchteſt Du nicht mit mir tauſchen? Die meinige iſt nicht ſo dick, aber dafür jünger.“ Es war mein Hintermann, der Baſchkire. Die er vorwärtszerrte, war ein mageres, häßliches, ſchwarzhaariges Weib, ohnmächtig oder einer Ohnmacht nahe. Der Ausdruck einer grenzenloſen Verzweiflung lag auf ihren Zügen und machte ſie vielleicht noch häßlicher. Aber juſt dies zog mich an. Das Weib, welches ſo entſetzlich leiden konnte, hatte doch mindeſtens ein Herz, war doch mindeſtens nicht ganz verderbt, und darum — gleichviel, was ſie hierher gebracht — meiner doch mehr würdig, als die grinſende Bettel an meiner Seite.

Ich rüttelte mich zuſammen. „Abgemacht!“ raunte ich dem Baſchkiren zu . . .

Wir überſchritten eben die Schwelle der Kapelle, der Zug ſtaute ſich einen Augenblick. Wir nützten den Moment. Wohl krächzte die Bettel auf, aber der Baſchkire wußte ſie zur Ruhe zu bringen, und als ſie

ihn näher anſchaute, ſchien er ihr ſogar zu gefallen. Das Weib aber, welches nun ich am Arme führte, hatte in ſeiner dumpfen Verzweiflung den Wechſel wohl kaum bemerkt.

So gelang es. Wir wurden getraut. Erſt als wir aus der Kapelle traten, wurde unſer Peiniger der Aenderung gewahr. Dann ließ er mich freilich dafür büßen“ — der unglückliche Mann preßte die Zähne aufeinander und wurde noch blaſſer — „er ließ mich furchtbar dafür büßen, aber er konnte es nun doch nicht mehr ändern. Der Pope hatte es ja unter Anrufung Gottes ausgeſprochen, daß uns nur der Tod noch trennen könne!“

Der Erzähler verſtummte.

„Und wer war das Weib, mit dem Sie getraut wurden?“ fragte ich endlich.

„Gleichfalls eine Deportirte, welche begnadigt worden. Eine Jüdin, Namens Gittel Reismann — ſie hatten ihr in der Taufe den Namen Xenia gegeben.“

„Und warum“ — eine neue Frage ſchwebte mir auf den Lippen, aber ich wagte es nicht, ſie auszuſprechen.

„Was das Verbrechen meiner Frau geweſen? Auch das kann ich Ihnen erzählen, und es iſt in ihrer Art eine kaum minder luſtige Geſchichte, als die meine!“

Reb Nüſſan hatte bisher ſtill und theilnahmsvoll zugehört. Aber nun, wo von ſeiner Glaubensgenoſſin die Rede war, richtete er ſich auf und rückte unruhig hin und her. Die Gittel hieß nun Xenia, aber ein jüdiſch Kind war ſie doch. Es war ihm offenbar peinlich, daß nun ein Chriſt von ihr ſprechen wollte, gleichviel, daß es der eigene Gatte war.

„Pani Walerian!“ ſagte er und kratzte ſich hinter dem Ohr. „Die Geſchichte von Polen und wie es Ihnen gegangen iſt, das können Sie erzählen. Aber was wiſſen Sie von der Jüdiſchkeit? Jüdiſchkeit iſt etwas ganz Beſonderes. Verzeihen Sie, Pani Walerian — verſtehen Sie denn, warum die Gittel in's Unglück gekommen iſt? Mir ſcheint, das können Sie nicht verſtehen!“

„Laßt nur!“ wehrte ich ab. „Ich werde es mir ſchon zurechtlegen.“

Aber Reb Nüſſan ließ ſich nicht ſo abweiſen.

„Sie?“ fragte er. „Verzeihen Sie — aber was für einen Rock tragen Sie da? Einen deutſchen Rock! Und haben Sie Schaufäden an der Weſte? Verzeihen Sie — aber Sie haben keine. Alſo — was werden Sie viel von der Jüdiſchkeit verſtehen?“

„Laßt nur!“ wiederholte ich, „Ihr dürft ja dann auch ſprechen.“

„Dann ſprechen? Gut! Im Wagen! Aber kommen Sie in den Wagen! Pani Walerian, leben Sie hundert

und zwanzig Jahre und ſeien Sie geſund und glücklich, aber wir müſſen jetzt fort, mein Herr und ich. Denn heute iſt Freitag, und in den Sabbath hinein fahre ich nicht, und bis Czapowka haben wir noch acht Werſt.“

Und erſt als dieſer dritte Sturm ſiegreich abgeſchlagen war, konnte Walerian erzählen.

„Vielleicht hat der Jude recht,“ begann er, „vielleicht iſt wirklich etwas in dieſem Schickſal, was ſich ein Menſch andern Glaubens ſchwer zurechtlegen kann. Denn die Schweſterliebe allein kann es doch wohl nicht geweſen ſein, welche dieſes junge ſcheue Geſchöpf dazu ſtählte, in Kampf und Gefahr zu gehen. Auch der Glaube wird da mitgeſpielt haben. Und dieſer Glaube iſt ſo dunkel, ſo geheimnißvoll! . . .

Die Gittel war das Kind eines reichen Mannes in einer Stadt Podoliens, welche faſt nur von Juden bewohnt wird, in Belz. Sie werden den Namen gewiß oft gehört haben, es iſt eine Art Mekka der Juden in Podolien und Volhynien, und ſie pilgern im Herbſte in Schaaren dahin, um dort, in der uralten Synagoge, die großen Feiertage zuzubringen. Beſonders ſoll das Gebet am Verſöhnungstage, wenn man es in jenem Gotteshauſe verrichtet, von aller und jeder Sünde reinigen.“

„Was reden Sie da?“ fiel ihm der Kutſcher in's Wort. „Verzeihen Sie, aber das verſtehen Sie nicht!

Die Betſchul' in Belz iſt gewiß ein heiliges Haus, aber deshalb iſt ſie doch auch nur Stein und Mörtel. Nicht deshalb fährt man zu den Feiertagen dorthin, ſondern weil in dieſer Stadt ein heiliger Rabbi ſitzt. Zwar auch nur ſo ein Chaſſid, aber doch wirklich ein hochheiliger Mann.“

„Auch die Juden in Belz,“ fuhr Walerian fort, „ſtehen im Rufe beſonderer Frömmigkeit, und nirgendwo werden die tauſend Vorſchriften des Talmuds ſo ängſtlich befolgt und gewahrt. Auch der alte Naftali, der Vater der Gittel, war ſehr fromm; er gehörte ſogar zu den Frömmſten. Und da er, wie geſagt, auch ſehr begütert war, ſo erfreute er ſich großen Anſehens. Die Gittel, ſein älteſtes Kind, war kaum zehn Jahre alt, als ſich ſchon Bewerber um ſie einfanden, wenn nicht zur Heirat, ſo doch zur Verlobung. Aber Naftali übereilte ſich nicht. Er war Witwer und hatte außer der Gittel nur noch ein Kind, einen Sohn, der um ſechs Jahre jünger war. So konnte er ſeiner Tochter auch eine große Mitgift beſtimmen, und darum war ihm kein Freier gut genug. Als die Gittel dreizehn Jahre alt war, traf ihn ein ſchweres Unglück: er erblindete. Aber dies erſchütterte weder ſeinen Stolz noch ſein Gottvertrauen. „Ich kann doch zufrieden ſein,“ pflegte er zu ſagen. „Naftali Reismann tauſcht auch als Blinder mit keinem Menſchen!“

„Verzeihen Sie, aber lachen muß ich!“ rief Nüſſan. „Hat er ſich ſelbſt bei dem Namen genannt, welchen ihm die Chriſten gegeben haben?! „Naftali Reismann“ — es iſt ihm gewiß nicht eingefallen! An dieſen Namen erinnert man ſich wirklich nur, wenn man einen Paß braucht, oder — Gott behüte! — zu Gericht gehen muß, oder — Gott behüte! — zur Aſſentirung. Aber ſonſt? Nie! Sondern er wird geſagt haben: „Naftali Feigeles,“ weil ſeine Mutter Feige geheißen hat — oder „Naftali der Belzer Oſcher“ (Kröſus von Belz), denn ſo hat man ihn genannt —“

„Nüſſan,“ gebot ich entſchieden, „Alles Uebrige im Wagen!“

„Verzeihen Sie, Naftali Reismann, hehe!“

Aber das Lachen klang ſehr gezwungen, und grollend ſchob er ſich zur Seite.

„Die Leute fühlten ſich als Kinder des Glücks,“ fuhr der Pole fort, „und wären es geblieben, läge nicht eben Belz in Rußland. Ihr Unglück kam in der That nur aus einer echt ruſſiſchen Veranlaſſung. Es geſchah dies im Jahre 1850; die Gittel war damals ſiebzehn, ihr Bruder Ruben elf Jahre alt. Elf Jahre! — das gilt ſonſt in der ganzen Welt nicht als das militärpflichtige Alter. Im Reiche der Knute war es ſonſt auch nicht der Fall, ſondern juſt eben nur in jenen Jahren. Nikolai Pawlowitſch brauchte Soldaten;

beim Löſchen des ungariſchen Brandes waren viele Ströme Blutes vergoſſen worden; nun ſollte überdies der Türke dran. Man rekrutirte im ungeheuren Reiche mit fieberhaftem Eifer. Damals waren Konſkription und Dienſtzeit noch nicht regulirt. Man ging alſo ſehr einfach zu Werke: man umſtellte das Dorf oder die Stadt, trieb die Jünglinge zuſammen, wählte die Tauglichen aus und ſteckte ſie auf Lebenszeit in den Militärrock. Das heißt: den Alternden oder Invaliden ward dieſer Rock doch wieder ausgezogen, und ſie hatten die freie Wahl, hinter jeder ihnen beliebigen Hecke ſich aufzuhenken oder Hungers zu ſterben. Kurz: Soldat werden hieß und heißt noch heute in Rußland, bei lebendigem Leibe todt ſein. Darum wurde und wird Niemand gerne Soldat, weß Standes und Volkes er auch ſei, nicht einmal der verthierte moskowitiſche Bauer, dem doch eine gewiſſe hündiſche Anhänglichkeit an den Czar durch daſſelbe Mittel beigebracht wird, durch welches man den Jagdhund anhänglich macht: durch den Stock. Aber am bitterſten traf jene Maßregel die Polen und die Juden, wenngleich Beide aus ſehr verſchiedenen Gründen. Den Juden war dies Reich nicht aus nationalen Motiven verabſcheuenswerth, nicht darum der Dienſt für den Czar bitterer als der Tod; aber die Juden nehmen überhaupt nicht gerne tödtliche Waffen zur Hand —“

Doch da war Nüſſan wieder da.

„Hören Sie!“ ſagte er, „das werde ich doch nicht erſt im Wagen ſagen, ſondern gleich hier, Ihnen in's Geſicht: Was ſind Sie? Pani Walerian, ein Pole ſind Sie, und darum haſſen Sie den Juden. In Sibirien waren Sie und ein „Gezwungener“ ſind Sie, aber Pole bleibt Pole. Sie ſagen, die Juden ſind feig. Kommen Sie her, ich werde Ihnen zeigen, ob ich feig bin! Aber im Guten! — ich werde Ihnen erklären, warum wir nicht gern Soldaten werden, beſonders bei dem Moskowiter nicht. Erſtens, was geht uns der Czar an? Er iſt gegen uns, als wären wir Hunde — ſollen wir gegen ihn ſein, als wäre er unſer Vater?! Zweitens, ein Soldat iſt kein Jude mehr, er muß chriſtlich eſſen und ſelbſt am Verſöhnungstage exerziren, ſo verliert er das Jenſeits. Und was hat er in dieſem Leben? Er hat es ſchlechter als ein Hund; er iſt todt für ſeine Verwandten und ſeine Verwandten für ihn. Aber die Hauptſache, ſage ich Ihnen, iſt doch: er muß leben, als wäre er kein jüdiſch Kind!“

Wieder würdigte Walerian die Rede keines Wortes, den Sprecher keines Blickes.

„Die Juden werden nicht gerne Soldaten,“ ſprach er weiter, „die Thatſache war auch dem Czar kein Geheimniß. Und er wußte wohl, daß hier jene Mittel nichts nützten, welche er dagegen bei Anderen mit Erfolg angewendet. Wohl wurden auch die Juden-

ſtädtchen umzingelt, aber man fand die Vögel zum größten Theile ausgeflogen. Das Geld hatte den Schlauen den Weg zu den Regierungs-Kanzleien geöffnet, und ſie wußten ſchon mehrere Wochen vorher, welche Maßregeln man plante. Von den Gefangenen aber machte ſich Mancher durch Geld wieder los, und was zurückblieb, war armes, ſchlecht genährtes, halbverkrüppeltes Geſindel.

Dagegen half, wie geſagt, kein gewöhnliches Mittel, und der Czar wählte ein außergewöhnliches. Es war furchtbar brutal, es ſprach aller Menſchlichkeit Hohn, aber es verbürgte den gewünſchten Erfolg. Man fuhr fort, auch auf die militärpflichtigen Juden Jagd zu machen, aber mit noch größerem Eifer griff man auf ſieben- bis zwölfjährige Knaben und ſchickte ſie nach der Aſſentirung in die neugegründeten Soldaten-Kolonien. Damit war ein Doppeltes erreicht: man wurde der Knaben leichter habhaft, weil ein Kind ſchwer aus dem Elternhauſe flüchten kann, und man konnte dieſe verkümmerten Sprößlinge einer weichlichen Race zweckmäßig erziehen und willige, robuſte Kriegsmaſchinen aus ihnen machen. Drakoniſche Maßregeln gegen die Beſtechung förderten die Ausführung. Kurz — der Czar konnte zufrieden ſein, obwohl die Sterblichkeit unter den kleinen, bejammernswerthen Rekruten ſchrecklich groß war und nur jeder Zweite, oft nur jeder Dritte die Kolonie erreichte und heranwuchs. Aber

dem beugte man dadurch vor, daß man gleich von vornherein die doppelte Anzahl der Pflichtigen aushob. Ein ganz schlichtes Mittel, und daß dadurch doppelt so viele Existenzen geknickt wurden, als just unbedingt nothwendig — was lag daran?!

Kein Wort kann wohl die Verzweiflung schildern, welche sich damals der polnisch-russischen Judenschaft bemächtigte. Aber es war keine stumpfe Verzweiflung, welche die Hände im Schooße ruhen ließ. Alle Sehnen dieser energischen Volksseele spannten sich; ging es doch um das, was ihnen das Heiligste war, um Gott und ihre Kinder!

So lange die Kinder in Rußland blieben, gab es kein Entrinnen. Denn es war damals in der Geschichte jenes Reiches wohl der einzige Fall, wo selbst der Rubel viel von seiner Allmächtigkeit einbüßte, der Rubel, welcher doch sonst in diesem tüchtigen, sittlichen Staatswesen ein noch absoluterer Herrscher ist, als der Czar. Aber wohin mit den Kindern? Nach Oesterreich, nach Preußen? Beide Staaten lagen damals in den Banden des „großen Nikolaus“, des „Pfeilers der Ordnung“, und ließen darum an ihren Grenzen von ihren Soldaten und Beamten nicht blos die eigenen, sondern auch die russischen Polizeigeschäfte verrichten.

So blieb denn Rumänien als die einzige Zuflucht, und bald entwickelte sich längs der Pruthgrenze ein

geheimes verwegenes Treiben. Durch das podoliſche und beſſarabiſche Gouvernement wurden in den Zwiſchenräumen von vier bis fünf Meilen Stationen eingerichtet: in einſamen Dorfwirthshäuſern oder in einer Kellerei vor der Stadt oder im Vorhof einer abgelegenen Betſchule. Gelang es dem jugendlichen Flüchtling, unbehelligt eine dieſer Stationen zu erreichen, ſo war er auch ſo gut wie gerettet. Denn zwiſchen dieſen Zufluchtsſtätten beſtand ein regelmäßig organiſirter Verkehr. Die Knaben blieben den Tag über geborgen und wurden Nachts immer um eine Station weiter geführt, gewöhnlich noch überdies mit Tuch umwickelt, als Waarenballen. Bei Lipkany war die letzte Station, von da wurden ſie auf Kähnen über den Fluß geführt, nach der Moldau, wo ihre Glaubensgenoſſen ſie empfingen und für ſie ſorgten.“

„Obwohl es fremde Kinder waren,“ ſchaltete Nüſſan ein, „und obwohl es ſchon reichere Leute auf der Welt gibt, als moldauiſche Juden. Wir müſſen doch nicht gar ſo böſe Hunde ſein, wie die Polen ſagen!“

„Auf die Dauer,“ fuhr Walerian fort, „konnte es natürlich den Ruſſen nicht entgehen, daß eine geheime Macht ihre Abſichten durchkreuzte und ihnen juſt die beſten Biſſen entführte. Ein hoher Preis wurde auf die Enthüllung des Geheimniſſes geſetzt, aber obwohl vielleicht hunderttauſend Menſchen darum

wußten, ſo muß man doch der Wahrheit die Ehre geben und konſtatiren, daß ſich kein Verräther darunter fand. Die Entdeckung wurde zufällig herbeigeführt.“

„Ja, hier ganz in der Nähe,“ fiel ihm Nüſſan in's Wort. „Der Kutſcher hat Roth-Moſchele geheißen. Der fährt ganz gemächlich Nachts auf der Straße am Dnieſter und drinnen liegen zehn Knaben in Kotzen eingewickelt. Begegnen ihm auf einmal dreißig Koſaken. „Was führſt du da?“ — „Pferdedecken,“ ſagte Moſchele ganz ruhig. — „Lade ſie ab.“ — Moſchele erſchrickt nicht, wirft die zehn Ballen auf die Erde, und von den Kindern muckſt ſich keines, ſie ſind ohnehin halbtodt vor Schreck. Aber da ſticht ein Koſak mit ſeiner Pike in einen Ballen, und das arme angeſtochene Jüngel ſchreit. So iſt das Ganze aufgekommen. Wie der Ruſſe erſt eine Station gewußt hat, hat er auch alle anderen erfahren, und das Retten hat aufgehört. Zwanzigtauſend Menſchen ſind deshalb in's Unglück gekommen, die Jungen unter die Soldaten, die Alten nach Sibirien. Zwanzigtauſend!“

„Die Zahl iſt zu hoch gegriffen,“ bemerkte Walerian, „aber nach Tauſenden mögen die Opfer jener nächtlichen Enthüllung immerhin zählen. Und durch eine Tücke des Zufalls trat nun erſt, nachdem jener Rettungsweg abgeſchnitten war, nachdem ſich ſelbſt des Muthigſten und Schlaueſten tiefſte Hoffnungsloſigkeit

bemächtigt, die Gefahr an das Haus Naftali's heran. Bisher hatte er nur aus Mitleid an der Noth ſeiner Glaubensgenoſſen regen Antheil genommen und ſie durch Geldſpenden unterſtützt, aber er ſelbſt hatte für ſeinen Ruben nichts zu fürchten, ſowohl der Polizeimeiſter als der Militär-Kommandant von Belz waren durch pekuniäre Verpflichtungen völlig in ſeiner Hand. Da mußte der Offizier abmarſchiren, und der Beamte kam in eine Unterſuchung, welche ihn Amt und Freiheit koſtete. Und bei ihren Nachfolgern war die Furcht größer als die Geldgier. Der alte reiche Mann gerieth in tiefſte Verzweiflung; er mußte thatlos zuſehen, wie ihm die Gefahr immer näher kam, den einzigen Sohn zu verlieren. Er ſelbſt war blind, und unter ſeinen Glaubensgenoſſen fand ſich Niemand, der es verſuchen wollte, den Knaben nach der Moldau zu ſchmuggeln; um alles Geld der Welt wollte es Niemand mehr thun. Da nahm die Gittel ihr Herz in beide Hände und erklärte dem Vater, ſie werde es verſuchen.

Es war dies ein ungeheurer Entſchluß für ein zartes, ſcheues, ſiebzehnjähriges Mädchen, welches bisher, die Tochter eines reichen Hauſes, zärtlich behütet, in weichem Wohlleben aufgewachſen war. Und, wie geſagt, all ihre Liebe zu Vater und Bruder reicht nicht aus, ſolchen Heroismus zu erklären; hier hat offenbar auch die Ueberzeugung mitgewirkt, daß das Werk um Gottes

willen geſchehe, geſchehen müſſe. Der alte Mann ſträubte ſich lange, aber in ſeiner hilfloſen Verzweiflung willigte er endlich ein. Der Knabe wurde in Mädchenkleider vermummt, was freilich nach dem jüdiſchen Geſetze eine Sünde war. Aber diesmal ſchien der Zweck das Mittel genügend zu heiligen.

Die Kinder traten die Reiſe an. Die Details dieſer verwegenen Fahrt hat mir die Unglückliche oft genug erzählt und ſich dabei bitter angeklagt, ſie ſei nicht vorſichtig genug geweſen. Doch glaube ich, daß ſie ſich da ſchweres Unrecht thut. Ich glaube nach Allem, was ſie mir berichtet, daß ſie damals eine Klugheit und einen Heldenmuth bewieſen, wie ſie bei einem ſo zarten, weltfremden Geſchöpfe geradezu bewundernswürdig genannt werden müſſen.

Freilich — es nützte Alles nichts! Bis Lipkany kam ſie glücklich, alſo bis hart an die Grenze. Nur noch der Fluß trennte ſie von ihrem Ziele, und er ſchien leicht paſſirbar. Denn der Pruth hat dort ſumpfige, dicht mit Weiden beſtandene Ufer.

Aber ſie wurden noch in Lipkany abgefaßt. Durch einen ſonderbaren Zufall. Sie kamen des Abends an und wollten Nachts die Kahnfahrt antreten. Sie ſtiegen in einem Wirthshauſe ab und beteten dort in ihrem Kämmerchen inbrünſtig, daß ihnen auch das Letzte gelingen möge. Das Kämmerchen lag zu ebener Erde; ein Ruſſe ging vorbei und beſah ſich neugierig die

betenden Mädchen. Und dabei fiel es ihm auf, daß ſich das kleinere genau ſo beim Beten bewege, wie die Knaben der Chaſſidim; es beugte ſich nach rechts und links und vorwärts, die drei Bewegungen folgten ſich regelmäßig wie die Stöße einer Maſchine. Das ältere Mädchen aber ſtand unbeweglich, wie dies der Jüdin beim Gebete vorgeſchrieben. Dem Ruſſen gingen die letzten Ukaſe durch den Kopf und die hohen Belohnungen, welche für Entdeckung eines Flüchtlings ausgeſetzt waren. Er ging zum Polizeimeiſter. Eine Stunde darauf waren Beide verhaftet. Am nächſten Morgen wurde Ruben in die Soldaten-Kolonie abgeſchoben, Gittel nach Sibirien. . . .“

Der Erzähler verſtummte.

„Kommen Sie,“ bat Nüſſan, „die Sonne ſinkt, in drei Stunden iſt Sabbath.“

Aber ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen. „Es iſt nicht müßige Neugier,“ bat ich, „aber hat Sie Ihre Ehe zu tröſten vermocht?“

„Zu tröſten?“ lächelte er ſchmerzlich. „Für Schmerzen, wie die meinen und die meines Weibes, gibt es keinen Troſt. Aber wir ſind zwei Menſchen, welche man in denſelben Kerker geſperrt, und wenn auch nicht in unſerer Liebe, ſo verſtehen wir uns doch in unſerem Haſſe. Wir gehen ſtill und dumpf nebeneinander her, wiſſen wenig von dem, was in des Andern Bruſt lebt, und ſind ängſtlich beſtrebt,

einander ſo wenig wehe zu thun, als möglich. Uebrigens, ich bin ſehr leidend, es wird wohl nicht lange mehr dauern.“

Wir ſchieden.

Nüſſan trieb die Pferde heftig an, gab aber daneben gleichwohl einen ausführlichen Kommentar zur Erzählung des Polen. Aber ich achtete nicht darauf, mir that das Herz weh vor ohnmächtigem Mitleid.

In der Dämmerung kamen wir an einem einſamen Hauſe vorbei, aus dem ein dürftiges Licht ſtrahlte. „Das iſt die Dettimer Schänke,“ ſagte Nüſſan.

„Haltet!“ befahl ich.

„Aber der Sabbath“ — jammerte Nüſſan.

Er mußte dennoch gehorchen. „Nur einige Minuten“ — beruhigte ich ihn und ging auf das Haus zu.

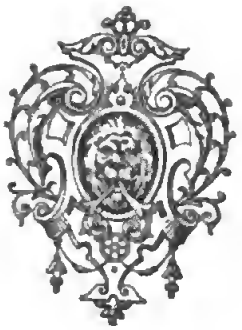
Im Schänkzimmer brannte ein Licht, ich ſchaute hinein. Es war ein großer düſterer Raum, in einer Ecke brannte vor einem Heiligenbilde eine Lampe. Hart daneben ſtand ein Tiſch, auf dem zwei Kerzen ſtanden, die man eben anzündete. Eine Frau beugte ſich über ſie.

Ich konnte ihr Antlitz ſehen, es waren harte gramdurchfurchte Züge. Selbſt im Gebet verklärten ſie ſich nicht. Denn die Frau betete; ich ſah es an der Bewegung der Lippen und der Hände. Und an den letzteren konnte ich auch errathen, welches Gebet es

war: der Segensſpruch, welchen das Judenweib am Freitag Abend über die Sabbathkerzen ſpricht.

Ich ſtarrte lange in dieſes Antlitz und nach den drei Lichtern, bis mich endlich Nüſſan's jammerndes Bitten abrief. . . .

Das war im Jahre 1871. Aber ich habe nicht vergeſſen können, was ich an jenem Frühlingstage auf der podoliſchen Landſtraße gehört und geſehen. Und dann hat es mir als Pflicht geſchienen, davon zu berichten.



Mein Onkel Bernhard.

Mein Onkel Bernhard ist eigentlich nicht mein Onkel gewesen, noch hat er Bernhard geheißen. Seine Schwester hatte einen entfernten Vetter geheirathet: das war die ganze Verwandtschaft. Aber wenn nicht nach dem Blute, so war er doch nach dem Herzen unser Aller Onkel. Die ganze Familie, so weit sie noch kurze Kleider oder Knabenjacken trug, wendete sich an ihn, wenn sie etwas haben wollte. Denn er war stets von der Nothwendigkeit bunter Bilderbücher und schöner Puppen tief überzeugt oder er gelangte doch leicht zu dieser Ueberzeugung: durch einen einzigen bittenden Blick aus Kinderaugen. Und wenn Jemand etwas nicht haben wollte, Schläge oder Schelte, so flüchtete er gleichfalls zu diesem kleinen, stillen Manne. Der Onkel Bernhard schüttelte den Kopf, hielt eine

kurze, aber gewichtige Rede und ging dann als Vermittler zu den Eltern. In der Regel glückte es ihm auch, das Gewitter abzuwenden, denn, von den gütigen Müttern abgesehen, auch kein Vaterherz in der Sippe konnte ihm widerstehen, wenn er in seiner milden, ernsten Weise sagte: „Schlag' die Kinder nicht! Freue Dich, daß sie Dir leben und erblühen! Nicht Jeder hat es so gut!“ . . .

Es war dies vielleicht nicht sehr logisch, noch lag darin besondere pädagogische Weisheit. Aber, wie gesagt, kein Herz widerstand diesen Worten, und geschadet haben sie wohl keinem seiner Schützlinge. Der ungeberdigste Range schämte sich, den Onkel Bernhard zu oft für sich bitten zu lassen, und schmerzlicher, als die schneidigste Ruthe, that es Jedem, wenn ihm dieser Mann endlich zürnte. Warum er so großen Einfluß auf uns hatte, war uns selbst nicht klar. Denn imponirend war er nicht, weder in seiner Erscheinung, noch in seiner Lebensstellung. Ein dürftiges, gedrücktes Männchen mit langem, hagerem, furchenreichem Antlitz, welches durch einen grauen Spitzbart nur noch länger und hagerer erschien. Dieser Spitzbart wurde allmählig weiß, aber im Uebrigen änderte sich das Antlitz nicht und auch die Kleidung war ewig dieselbe: ein langer, dunkelgelber Rock, im Sommer aus Nanking, im Winter aus Wolle. Außer dem Onkel Bernhard trug kein Mensch in der ganzen Stadt Czernowitz

einen ſolchen Rock und kein Menſch führte auch eine ſolche Lebensweiſe.

Am frühen Morgen und am ſpäten Abend machte er lange, einſame Spaziergänge und den Tag über ſaß er in ſeinem Stübchen und ſchrieb auf längliche Papierſtreifen krauſe hebräiſche Zeichen. Das ſeien Beiträge für die hebräiſchen Zeitungen, erzählten die Leute, politiſche Artikel, und es ſei eigentlich ewig ſchade, daß der kleine Mann das Deutſche nicht ſo gut erlernt, um für die Wiener Blätter arbeiten zu können, denn er ſei nicht blos ein großer Talmudiſt, ſondern auch ein „ſcharfer Schreiber“. Und ein anderer, wirklicher Onkel, Salomon Brunnſtein, pflegte immer zu ſagen: „Der Czar in Petersburg ſoll täglich Gott danken, daß unſer Bernhard nicht Deutſch kann!“ Von dem Ertrag dieſer Arbeiten und den Zinſen eines kleinen Vermögens lebte der Mann und erſparte noch ſo viel, um alle Kinder, die er kannte, häufig durch Geſchenke zu erfreuen. Das war aber auch die einzige Freude in ſeinem dunklen, einſamen Leben, und wenn wir, ein halbes Dutzend Rangen, auf ſeine Stube rückten, ſo konnte er mit uns ſpielen und fröhlich ſein und ſo herzlich lachen, daß ihm die Thränen in's Auge traten. Wir begriffen gar nicht, warum die Erwachſenen immer ſagten, der Onkel Bernhard ſei doch eigentlich der unglücklichſte Menſch, den dieſe Erde trage.

Kinder ſind ſelten ſcharfe Beobachter. Vielleicht waren auch jene Thränen, die ihm ſo jählings über die Wange rannen, keine Freudenthränen. Vielleicht zuckte ſein armes, zertretenes Herz nie ſchmerzlicher, als wenn er mit den fremden Kindern lachte und ſpielte. . . .

Alles an dieſem Manne hatte ſeine Geſchichte: die Furchen im Antlitz, der lange, gelbe Rock und die länglichen Papierſtreifen. Es ſoll auch Alles erzählt werden und ſorglich der Reihe nach; nur von dem langen, gelben Rock berichte ich zuerſt. Dieſes ſonderbare Kleidungsſtück war aus einem Compromiß hervorgegangen, welches der Onkel Bernhard mit ſeiner Schweſter Henriette abgeſchloſſen: er hatte im Schnitt geſiegt und ſie in der Farbe. Als er vor manchem Jahr aus ſeiner Heimathsſtadt in Ruſſiſch-Podolien nach Czernowitz gekommen, weil er nun Niemand mehr auf Erden hatte, als eben dieſe Schweſter, da trug er jenen langen, ſchwarzen Talar, wie ihn die Juden des Oſtens zu tragen pflegen, und nannte ſich, wie er ſeit ſeiner Geburt hieß, Beriſch Reinmann. Aber die Schweſter lebte nicht umſonſt bereits ſeit fünfzehn Jahren in der deutſchen Stadt, ſie war aus einer ſchlichten Hendl Reinmann eine emancipirte Henriette Schwarzenthal geworden und mühte ſich, nun auch den Bruder mit den Segnungen einer vorgeſchrittenen Cultur zu beglücken. „Du mußt Bern-

hard heißen," ſagte ſie ihm, und der kleine Mann remonſtrirte ein wenig und fügte ſich dann und hieß Bernhard. „Du mußt einen deutſchen Rock tragen," gebot ſie; aber dem ſetzte er hartnäckigen Widerſtand entgegen, nicht aus Abneigung gegen die Cultur, ſondern weil er ſein Leben lang den langen, weiten, bequemen Rock getragen. Aber ſie fuhr fort, ihn zu beſtürmen, und ſo ließ ſich Bernhard ſeinen neuen Talar aus dunkelgelbem Stoff machen. Das war keine „jüdiſche" Tracht mehr, und Henriette war zufrieden.

Weitere Verſuche, ihren Bruder „deutſch" zu machen, unterließ ſie. Er ſelbſt aber rang freilich, ſtill und verſchämt, nach demſelben Ziele, ohne daß es Jemand genau wußte. Er nahm Unterricht in der Sprache, die er bisher nur in einem corrumpirten Jargon geſprochen. Der alternde Mann wendete lange Jahre daran, das Hochdeutſche zu erlernen. Viele mögen nach dieſem Quell weſtlicher Bildung ſehnſüchtig gedürſtet, Viele mögen ſchmerzlich darnach gerungen haben, aber vielleicht noch nie ein Menſch ſo innig, ſo eifrig, wie dieſer kleine „jüdiſche Schreiber". Warum? Ihn trieb nicht der Durſt nach Wiſſen, nicht die Hoffnung, das mühſam Errungene einſt gut verwerthen zu können, ihn trieb keine Eitelkeit — ſondern ſein Herz, das zertretene Herz, welches ſich rächen und Andere warnen wollte. Bernhard Reinmann wollte

ein „deutſcher Schreiber“ werden, er wollte in deutſchen Zeitungen gegen Rußland ſchreiben. „Was habe ich davon,“ ſeufzte er, „wenn ich für den „Hamagid“ und den „Ibri“ arbeite? (Die beiden Hauptblätter in hebräiſcher Sprache.) Palmerſton lieſt nicht den „Hamagid“ und Thiers lieſt nicht den „Ibri“. Ja, wenn ich für die „Oſtdeutſche Poſt“ ſchreiben könnte, oder gar für die „Augsburger Allgemeine“!“ Aber dieſer Herzenswunſch ging nie in Erfüllung. Er erlernte das Hochdeutſche ſo weit, um jedes Buch leſen und verſtehen zu können, zum Schreiben kam er nicht, ſei's, daß ihm der Muth fehlte, oder daß er wirklich zu ſpät begonnen, um die Schwierigkeiten bewältigen zu können. Je älter er wurde, deſto tiefer nagte dieſe vergebliche Sehnſucht an ſeinem Herzen. „Was“ — fragte er oft ſeine Beſucher, indem er wehmüthig von den krauſen Schriftzeichen aufblickte, „was thue ich jetzt? Ich flüſtere! Ich aber möchte ſchreien, daß mich die Gewaltigen dieſer Erde hören und ſich ihrer Brüder erbarmen!“ . . .

Nun quält ihn dieſes Dürſten längſt nicht mehr und ſeine Seele iſt befreit von jedem Weh, auch von dem bitterſten, das ſie bedrückt: der nagenden Erinnerung an das gemordete Glück. Denn mein Onkel Bernhard iſt todt, ſchon lange, lange Jahre. Die Kinder weinten ſehr, als man ihn begrub, denn Kinder ſind egoiſtiſch in ihrer Liebe. Aber die älteren Leute

und ſeine Freunde meinten: „Ihm war der Tod ein Erbarmer! Nun ſieht er Weib und Kinder wieder, nach denen er ſich ſo ſehr geſehnt!“ Auch mein Onkel Brunnſtein ſprach ſo, nur fügte er noch hinzu: „Der Czar in Petersburg kann ſich freuen, daß Beriſch Reinmann geſtorben iſt, ehe er in der „Oſtdeutſchen Poſt“ ſeine Geſchichte erzählt hat.“

Mein Onkel Brunnſtein war ein guter und kluger Mann, aber ich glaube, daß er da doch dieſe Geſchichte überſchätzt hat. Ich, der ich ſie nun erzähle, bin fern davon. Und was gar den Czaren in Petersburg betrifft, ſo hat ſie gar keinen Bezug auf ihn. Aber ich glaube, es iſt doch der Mühe werth, zu erzählen, w i e Beriſch Reinmann der unglücklichſte Menſch wurde, den die Erde trug.

W i e? Im Grunde nur durch ein Mißverſtändniß. Aber wehe dem Staate, in welchem ein ſolches Mißverſtändniß paſſiren kann. „Das iſt der ſchlimmſte Fluch ſchlechter Menſchen,“ ſagt ein Weisheitsſpruch des Orients, „daß ſie nicht gut werden können, ſelbſt wenn ſie wollen.“ Das iſt der Fluch tyranniſcher Staaten, daß ſie nicht gerecht ſein können, ſelbſt wenn ſie wollen, daß ſie auch da zermalmen müſſen, wo ſie ſich mühen, zu erheben und zu beglücken. . . .

Unzählige wiſſen, gleich mir, um die Geſchichte dieſes Mannes. Wäre die Wahrheit nicht ohnehin allimmer die einzige Göttin, der ich diene, ſo zwänge

mich ſchon dieſer äußere Grund, nichts hinzuzufügen, nichts zu verſchweigen.

Beriſch Reinmann war bis in ſein vierzigſtes Jahr ein glücklicher Menſch. Armer Eltern Sohn, hatte er ſich aus eigener Kraft ein anſehnliches Beſitzthum, einen fröhlichen Hausſtand geſchaffen. Er war Getreidehändler in einer kleinen Stadt des ruſſiſchen Podoliens, dicht an der öſterreichiſchen Grenze. Das iſt ein Handel, zu dem viel Klugheit und Glück gehören. Die Ernte wird, bei den verlotterten Verhältniſſen der dortigen Edelleute, die nicht zuwarten können, gewöhnlich ſchon im Frühling an den Händler verkauft, ſo daß ihn, nicht den Grundbeſitzer, alle Noth eines Mißjahres trifft, freilich auch aller Segen eines guten Jahres. Man kann da, trotz aller Vorſicht, arm werden, freilich auch in kurzer Zeit zu Reichthum gelangen. Reinmann wurde reich. Zudem hatte er ein liebes Weib und zwei blühende Kinder. Das Weib war kränklich, die Ehe war lange Jahre kinderlos geblieben, um ſo ängſtlicher hegte und pflegte der Mann den Segen, der ihm ſo ſpät, faſt nicht mehr erhofft, gekommen. Auch ſonſt hatte er allen Grund, mit ſeinem Geſchick zufrieden zu ſein. Er hatte einen ausgezeichneten Ruf unter ſeinen Mitbürgern und war ſich bewußt, ihn durch Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit vollauf verdient zu haben. Mit den Behörden kam er gut aus, weil er die Welt nahm, wie ſie iſt. Er

wußte, daß die beiden Gewaltigen ſeines Heimathſtädchens, der Richter und der Polizeimeiſter, nicht berechtigt ſeien, Geſchenke von ihm zu fordern, aber wenn ſie es thaten, ſo gab er ihnen den gewünſchten, nicht eben niedrig bemeſſenen Tribut. Er hatte keinen Grund, ſie zu fürchten, aber er wußte, daß ſie ihm leicht das Leben ſauer machen konnten, wenn ſie wollten. „Jeder thut's," dachte er, „ich werde Rußland nicht anders machen."

Da ſtarb der alte Polizeimeiſter, ein neuer trat an ſeine Stelle. Ich würde den Namen gerne nennen, aber er iſt mir im Laufe der Jahre entfallen. Der Mann war eine habgierige Beſtie; wer es gelinder ausdrücken wollte, würde lügen. Er hatte in der Armee gedient und war da ſeiner Trunkſucht und einer ſchmutzigen Geſchichte wegen entlaſſen worden. Aber einer der mächtigſten Beamten des Gouvernements Podolien war ſein Vetter. Wer einen ſolchen Vetter hat, braucht in Rußland nicht zu ſorgen; der ſchimpflich Entlaſſene erhielt jenes Amt, welches ihn auch in Ehren reichlich nähren konnte. Zu einem ausſchweifenden Leben, wie er es führte, reichten freilich die regelmäßigen Einnahmen nicht hin, auch jener ungeſetzliche Tribut nicht, den ihm die Leute, wie dem Vorgänger, ohne Widerrede zollten. Er erhöhte den Tribut, er ließ ſich jede Amtshandlung, zu der er verpflichtet war, bezahlen — die Leute murrten, aber ſie fügten

ſich. Reinmann war der reichſte Jude im Orte, er hatte darum mehr zu leiden, als die Andern; er mußte nicht blos die größten Summen opfern, ſondern auch im Vergleich zu ſeinem Vermögen größere, als die anderen Glaubensgenoſſen; aber er war gleichwohl der Einzige, der nicht murrte. „Ich werde Rußland nicht anders machen," wiederholte er reſignirt ſein Sprüchlein und zahlte.

Aber gerade dieſe Reſignation ward ihm zum Verderben. „Wenn dieſer Jude," dachte der Polizeimeiſter, „tauſend Rubel zahlt, ohne eine Miene zu verziehen, ſo wird er jammern, wenn ich zweitauſend von ihm verlange, aber er wird ſie bezahlen." Und darnach handelte auch der Edle bei der nächſten Gelegenheit, die er vom Zaune zu brechen wußte.

Er irrte. Der Jude jammerte nicht. Wohl aber ſagte er, nachdem er das Geld auf den Tiſch gezählt: „Herr, Sie richten mich zu Grunde. Das iſt keine Uebertreibung, ich kann es Ihnen nachweiſen. Ich will nicht Ihre Großmuth anrufen, aber ſeien Sie klug! Ein kluger Wirth ſchlachtet nicht die Kuh, die ihm Milch gibt!"

Der Polizeimeiſter wurde verlegen. Dann half er ſich durch einen feinen Scherz: „Ihr ſeid ja keine Kuh, Beriſch, ſondern ein Jude, alſo ein Schwein! He! he!"

Beriſch verzog keine Miene. Wer als Jude in

Rußland und Polen aufwächſt, wird ſolche Scherze gewohnt. „Beherzigen Sie meine Worte," ſagte er nur noch zum Abſchied.

Der Polizeimeiſter beherzigte ſie wirklich — durch volle vier Wochen. Dann ſchickte er zu Reinmann und ließ ihn um ein kleines Darlehen bitten.

„Wie viel?" fragte der Jude den Boten.

„Tauſend Rubel!"

„Die gebe ich nicht. Geh't!"

Der Bote, ein junger, untergeordneter Beamter, ſtand ſtarr vor Staunen. So hatte noch nie ein Jude mit ihm zu ſprechen gewagt, wenn er im Auftrage des Gewaltigen kam. „Biſt Du verrückt?" fragte er.

„Geh't!"

Es war etwas in dieſer Stimme und dem Ausdruck der Augen, was den jungen Menſchen faſt unheimlich berührte. Er ging raſcher, als er gekommen.

Der Polizeimeiſter ſchäumte vor Wuth. Eine Stunde darauf erhielt Reinmann eine offizielle Vorladung, ſofort auf dem Amte zu erſcheinen.

Er kam auch ſogleich.

„Warum leihſt Du mir die tauſend Rubel nicht?" begann der Polizeimeiſter.

„Wenn ich darum amtlich vorgeladen bin," war die Antwort, „ſo will ich Ihnen den Grund zu Protokoll ſagen."

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

„Ich werde Dich zu Grunde richten!“

„Das haben Sie ohnehin halb gethan. Für die andere Hälfte will ich mich wehren!“

„Wehren? — gegen mich! Weißt Du, wer mein Vetter iſt!“

„Der Czar iſt er nicht!“

Der Jude wurde entlaſſen; dem Polizeimeiſter fiel es nämlich, trotz allen Nachdenkens, nicht ein, warum er den Mann eigentlich amtlich hatte vernehmen wollen.

Einige Tage darauf — es war gegen Ende Juni — wußte er es. Eine verſchollene, längſt nicht mehr gehandhabte Verordnung verbietet es den Juden, chriſtliche Diener und Taglöhner zu halten. Reinmann beſchäftigte das ganze Jahr hindurch an fünfzig chriſtliche Schaffner und Fuhrleute und zur Erntezeit oft ein halbes Tauſend Mäher.

Als ihm der Polizeimeiſter das Verbot publicirte, erbleichte er, faßte ſich aber raſch.

„Ich werde an das Gouvernement recurriren,“ erklärte er. „Um meinetwillen, wie um meiner Leute willen. Ich werde gänzlich ruinirt, aber auch ſie werden brodlos. Und ſie ſind ja rechtgläubige Chriſten!“

Die Entſcheidung kam, bereits nach einer Woche: der Polizeimeiſter habe nach dem Geſetze gehandelt. Dem unbefugten Querulanten wurde eine Muthwillensſtrafe auferlegt.

Der Jude war verzweifelt, aber die Theilnahme ſeiner Glaubensgenoſſen rettete ihn aus der Noth. Sie ſtanden ja gut mit dem Polizeimeiſter, ſie durften chriſtliche Arbeiter halten. So übernahmen ſie denn alle Rechte und Pflichten Reinmanns. Er kam dabei nicht ohne ſchweren Verluſt weg, aber das Schlimmſte war vermieden.

Bis zum Herbſte blieb Alles ruhig. Der Polizeimeiſter ſchien des tödtlich gehaßten Mannes nicht mehr zu gedenken. Da wurde in einer Oktobernacht des Juden Haus von Poliziſten umſtellt und durchſucht, er ſelbſt aus dem Bette geriſſen und in's Gefängniß geſchleppt. Mit Ketten gefeſſelt, lag er dort acht Tage auf faulendem Stroh, bei Waſſer und Brot. Endlich erfuhr er, weſſen er beſchuldigt wurde: er habe ſeinem Nachbar, dem Küſter, ein Säckchen Getreide geſtohlen. Daſſelbe war bei der Hausſuchung im Keller vorgefunden worden, und der Küſter hatte durch Eid erhärtet, daß das Säckchen Weizen ſein Eigenthum ſei und ihm kürzlich abhanden gekommen.

Das war auch gewiß kein Meineid. Aber ebenſo wenig zweifelte Jemand, wie das Säckchen in des Juden Haus gekommen: durch die Poliziſten ſelbſt, bei der Hausſuchung.

Die Familie des Unglücklichen bot Alles auf, ihn aus dem Kerker zu befreien, oder mindeſtens aus den Händen ſeines Todfeindes. War in der That ſeine

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

Schuld ſo offenkundig, ſo hatte die Polizei kein weiteres Anrecht auf ihn, ſondern die judizielle Inſtanz, der Stadtrichter. Ein tragiſches Zuſammentreffen ſpornte noch dieſen Eifer der Verwandten. Das Weib Reinmanns, ohnehin immer kränklich und hinfällig, war einige Tage nach ſeiner Verhaftung an den Folgen des Schrecks und aus Kummer verſchieden. Sie mühten ſich daher doppelt, den beiden verwaiſten Kindern mindeſtens den Vater baldmöglichſt zurückzugeben.

Der Stadtrichter war ihnen dabei behülflich, vielleicht auch nicht ohne äußere Gründe — gleichviel! er beſtand energiſch auf ſeinem Rechte, den Gefangenen ausgeliefert zu erhalten. Der Polizeimeiſter that es gleichwohl erſt dann, nachdem er von den Verwandten fünfhundert Rubel hiefür erhalten.

Die Unterſuchung dauerte kurz. Der Angeſchuldigte wurde, trotz des corpus delicti, freigeſprochen. Das Gericht, hieß es in dem Urtheil, habe gleichwohl die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Mann von dem Charakter und Vermögen Reinmanns ſich unmöglich ſo weit habe vergeſſen können, ſeinem Nachbar ein Säckchen Weizen zu ſtehlen.

Auch dies Urtheil mag, trotz der Unſchuld Reinmanns einiges Baargeld gekoſtet haben; es ging aber nicht anders.

Als der Jude wieder in ſein Haus trat und den Tod ſeines Weibes erfuhr, entlud ſich ſein Schmerz

in heißem, tagelangem Weinen. Dann aber wurde er merkwürdig ruhig, so ruhig, daß es den Kindern und Verwandten fast unheimlich war. „Jetzt will ich erst mein eigentliches Recht suchen," sagte er, und wenn sie ihm sein eigenes weises Sprüchlein vorhielten: „Du wirst Rußland nicht anders machen", so schüttelte er den Kopf und sagte: „In diesem einen Stück muß ich es versuchen, wenn nicht um meinet-, so doch um Gottes willen. Er, der Ewig-Gerechte, soll auch hier nicht zu Schanden werden!"

Was er plante, erzählte er Niemand. Man erfuhr es erst später, daß er habe nach Petersburg gehen und dem Czaren seine Geschichte erzählen wollen.

Ein Zufall, scheinbar günstig, ersparte ihm die Reise. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses sollte in den nächsten Tagen auf seinem Wege aus dem Ausland nach Kiew ein Nachbarstädtchen passiren und daselbst Nachtruhe halten. Dem Großfürsten ging ein guter Ruf voraus; man sagte ihm nach, daß er eben so edel wie energisch sei; man freute sich, daß ihm ein wichtiger Verwaltungsposten in Kiew zugefallen.

Der Ruf trog nicht, das sollte auch Berisch Reinmann erfahren. Es kostete ihn viel Geld und Mühe, noch am späten Abend eine Audienz bei dem hohen Herrn zu erhalten; aber als er vor ihm stand, da

ſchien auch Alles gewonnen. Der junge Prinz hörte ihn trotz der Ermüdung leutſelig an und gerieth in tiefſte Erregung. „Entſetzlich," rief er und rang die Hände; die Thränen traten ihm in die Augen. Seine rein menſchliche Antheilnahme, wie ſein Patriotismus hatten gleichen Antheil an dieſer Erregung. „Ich danke Ihnen!" rief er. „Sie haben Recht, derlei darf die Sonne nicht beſcheinen!" Er notirte ſich Alles ausführlich. „Ich werde den Fall unterſuchen laſſen, ſtrengſtens, ſofort, wenn ich in Kiew anlange.... Ich werde das Gouvernement anweiſen. . . ."

„Das Gouvernement?" fiel ihm der Jude in's Wort. Und er erzählte ihm die Geſchichte von dem Vetter.

Wieder gerieth der Fürſt in tiefſte Erregung. „Das iſt ja furchtbar!" rief er. „Dann ſind ja auch jene Verläumdungen, welche elende Buben im Auslande —"

Er ſtockte. Es übermannte ihn, daß ja dann jene Männer im Exil keine „elenden Buben" ſeien und ihre Anklagen keine Verläumdungen. . . .

Er wendete ſich ab. Dann trat er das gebückte Männchen hart an. „Lügen Sie nicht?" fragte er und bohrte ihm die blitzenden Augen in's Antlitz.

Der Jude hielt den Blick ruhig aus. „Es iſt Alles wahr," ſagte er feierlich. „So wahr, als

mir meine Kinder theuer ſind; ſo wahr als ich hoffe, dereinſt wieder mit meinem Weibe vereinigt zu ſein!"

„Gut!" ſagte der Großfürſt nach einer Pauſe. „Ich werde die Unterſuchung von Kiew aus direkt führen!"

... Drei Wochen waren ſeit dieſer Unterredung vergangen, da erhielt der Polizeimeiſter eines Morgens ein Telegramm aus Kiew, aus der Kanzlei des Großfürſten. Es lautete: „Der Kaufmann Beriſch Reinmann iſt zum Zwecke amtlicher Unterſuchung unter ſtrengſter Bewachung ſofort hierher einzuliefern."

Der Unhold jubelte. Nun hatte er ja ſein Opfer wieder in den Krallen. Das Telegramm legte er ſich ſo aus, daß das Obergericht das freiſprechende Urtheil des Stadtrichters bemängelt habe und die Unterſuchung wegen Diebſtahls neuerdings eröffne.

Er ließ Reinmann verhaften, feſſeln und ſtellte ihm einen Zwangspaß aus: „Inquiſit, von Kiew requirirt." Dann beordnete er zwei Koſaken, die den Unglücklichen von Station zu Station, das heißt: von Gefängniß zu Gefängniß, befördern ſollten. „Beſonders gefährlich," ſchrieb er noch überdies hinein, und um jeden Fluchtverſuch unmöglich zu machen, befahl er auch zugleich, wie die Koſaken den Mann escortiren ſollten: zwiſchen den beiden Pferden, die beiden Arme an die Steigbügel gebunden ...

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

Das war Alles, was er vorläufig für ſeinen Todfeind thun konnte. Aber für deſſen Kinder konnte er mehr thun. Es waren dies ein ſechsjähriger Knabe und ein vierzehnjähriges Mädchen. Die blieben nun ganz verlaſſen, die Mutter war todt, der Vater in Haft. Das Geſetz ſchreibt vor, daß in ſolchen Fällen ſich die Behörde der Verlaſſenen annehmen müſſe. Der Polizeimeiſter nahm ſich ihrer an und verſorgte ſie. Den Knaben ſteckte er in das nächſte griechiſch-orthodoxe Kloſter. Welchem Hauſe er aber das Mädchen anvertraute, das zarte, reine, bisher ängſtlich behütete Kind, das — ſträubt ſich die Feder, niederzuſchreiben . . .

Es dauert lange, bis man von der Grenze nach Kiew kommt, beſonders wenn man die Reiſe in der Art machen muß, wie Beriſch Reinmann. Hätte ihn nicht eine wilde, verzweifelte Energie aufrecht erhalten, er wäre wohl den unſäglichen Mühſalen dieſer Wanderung erlegen.

Endlich, endlich war Kiew erreicht. Zwei Tage ſaß er dort im Kerker da trat am dritten Morgen in aller Frühe ein junger Offizier, ein Adjutant des Großfürſten, in ſeine Zelle.

„Kommen Sie!“ rief er ihm athemlos entgegen. „Der Großfürſt iſt troſtlos über das Mißverſtändniß, deſſen Opfer Sie geworden ſind. Er erwartet Sie in ſeinem Schloſſe!“

„Ein Mißverſtändniß!“ murmelte der gebrochene Mann und ließ die Thränen fließen, die ihm ungeſtüm aus den Augen brachen. Alle Qual hatte er thränenlos ertragen, die jähe Rettung warf ihn faſſungslos nieder.

Auch der Adjutant war erſchüttert. Er geleitete den Wankenden ſorglich zum Wagen und hob ihn hinein. „Der Großfürſt wird Ihnen Alles aufklären,“ ſagte er. „Ich bin überzeugt, Sie werden die glänzendſte Genugthuung erhalten.“

Der Jude nickte ſtumm. „Mein armes Weib wird doch nicht wieder lebendig,“ dachte er, „und was ich gelitten habe, kann mir auch Niemand erſetzen und vergüten.“

Laut aber fragte er: „Gnädiger Herr, wie iſt es zugegangen?“

Der Adjutant konnte es ihm ganz genau erzählen.

„Ein Mißverſtändniß!“ betonte er. Es war in der That nur ein ſolches. Als der Großfürſt in Kiew ankam, erinnerte er ſich ſeines Verſprechens und ließ den Präſidenten des Tribunals zu ſich bitten, um den Fall mit ihm zu berathen. Der Präſident empfahl, den Juden nach Kiew kommen zu laſſen, um vor Allem ein ſicheres Subſtrat der Anklage zu gewinnen und ferner, weil dieſer Hauptzeuge hier unbeeinflußt bleiben könne. Denn er erinnerte ſich aus ſeiner Praxis manchen Falles, wo derartige Unterſuchungen zu keinem

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

Reſultate geführt — man hätte nämlich inzwiſchen auf die Beſchädigten durch Drohungen oder Geld ſo energiſch eingewirkt, daß ſie ſich urplötzlich nicht mehr für beſchädigt erachteten. Der Großfürſt meinte, er glaube nach dem Eindruck, den ihm der Mann gemacht, wohl nicht an eine ſolche Gefahr, ſtimme aber im Uebrigen zu, daß er hierher gebracht werde.

In ſeinem Eifer übernahm er es ſelbſt, dies zu veranlaſſen, und ſagte ſeinem vortragenden Rath: „Sorgen Sie dafür, daß der Kaufmann Beriſch Reinmann aus B. ſich baldmöglichſt hier einfindet.“ Aber ein vortragender Rath führt natürlich ſolche Aufträge nicht ſelbſt aus. Er ſagte darum einem der Departements-Chefs der Kanzlei: „Der Großfürſt wünſcht, daß der Kaufmann ꝛc. baldmöglichſt hierher gebracht wird. Sie bürgen mir für die genaue Ausführung, es iſt eine Amtsſache.“ Worauf der Departements-Chef ſeinem Secretär auftrug: „Laſſen Sie den Kaufmann ꝛc. ſofort unter allen Vorſichtsmaßregeln und ſtrengſter Bewachung zum Zwecke amtlicher Unterſuchung hierher ſchaffen.“ Der Secretär aber wendete ſich natürlich ſofort telegraphiſch an jene Behörde, welcher die Vollziehung ſolcher Aufträge für ihren Sprengel oblag, an das Polizei-Amt von B.

Der Jude ſchwieg, als ihm der Adjutant dieſe Geſchichte auf dem Wege zum Schloſſe erzählte, und nickte nur immer, als verſtünde ſich Alles von ſelbſt,

was da geſchehen, und als müßte er es billigen. Dann, nachdem er eine Weile mit geſchloſſenen Augen dageſeſſen, ſchlug er ſie plötzlich voll auf und ſagte mit lauter, harter Stimme einen hebräiſchen Spruch vor ſich hin.

„Was heißt das?“ fragte der Offizier.

„Ein Spruch unſerer Väter,“ war die Antwort. „Ueberſetzen läßt er ſich ſchwer.“

Dieſer Spruch aber, einer der düſteren, dunklen Sätze der Kabala, lautete: „Aus Fluch wird Fluch und aus Sünde wird Sünde bis in's letzte Glied. So aber die Sünder fühlen, daß ihr Maß voll iſt, und ihnen grauet vor Gottes Gericht und ſie wollen büßen und ſühnen, ſo wird Er ihren Verſtand verwirren und aus der Sühne wird wieder Sünde werden, auf daß ſich an ihnen erfülle, was ſie verdient.“

Der Großfürſt empfing ihn freundlich und doppelt freundlich, als er ſah, wie furchtbar der Unglückliche ſich in den wenigen Wochen verändert. „Es ſoll Ihnen Gerechtigkeit werden,“ verſprach er und hielt auch ſein Wort, ſo weit er konnte.

Acht Tage ſpäter ſtand der abgeſetzte Polizeimeiſter in Kiew vor dem Großfürſten. Auch der Jude war zugegen. Anfangs leugnete der Mann heftig, je Erpreſſungen geübt zu haben und „hielt es unter ſeiner Würde, ſich gegen einen ſolchen notoriſchen Dieb zu

vertheidigen.“ Aber mitten während des Verhörs wurde dem Großfürsten ein Telegramm überbracht, welches eben aus B. eingelangt. Die Poliziſten hatten dem dorthin entſendeten Unterſuchungs-Commiſſär geſtanden, daß ſie jenes Säckchen mit Getreide vom Polizeimeiſter vor der Hausſuchung erhalten und mitgenommen, um es dann geſchickt im Keller zu „finden“.

Da leugnete der Elende nicht mehr, ſank in die Kniee und winſelte um Gnade.

Schon zwei Tage darauf ſtand er vor den Richtern. Reinmann wohnte der Verhandlung auf der Zeugenbank bei.

Die Prozedur war kurz. Das Urtheil lautete auf zwanzigjährige Zwangsarbeit in den ſibiriſchen Bergwerken und Erſatz der erpreßten Summen an Reinmann.

Nach der Publication erbat ſich der Ruchloſe das Wort. Er ſagte: „Ich weiß, daß es keine Appellation gegen das Urtheil gibt und nehme es an. Um aber dem hohen Gerichtshofe zu beweiſen, daß ich im Grunde meines Herzens doch ein guter Menſch bin, will ich den Juden hier aus der Beſorgniß reißen, die ihn gewiß um ſeiner Kinder willen erfüllt. Ich habe gut für ſie geſorgt, mein Herzensfreund!“

Der Jude beugte ſich zitternd vor und heftete ſeine Augen in Todesangſt auf das Antlitz des Feindes.

„Sehr gut!“ fuhr dieſer langſam fort. „Was zunächſt Deine Tochter betrifft, ſo habe ich ſie zu

einer Frau gegeben, die ſich bereits manches vereinſamten jungen Mädchens angenommen hat, zur alten Iwanowna — Du kennſt ſie, Beriſch?“

Er kannte ſie. Seiner Bruſt entfuhr ein Schrei, ſo wild, ſo ſchrill, daß die Richter entſetzt von ihren Sitzen auffuhren . . .

„Und was Deinen Sohn betrifft,“ fuhr der Unhold fort, „ſo mußt Du mir gleichfalls dankbar ſein! Er wird nicht in der Hölle braten wie Du, ungläubiger Jude! Die hochwürdigen Mönche haben ihn getauft, er wird in Chriſti Reich eingehen!“

Da griff ſich der Unglückliche an's Herz und ſank ohnmächtig zu Boden. —

Man fürchtete anfangs, er werde wahnſinnig werden oder ſterben vor Schmerz. Aber das Menſchenherz kann mehr erdulden, als man gewöhnlich glaubt. Beriſch Reinmann blieb leben.

Der Großfürſt ſorgte dafür, daß ihm die Tochter ſofort zurückgegeben werde. Den Sohn konnte auch er dem Vater nicht zuwenden, hier hatte ſeine Macht ihre Grenze. Wer in den Schooß der herrſchenden, rechtgläubigen Kirche in Rußland aufgenommen worden, darf ihr nicht wieder entzogen werden. Schon der Verſuch iſt ein Capitalverbrechen, welches mit dem Tode beſtraft wird — noch heute!

Beriſch Reinmann blieb in B., weil ſie ihm die Tochter ſterbenskrank in's Haus gebracht, und harrte

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

ihrem Tode entgegen. Er wußte, daß ſie nicht geneſen könne — ſie hatte zu Furchtbares erduldet ... Nach ihrem Tode überſiedelte er nach Czernowitz. Das iſt die Geſchichte von meinem Onkel Bernhard.

Digitized by Google

Martin der Rubel.

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

Als ich unſeren Martin zum erſten Male ſah, trug er nur ein Hemde, noch dazu kein reines, denn es war Freitag und er wechſelte es nur jeden Sonntag Morgens. Als ich ihn zuletzt ſah, im Frühling 1877, war er ſehr elegant gekleidet, hatte einen feinen Pelz aus Edelmarder und obendrein die Verdienſtmedaille, den Stanislaus- und den Takova-Orden. Freilich lagen zwanzig Jahre dazwiſchen, aber es weiſt doch immer auf beſondere Fähigkeiten, wenn man als achtjähriger Knabe nur ein Hemde an hat und als achtundzwanzigjähriger Mann ſo viele ſchöne Sachen.

Beſondere Fähigkeiten? Ja wohl! Aber nicht Fähigkeiten des Geiſtes, ſondern des Charakters. Ich denke, es iſt der Mühe werth, von dieſer Carrière zu erzählen. Nicht um des Martin Barſczynski willen

HARVARD COLLEGE LIBRARY · WIDENER LIBRARY

— bewahre! Aber es gibt ſehr Viele, wie er iſt. Wie viele, weiß freilich außer Gott nur die ruſſiſche Geheimpolizei.

Beginnen wir mit dem Ei der Leda, was diesmal den hochwürdigen Herrn Konſtantin Barſczynski bedeutet. Der Name heißt zu deutſch „Suppenmann“, aber „nomen — omen!“ das läßt ſich da wahrhaftig nicht ſagen! Der Herr Konſtantin war der Sohn armer ruthenischer Bauersleute aus der Vorſtadt Wygnanka bei Barnow. Mit Schlägen und Hirſebrei ward er aufgezogen und gerieth durch einen Zufall, ſtatt als Schafhirt auf die Haide, als Fibelſchütz auf die letzte Bank der polniſchen Kloſterſchule, wo man die Ruthenen duldete. Das war aber eine unangenehme Gegend, die Wetterregion, wo ſich die Schläge der Mönche entluden. Nachdenklich rieb ſich der junge Bauernlümmel ſeinen Rücken und — ſaß plötzlich in der vorderſten Bank. Er war Pole geworden und wollte eben zum römiſch-katholiſchen Ritus übertreten, als ſich der griechiſch-unirte Seelſorger von Wygnanka in's Mittel legte und ſeinem Ritus das Schaf zu retten ſuchte. Das war leicht, denn Konſtantin bedang ſich nur aus, daß man ihn durch acht Jahre im Gymnaſium zu Tarnopol erhalte. Dies ſchien wirklich ein beſcheidener Preis für eine unſterbliche Seele und das Geſchäft ward abgeſchloſſen. Konſtantin blieb griechiſch und ein Ruthene, kam nach

Tarnopol und ſaß da acht Jahre. Damit iſt zugleich ſeine Hauptthätigkeit während der Schulzeit erwähnt. Daneben bemühte er ſich, die ſo nöthige Verbindung zwiſchen Lehrern und Schülern herzuſtellen, indem er erſteren mittheilte, was ſie von letzteren intereſſiren konnte. Und neben dem Sitzen und Denunciren betrieb er endlich auch ſeine Studien, aber langſam und ohne unerſättlich zu ſein.

Im Gegentheil! er war darin ſehr genügſam, theils weil ſeine Hauptthätigkeiten ihn hinderten, theils weil er trotz aller Liſt ein dummer Junge war. Auch wollte er ja nur Theologie ſtudiren und war wohl der Anſicht, daß das Wort Gottes durch eigene Kraft auch im dunkelſten Hirn genügend leuchte. Jedenfalls brauchte man damals als künftiger Theologe keine Maturitätsprüfung zu machen. So kam denn Konſtantin ins Seminar zu Przemyſl und that, was er früher gethan: er ſaß ſehr viel, denuncirte viel und ſtudirte wenig. Als aber die Zeit der Prüfungen heranrückte, da dachte Konſtantin reiflich nach und beſchloß, wenn auch mit einigem Widerſtreben, ſich in die Nichte eines einflußreichen Domherrn zu verlieben. Dieſe Leidenſchaft fachte er mit zäher Ausdauer in ſeinem Herzen an und es gelang ihm, obwohl eine ſtarke Willenskraft dazu nöthig war, denn das Mädchen war häßlich, aber arm; alt, aber es hatte einen ſchlechten Ruf. Endlich, vier Wochen vor der Prüfung,

HARVARD COLLEGE LIBRARY - WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

konnte Konſtantin ſein Herz nicht mehr bezähmen, er geſtand dem Mädchen ſeine Liebe. Sie war erſtaunt, ſprach aber mit dem Domherrn; dieſer war erſtaunt, ſprach aber mit den Examinatoren; die Herren waren erſtaunt, ließen aber den Konſtantin durch, obwohl er auf die Frage nach dem Concil zu Nicaea nichts zu erwidern wußte, als nach vielem Nachdenken: „Heilige Väter waren dort, welche lange beiſammen geſeſſen ſind!“ Das war wenigſtens nicht unrichtig und der Candidat wurde approbirt.

Gleich darauf verließ ihn ſeine Willenskraft, mit der Willenskraft die Liebe und als ehrlicher Mann ſchrieb er dem Mädchen offen, wie es nun um ſein Herz ſtehe. Schrieb's, wartete die Antwort nicht ab und ging nach Tarnopol, ſich um eine Pfarre zu bewerben. Dort lebte ein Mann, der zwar arm war, aber ſehr vielen Einfluß und eine erwachſene Tochter hatte. Das Mädchen war jung, hübſch, aber es hatte bereits geliebt und der Beweis hiefür war ſchon anderthalb Jahre alt. Nun — Konſtantin hatte keine deutſchen Dichter geleſen, alſo auch Hebbels „Maria Magdalena“ nicht; der Mann „konnte darüber hinaus“, er heirathete das Mädchen und ſollte eben eine ſtattliche Pfarre erhalten, als von Przemyſl her das Wetter anzog und des Domherrn Nichte ſich über ihm entlud. Die Heirath war nicht mehr rückgängig zu machen, aber Konſtantin erhielt wenigſtens die er-

bärmlichſte Pfarre im Lande. Das war ein verhungertes Haidedörfchen an der Grenze, welches bezeichnend genug „Czortówka“ heißt, „Teufelsörtchen“. Da ſaß nun der hochwürdige Barſczynski und außer einem jährlichen Familienzuwachs gewann er geringes Beſitzthum, und außer der Suppe im Namen war wenig Eßbares im kleinen, moderigen Pfarrhäuschen auf der Haide . . .

Es ging ihm aber auch ſonſt recht ſchief. Der ruthenische Landclerus beſteht aus braven, ehrenhaften Männern, welche es übel aufnehmen, wenn Einer aus ihrer Mitte ſich ſo ſtark über Herzensempfindungen täuſcht, wie Konſtantin in Przemyſl, oder ſo leicht über eine Kleinigkeit hinwegſetzt, wie Konſtantin in Tarnopol. Der Hochwürdige in Czortówka war ein Verpehmter, und ſeine Amtsbrüder verkehrten nur ſo viel mit ihm, als ſie mußten. So war er denn auf ſeine Bauern angewieſen; aber auch dieſe wichen ihm aus, wo ſie konnten. Sie mußten ſich von ihm taufen und copuliren laſſen, und wenn er ſie dabei aus Leibeskräften ſchindete, ſo mußten ſie es ertragen; aber dafür noch ein freundliches Geſicht zu zeigen, hielten ſie für überflüſſig. Im Pfarrhauſe ſelbſt aber gab es wohl viele Abwechslung, denn bald prügelte Konſtantin ſein Weib, bald das Weib ihn, jedoch gewährte dies, bei Lichte beſehen, auch nur geringe Freuden. So hatte Konſtantin ſchließlich nur einen einzigen Freund

und Tröſter, den Schnaps. Aber Schnaps koſtet Geld und wenn ein armer Pfarrer trinkt, ſo hungern Weib und Kind und ſein Erſtgeborener hat ſelbſt im achten Jahre kein anderes Bekleidungsſtück als ein Hemde . . .

Damit iſt erklärt, warum Martin Barſczynski zum erſten Male, da ich ihn ſah, nur eben ein Hemde trug. Ich bin ſein Altersgenoſſe und war alſo damals nicht zu ſcharfer Beobachtung geeignet; gleichwohl fiel mir dieſe geringfügige Bekleidung auf und ich faßte ſie von meinem erhabenen Standpunkte aus ſcharf in's Auge. Dieſe Erhabenheit iſt ſowohl moraliſch als körperlich zu nehmen, denn erſtens trug ich damals mehr als ein Hemde, ſogar einen neuen Frühlingsanzug; zweitens ſaß ich in der Kutſche meines Vaters, welcher in Erfüllung ſeiner Amtspflicht nach Czortówka gekommen war und mich an dem wunderſchönen Frühlingstage mitgenommen hatte. Da ſaß ich denn vergnüglich in der Kutſche, während er im Dorfe ſeinen Kranken nachging, und bewunderte den Martin und ließ mich von ihm bewundern. So glotzten wir Buben uns eine lange Weile an, bis ich endlich fragte: „Du, warum trägſt du keine Hoſen?“ Er ſchaute mich erſtaunt an, ſteckte den Finger in den Mund, ſog daran, doch war offenbar die Antwort nicht darin, denn plötzlich fragte er: „Warum trägſt du Hoſen?“ Nun war ich ſehr verblüfft und meinte zaghaft, das thäten

ja Alle. Aber Martin ſchüttelte den Kopf. „Nur die Männer!“ ſagte er. „Mein Vater trägt auch welche.“ — „Wer iſt denn dein Vater?“ fragte ich. Er zuckte die Achſeln und deutete über den Rücken mit dem Finger nach dem Pfarrhauſe. „Dort!“ ſagte er geringſchätzig. Und dann fügte er raſch hinzu: „Er iſt heute wieder beſoffen!“ — „Warum?“ — „Weil geſtern eine Leiche war.“ Der Zuſammenhang war mir nicht ganz klar, aber ich kam nicht dazu, mich darüber zu inſtruiren, denn Martin fuhr mit großer Entſchiedenheit fort: „Was er geſtern verdient hat, verſäuft er heute. Mein Vater iſt ein Lump. Meine Mutter ſagt es immer. Meine Mutter ſagt, daß mein Vater nicht blos ein Lump, ſondern auch ein Schurke iſt. Ein Schurke ſein, ſagt meine Mutter, kann nicht Jeder, dazu muß man Verſtand haben. Der Vater, ſagt ſie, iſt ein dummer Schurke. Der Vater, ſagt ſie — o weh! . . .“

Der letztere Ausruf war wohlbegründet. Unſer Kutſcher Fedko, ein ältlicher, ſchweigſamer Menſch, welcher bei den Pferden ſtand und bisher langſam, aber nachdrücklich die Peitſche hin- und hergeſchwungen, hatte damit plötzlich das Hintertheil des Knaben fein, aber gut getroffen. Heulend lief Martin davon und rieb ſich die Stelle.

„Der junge Hund,“ murmelte Fedko grimmig, „ja, ja, Unkraut trägt keine Roſen!“

HARVARD COLLEGE LIBRARY - WIDENER LIBRARY

Das war meine erste Begegnung mit unserem Martin und sie blieb mir in Erinnerung, schon deshalb, weil sie auch für mich eine kleine Unannehmlichkeit im Gefolge hatte. Denn Fedko erzählte meinem Vater von unserer Unterredung und der nahm sie mir gewaltig übel. „Mit bösen Buben sprichst du mir nie wieder," verbot er kategorisch.

Aber — das Verbotene reizt. Als ich ein Jahr später den Martin auf dem Wochenmarkte zu Barnow gewahrte, machte ich mich doch wieder an ihn. Ich hatte ihn sofort erkannt, obwohl er viel prächtiger auftrat, als damals in Czortówka. Er trug eine Hose, noch mehr: Stiefel, Rock und Hut, freilich Alles sehr schäbig und defekt. Die Veränderung reizte meine Neugier, ich ging näher und schaute ihn an. Auch er erkannte mich sofort und streckte mir zur Begrüßung die Zunge entgegen. Dann aber sagte er stolz: „Siehst du — Hosen! Auch Stiefel! Jetzt weiß ich auch, warum ich damals nur ein Hemde getragen habe: Weil wir kein Geld gehabt haben, der Vater hat Alles versoffen. Jetzt säuft er auch noch, aber der Pfarrer von Wolowce ist gestorben und mein Vater versieht die Pfarre und verdient viel Geld. Lange wird aber die Freude nicht dauern. Die Mutter sagt immer: der Vater hat viele Feinde, der Vater ist dumm und schlecht — man wird ihm die gute Pfarre nicht lassen. Mein Vater — o weh! —"

Es ist nicht Willkür, wenn ich auch diese zweite Rede unseres Martin mit einem Weheruf schließen lasse. Ich gebe nur der Wahrheit die Ehre, es hat sich wirklich so begeben. Diesmal war freilich nicht unser Fedko zur Hand, aber eine blasse, magere Frau in altmodischer, verblichener Kleidung, die Mutter, welche plötzlich ihre knochigen Finger um das Ohr des Knaben krallte. Er lief davon, sie ihm nach, ich hinterdrein. Aber im Gewühle des Marktes kamen sie mir aus dem Gesichte.

Zwei Jahre später, im September, sollte ich den Knaben wiedersehen. Es war auf dem Platze vor dem Gymnasium zu Czernowitz und in einer Stunde, welche für mich sehr wichtig war. Da stand ich mit Papier und Tintenfaß, Lineal und „Faullenzer" gerüstet und harrte zitternd mit zahlreichen Schicksalsgenossen der schriftlichen Aufnahmsprüfung in die Parva entgegen. Und unter diesen Genossen war auch Martin Barsczynski. Er hatte einen neuen Anzug, sogar eine Pelzmütze, welche sehr bewundert wurde, und trat darum stolz auf. Ich war sehr erstaunt, der Bursche hatte nichts gelernt, wie konnte er es wagen, sich dieser Prüfung zu unterziehen, welche damals in meinen Augen die strengste war, die überhaupt denkbar ist. Aber Martin war guten Muthes, er sprach sogar deutsch, freilich just nicht flüssig.

„Gut Kopf," sagte er, „Professor nicht hinaus-

werfen. Schlecht deutſch — macht nix.“ Dann aber erzählte er mir im gewohnten Ruthenisch, er habe in den beiden letzten Jahren fleißig gelernt und ſei nun reif, das Gymnaſium zu beſuchen. Man habe ihn nach Czernowitz geſchickt, obwohl da ein deutſches Gymnaſium ſei, weil die Mutter Verwandte im Orte habe. „Alſo hat dein Vater jetzt Geld?“ fragte ich. — „Freilich!“ erwiderte er ſtolz. „So einen Haufen!“ — „Hat er alſo die Pfarre in Wolowce?“ fragte ich. — „Bah!“ ſagte Martin verächtlich, „wir haben ſie nicht bekommen, aber wozu brauchen wir das? Man kann auch in Czortówka gut leben, wenn man viel Geld hat. Und Geld haben wir jetzt — Rubel, Bruder, Rubel.“ — „Ah!“ rief ich erſtaunt. Denn ich wußte, daß ein Rubel noch mehr ſei, als ein ganzer Gulden. „Und wer gibt Euch die Rubel?“ fragte ich. — „Ein Herr hinter der Grenze,“ war die ſtolze Antwort. Aber gleich darauf fügte der kleine Hallunke verächtlich hinzu: „Gewiß ein Eſel, ſagt die Mutter. Denn wenn er kein Eſel wäre, ſagt ſie, ſo würde er einem Kerl, wie meinem Vater, kein Geld geben!“

Hier ſchloß die Unterredung. Denn in der Thüre des Gymnaſiums erſchien der gute, alte Onufri, der Schuldiener, und lud uns ein, in den Prüfungsſaal zu treten. Und während wir ſo zaghaft an ihm vorbeidefilirten, wurde er nicht müde, uns zu verſichern,

daß die Profeſſoren Lang und Reſſel gute Menſchen ſeien, und daß bei dieſer Prüfung ſelten Jemand durchfalle. Es ſind viele Jahre her, Lang iſt todt, Reſſel iſt todt, der alte Onufri iſt todt, aber noch heute ſehe ich ſein rothes, gutmüthiges Geſicht, wie es uns Muth zuſchmunzelt. Und noch heute höre ich's, wie mir Martin wieder deutſch radebrechend ſagt: „Wenn hier man hinauswirft — nach Rußland gehen — ich!“ O Martin, das war für dein ganzes Leben ein prophetiſches Wort! . . .

Ich weiß nicht, ob wirklich bei dieſer Prüfung ſelten Jemand durchfällt; Thatſache iſt, daß Martin und ich durchkamen und im erſten Semeſter neben einander ſaßen. Ich kann nicht ſagen, daß mich dieſe Nachbarſchaft ſehr entzückte. Der Burſche war ganz geſcheidt und wußte ſich angenehm zu machen, aber das Blut ſeines Vaters regte ſich in ihm. Wenn er von einem unſerer harmloſen Streiche Wind bekam, ſo ließ es ihm keine Ruhe, er mußte zum Ordinarius. Dieſer, ein gutes, kleines Männchen — Prammer hieß er — pflegte die Schuldigen ſtets zu ſtrafen, aber ſtets begann er auch: „Wie mir ein erbärmlicher Kerl, ein Spion erzählt hat . . .“ Darauf riefen wir ſtets, wie aus einem Munde: „Barſczynski!“ Das ging einige Monate fort, bis der Junge einmal von einigen Mitſchülern ſo grimmig durchgeprügelt wurde, daß er einige Tage nicht zur Schule kommen

HARVARD COLLEGE LIBRARY - WIDENER LIBRARY

konnte. Als er endlich zu mir kam, ſich das Vorgetragene einzeichnen zu laſſen, war er ſehr zerknirſcht. „Mein Vater," jammerte er, „hat mir geſagt, daß ich Alle verrathen muß, weil ich mich dadurch beliebt mache. Und meine Mutter hat mir geſagt: du wirſt ein Schurke, wie der Vater, werde wenigſtens ein geſcheidter Schurke." Damals lachte ich darüber, heute überläuft es mich kalt, wenn ich an dieſe Bekenntniſſe eines Kindes denke. Und darum glaube ich auch Recht gehabt zu haben, wenn ich die Geſchichte dieſes Ritters vom Takova-Orden vom Ei der Leda begonnen.

Damals erzählte er mir auch Näheres über die Rubel. „Da kommt einmal, weißt du, ein Herr zu uns auf Beſuch, ein feiner Herr in einem Zobelpelz und mit Brillengläſern. Der Vater kennt ihn nicht, aber wie er ſeinen Namen ſagt, wird er ſehr freundlich. Der Herr ſpricht mit dem Vater, bleibt bis zum Abend. Die Mutter ſchickt mich um Wein und Fleiſch in's Wirthshaus; ich bin ſehr erſtaunt, frage: wozu? Die Mutter: zum Nachtmahl! Ißt man denn auch zum Nachtmahl Fleiſch? frage ich. Geh', befiehlt ſie. Und wie ich zurückkomme, fängt ſie an zu kochen und zu braten. Es iſt vielleicht Schwindel, ſagt ſie, und wenn kein Schwindel, ſo iſt es eine Schurkerei, aber ein Nachtmahl kann man d'ran wagen. Ich ſchleiche mich zu des Vaters Thür, horche, was er mit dem

Herrn ſpricht. Der hält dem Vater eben eine lange Rede, ich verſtehe aber kein Wort davon. Wie er fertig iſt, lacht der Vater: Gut, das ſind ſo Redensarten, aber die Sache iſt ſehr gefährlich, was bieten Sie? — Gefährlich?! nicht im Geringſten! erwidert der Herr und dann reden ſie wieder miteinander, ohne daß ich ein Wort verſtehe. Plötzlich höre ich: Tauſend Rubel! — aber da iſt auch ſchon die Mutter da und prügelt mich von der Thüre weg."

Ich machte mir damals nicht viele Gedanken über dieſe Erzählung, auch in den nächſten Jahren nicht. Je mehr Martin heranwuchs, um ſo weniger ſprach er von dieſen Geſchichten, erzählte auch nicht wieder, was die Mutter über den Vater zu ſagen pflegte. Im Uebrigen blieb er ſich gleich: der Denunciant und darum der Prügelknabe der Klaſſe. Seine Verſuche, ſich populär zu machen, pflegten ein klägliches Ende zu nehmen. Dies mochte ihm aber doch mit der Zeit unangenehm geworden ſein und in jener wichtigen Periode unſerer Entwicklung, da wir aus dem Unterin's Obergymnaſium traten, ging eine Wandlung mit ihm vor. Er wurde keck und trotzig auch den Lehrern gegenüber. Und da Knaben nichts lange nachtragen, ſo galt er bald als Haupthahn der Schule, beſonders unter ſeinen Landsleuten, den Ruthenen. Denn urplötzlich hatten ſich dieſe als eine beſondere Fraction zuſammengethan.

Seltsame Dinge begaben sich damals an unserem Gymnasium. Wer über mich die Achseln zuckt, daß ich dem Leser Zeit und Lust zumuthe, verschollene Schulgeschichten anzuhören, thut mir ein wenig Unrecht. Das „Gymnasium Czernovicense germanicum“, lange Jahre auf hunderte von Meilen die einzige deutsche Anstalt des österreichischen Ostens, war keine gewöhnliche Schule. Die Geschichte ihrer Schicksale und Stimmungen ist in nuce die Geschichte des vielgerühmten, vielgeschmähten „Culturtragens nach Osten“. Hart rangen Licht und Finsterniß um ihren Besitz, das Licht deutscher Cultur, die Finsterniß engherzigen Dünkels kleiner Nationalitäten. Sie ward gegründet, als noch der Josefinismus in unseren Gauen nachklang, als man noch von einem deutschen Culturstaat Oesterreich träumte. Damals wurde allüberall, die italienischen Provinzen ausgenommen, in lateinischer und deutscher Sprache tradirt. Ein halbes Jahrhundert später stand nur noch das Czernowitzer Gymnasium unverändert aufrecht, die Gymnasien in Galizien, Ungarn, Siebenbürgen, in Kroatien, Dalmatien und Krain, in Südtirol und im czechischen Böhmen hatten die Landessprache acceptiren müssen. Wer allein gegen den Wind steht, muß manchen harten Stoß erdulden. Das Gymnasium erhielt sich deutsch, einerseits, weil sich die Deutschen der Bukowina hiefür einsetzten, andererseits, weil der Ruthene und

Rumäne es einander nicht gönnten. Die Regierung schützte es wohl auch, aber sie allein hätte es nicht wahren können, so wenig, als ihr dies anderwärts gelungen. So ist das Geschick dieser Schule typisch für das Geschick deutscher Cultur im Osten: sie blüht nur da, wo Deutsche selbst für sie eintreten, und die gegenseitige Eifersucht die Gegner im Schach hält. Der Kampf um die Anstalt begann 1860 und setzte sich bald heimlich, bald offen, bis zu dem Tage fort, da die deutsche Universität Czernowitz gegründet und damit diese Culturfrage auf Jahrzehnte hinaus entschieden ward. In meine und Martins Schuljahre fielen die ersten Kämpfe. Im Lande selbst blühte noch anscheinend tiefer Friede. Anders in unserem Schulzimmer. Es war schwer zu sagen, wie er gekommen, aber plötzlich war der nationale Hader da. Ruthenen und Rumänen standen sich schroff gegenüber, verblüfft blickten die Deutschen d'rein und thaten sich endlich zu einer dritten Gruppe zusammen. An den Kämpfen zwischen der lateinischen und slavischen Raçe nahmen wir nicht Theil, kämpften überhaupt nur dann, wenn „beide Frieden machten und uns selbst am Schopf erwischten." Aber selbst in Friedenszeiten bot damals so ein Czernowitzer Schulzimmer einen sehr sonderbarlichen Anblick. In dem einen Winkel hockten die Ruthenen und sangen: „He, Ihr Slaven, he! noch immer Starb nicht unseres Volkes Ruhm!" im andern

HARVARD COLLEGE LIBRARY - WIDENER LIBRARY

Digitized by Google

ſangen die Rumänen: „Theures Land, das Schönheit kleidet, O du liebe Moldau mein!“ und im dritten ſtanden wir Deutſchen und — ſtritten darüber, was wir ſingen ſollten: ob „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ oder die Volkshymne?! Wir konnten es nicht entſcheiden und blieben darum gewöhnlich ſtumm. Ach! wie oft habe ich ſpäter an dieſe Schulſtunden denken müſſen! Beſonders in der ſchönen Zeit vom Februar bis zum November 1871 und dann von 1879 ab, in der Aera der „Verſöhnung“.. Da blieben und bleiben auch wir erwachſenen Deutſchen gegenüber dem Geheul der Andern ſtumm, weil wir es unter einander nicht entſcheiden können, ob wir die öſterreichiſche Hymne anſtimmen ſollen oder das Lied vom deutſchen Vaterland! . . . .

Die unerhörte Wandlung hätte natürlich auch dann unſeren Lehrern auffallen müſſen, wenn ſie nicht in directe Mitleidenſchaft gezogen worden wären. Doch war auch dies der Fall. Da denuncirte ein Ruthene einen rumäniſchen Lehrer, daß er die „Slaven“ beſchimpft, da zeigte ein Rumäne den deutſchen Lehrer Lang an, daß er ſich über die „jetzigen Römer“ luſtig gemacht. Das führte natürlich zu langwierigen Vernehmungen, Unterſuchungen und Protokollen, welche die Aufregung nur noch mehr ſteigerten. Vergeblich ſtrich unſer Director Wolf ſeinen langen Schnurrbart und wetterte: „Unfug! Unfug, der nicht geduldet

werden darf!“ Der nationale Hexensabbath ließ sich weder durch seinen Schnurrbart, noch durch sein Lieblingswort vertreiben. Und vergeblich suchte er auch dahinter zu kommen, wie die Bewegung entstanden. Die Ruthenen meinten, die Rumänen hätten angefangen, und die Rumänen, daß die Ruthenen begonnen. Das Erstere klang wahrscheinlicher. Die Ruthenen waren ja überall, in Oesterreich, wie in Rußland, stumme Dulder, welche hier unter der Faust des Polen, dort unter der Knute des Moskowiters, unterducken mußten. Aber andererseits sind auch die Rumänen der Bukowina just keine aggressiven Naturen. Dachte man reiflicher darüber nach, so mußte man zugeben, daß hier das Unwahrscheinliche wahr geworden. Die Ruthenen waren bisher in der That „Karnickel“ gewesen, aber gleichwohl hatte es sich hier erfüllt: „Karnickel hatte angefangen!“

Diese seltsame Erscheinung hatte auch eigenthümliche Ursachen. Selbstverständlich offenbarte sie sich nicht blos an unserer Schule oder in der Bukowina überhaupt, sondern noch weit mehr in Galizien. Überall, wo Ruthenen wohnten, war, mindestens in Einzelne, ein neuer, fremder Geist gefahren: Kampflust, nationaler Stolz, und, was das Bedenklichste war, Abneigung gegen das Staatswesen, dem sie bisher wahrlich die treuesten Bürger gewesen. Die große Masse des Volkes, die Bauernschaft, blieb freilich dieser

Strömung fern; dieſelbe ergriff nur die Intelligenz: Lehrer und Popen.

Eigenthümliche Urſachen, wie geſagt, hatten das herbeigeführt. Bis zum Jahre 1860 hatte die öſterreichiſche Regierung die Ruthenen leidlich geſchützt, oder, mit anderen Worten, ſie hatten keinen ſchlimmeren Druck zu erdulden, als Deutſche, Polen und Rumänen. Das hatte ſich ſeit den Tagen des Oktoberdiploms gewandelt. Die Reaction hatte im Oſten die Politik verfolgt, ein Volk durch das andere im Schach zu halten — die Verfaſſung gab dort ein Volk dem andern Preis. Nicht etwa de jure, auch keineswegs abſichtlich, aber de facto geſtaltete es ſich ſo. Den Barbaren Halb-Aſiens war die Verfaſſung, die conſtitutionelle Freiheit an ſich höchſt gleichgiltig, ideale Güter hatten für ſie keinen Werth. Nur der Deutſche ſteht in Oeſterreich ſo hoch, die Freiheit um der Freiheit willen zu lieben. Mit den übrigen Stämmen mußte man feilſchen, um ſie zu Anhängern der Verfaſſung zu machen. Speciell in Galizien ſtand nun die Frage ſo: entweder ſtützte ſich die Regierung auf die Ruthenen, Deutſchen und Juden, und dann blieben die Polen wie bisher gegen ſie in Oppoſition, oder ſie ſtützte ſich auf die Polen und gab ihnen die genannten drei Stämme preis. Die Entſcheidung konnte anſcheinend gar nicht zweifelhaft ſein. Polniſch waren nur die Städte Weſtgaliziens, der Kleinadel und ein

Bruchtheil der großen Grundbesitzer, gegen die Polen das gesammte Ostgalizien und im Westen der Bauernstand. Niemand konnte sich also einer Täuschung darüber hingeben, welche der beiden Parteien mächtiger sei. Hiezu kam die Art, in welcher sie sich zur Verfassung stellten. Die Deutschen Galiziens jubelten ihr entgegen, ebenso die Juden, weil sie ihnen endlich die vollen Bürgerrechte gewährte. Was die Ruthenen betrifft, so kamen sie ihr gleichfalls, wenn nicht begeistert, so doch sympathisch entgegen. Diese drei Stämme forderten auch keinerlei besondere Concessionen, sie stimmten darin überein, daß die Verfassung allen Völkern gleich viel gewähren müsse, wie die Reaction bisher Allen gleich wenig gewährt. Anders die Polen. Sie machten kein Hehl aus ihrem tödtlichen Hasse gegen den von Schmerling vertretenen Centralismus, sie erklärten ausdrücklich, sie würden die Verfassung nur dann acceptiren, wenn man vorher ihre Wünsche erfülle. Und der geforderte Preis war kein geringer! Sie verlangten nicht etwa Gleichberechtigung, sondern Herrschaft, unbedingte Herrschaft ihrer Nationalität in Schule und Amt! Sie bemäntelten nicht einmal diese brutale Forderung, mit frechstem Cynismus ward sie ausgesprochen. Und die Regierung? Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein, wiederhole ich, aber wir leben im Reiche der Unwahrscheinlichkeiten — die Regierung entschied sich für die Polen!

Warum? Weil an der Spitze der Landesverwaltung ein Mann ſtand, deſſen Verbindungen einflußreicher waren, als Vernunft und Gerechtigkeit: Graf Goluchowski! Und ferner: weil wir Deutſchen in Oeſterreich nun einmal die traurige Gewohnheit haben, uns gar ſo leicht imponiren zu laſſen. „Verderben wir es mit den Polen nicht“, dachte man in Wien, „die anderen drei Nationalitäten des Landes ſind ja ohnehin verfaſſungstreu“. Daß es eine Sünde gegen den Geiſt jeder liberalen Verfaſſung ſei, drei Nationalitäten ſchuldlos dem Terrorismus der vierten auszuliefern, daß eine ſolche Vergewaltigung auch gerade nicht geeignet ſei, in der Verfaſſungstreue zu beſtärken, daran dachte man nicht. Die Polen traten in den Reichsrath, nachdem ſie vorher die deutſchen Lehrer und Beamten aus dem Lande gejagt und die Verwaltung Galiziens in einem Geiſte organiſirt, als wäre es keine öſterreichiſche, ſondern eine königlich polniſche Provinz. In welcher Weiſe ſie hiefür dem Geſammtſtaate ihre „Dankbarkeit“ erwieſen, iſt bekannt: ſie ſtimmten principiell gegen die Verfaſſung, ſofern man ihre Stimmen nicht durch weitere Conceſſionen ad hoc erkaufte. Aber wenig bekannt, ſelbſt im weſtlichen Oeſterreich nicht genügend bekannt, iſt die verzweiflungsvolle Lage, in welche nun die unterdrückten Nationalitäten geriethen. Die Deutſchen waren als Culturträger oder Coloniſten in's Land gekommen,

im Auftrage, mit Unterſtützung der Regierung. Nun ſah dieſelbe Regierung theilnamslos zu, wie man die deutſchen Gymnaſien und Univerſitäten poloniſirte, die deutſchen Theater ſchloß, die deutſchen Zeitungen unterdrückte, die deutſchen Colonien vergewaltigte. Dieſelbe Regierung, welche gleichzeitig durch Veranſtaltung des Frankfurter Fürſtentages in ihrer Art „nationale“ Politik trieb! Welche Verzweiflung, welche Bitterkeit mußte die armen Deutſchen im Oſten erfüllen, welche man auf die entlegenen Poſten geſtellt und nun einſam, ſchutzlos verderben ließ! Noch ſchlimmer erging es den Juden. Der Buchſtabe der Verfaſſung war freilich für ſie, aber die polniſche Verwaltung legte ihn in ihrer Weiſe aus. Der wüthige, fanatiſche Haß der Polen gegen die Juden trug da Früchte, wie ſie die Sonne des neunzehnten Jahrhunderts, außerhalb Rumäniens, nirgendwo beſchienen. „Werdet Polen!“ rief man den Juden zu, und wehrte gleichzeitig ihre Annähernng mit Fußtritten und Geißelhieben ab. „Werdet gebildet!“ rief man ihnen zu und unterdrückte gleichzeitig jedes geiſtige Leben, welches ſich in ihnen regte, beförderte gleichzeitig — ſchöne Seelen finden ſich — von Staatswegen die Ausbreitung des Chaſſidismus! Aber die ſchlimmſten Früchte trug die Verfaſſung für die Ruthenen. Dieſes unglückliche Volk hatte während der Reaction wenigſtens ruhig an der Entwicklung

ſeines geiſtigen Lebens arbeiten dürfen und die Berührung mit dem deutſchen Culturelement hatte es darin gefördert. Auch hatte es in politiſchen Dingen nicht ſchwereren Druck zu erdulden gehabt, als ſeine Todfeinde, die Polen. Und nun ſetzte ihm dieſer Todfeind den Fuß auf den Nacken, politiſch und geiſtig! Die Poloniſirung wurde ſyſtematiſch betrieben, jede ruthenische Liederſammlung wie ein Hochverrath angeſehen und unterdrückt. Die Ruthenen hatten viel erduldet, ſchweigend erduldet — gegen dieſen Druck empörte ſich ſelbſt ihr leidgewohnter Sinn. Oeſterreich hatte ihre Treue dadurch gelohnt, daß es ſie gefeſſelt dem Feinde ausgeliefert; die Verfaſſung, welche ſie ſo aufrichtig begrüßt, hatte ihnen Zuſtände gebracht, mit denen verglichen die Zeiten des Abſolutismus golden waren. Sunt certi denique fines — auch die Ruthenen verloren die Geduld, auch ſie kamen zur Erkenntniß, daß der Patriotismus keine unbegründete Empfindung ſein dürfe.

Gleichzeitig vollzog ſich in ihrem nationalen Leben eine Aenderung von anſcheinend größter Wichtigkeit. Man weiß, daß die Hauptmaſſe der Ruthenen oder Kleinruſſen in Rußland wohnt. Die Regierung des Czaren hatte ſie bisher mit derſelben plumpen Brutalität behandelt, wie jede andere fremde Nationalität. Sie hatte Alles aufgeboten, um dieſes ſcharf ausgeprägte, ſelbſtſtändige Volksthum zu entnationaliſiren,

die Kleinruſſen in Großruſſen zu verwandeln. Die Gelehrten ſollten nur in großruſſiſcher Sprache ſchreiben, die Dichter in dieſer Sprache dichten. Wagten ſie es gleichwohl, ſich ihrer Mutterſprache zu bedienen, ſo wurden ihre Werke confiscirt, ſie ſelbſt in's Exil geſchickt. Das hörte plötzlich auf und noch mehr: die Regierungsbehörden in Kiew nahmen die Kleinruſſen unter ihren officiellen Schutz. Der Czar, hieß es, halte es für ſeine Pflicht, die geiſtige Entwicklung eines ſo begabten ſlaviſchen Bruderſtammes aus ganzer Kraft zu fördern. Dieſelben Bemühungen, welche bisher durch Kerker und Exil beſtraft worden, wurden nun durch Orden und honorirte Docenturen belohnt. Es entſtanden Zeitungen in kleinruſſiſcher Sprache, welche in der That ſehr verdienſtlich wirkten, indem ſie das geiſtige Leben auf allen Gebieten anregten. Was ihren politiſchen Theil betrifft, ſo variirten dieſe Blätter hauptſächlich zwei Themen: den Enthuſiasmus für Rußland, welches endlich ihrem Volksthum gewährt, wonach es lange gedürſtet, und den Haß gegen Oeſterreich, welches ihre Stammesgenoſſen knechte. Und nun erwäge man, wie ſolche Stimmen auf das verbitterte Gemüth der galiziſchen Ruthenen wirkten, wirken mußten! War's ein Wunder, daß (insbeſondere unter den Schülern und Studenten) die Sympathien für Rußland ſtark in's Kraut ſchoſſen?

Freilich blieb dieſe Bewegung ſtets in gewiſſen

HARVARD COLLEGE LIBRARY

Grenzen und nahm nie einen gefährlichen Charakter an. Die ruthenischen Bauern, diese besten Oesterreicher, fuhren fort, für den „Kaiser im goldenen Haus zu Wien" zu schwärmen, und erfuhren nie, was in den Kreisen ihrer Lehrer und Popen vorging. In der Intelligenz aber gab es doch immerhin einige besonnene Männer, welche der plötzlichen Großmuth Rußlands nicht trauten. Sie erkannten, daß diese Schwenkung nichts weiter sei, als der Versuch, Gimpel in's Garn zu locken. In der That widersprach ja diese plötzliche Protection eines fremden Volksthums so sehr den Traditionen, ja den faktischen Interessen des moskowitischen Absolutismus, daß sie unmöglich Selbstzweck sein konnte, sondern eben nur ein Mittel zum Zweck, welches man fallen ließ, sobald der Zweck erreicht war. Rußland nahm nur deßhalb urplötzlich die volksbeglückende Maske vor, um die Slaven Oesterreichs und der Türkei zu captiviren und hiedurch der Realisirung seiner freundnachbarlichen Gesinnungen gegen diese beiden Staaten näher zu kommen. Aber man weiß — besonnen bleiben, wo nationale Gefühle sprechen, immer nur Wenige. Viele Popen, viele Lehrer begeisterten sich für Rußland. Und wo ideale Motive nicht wirkten, da wirkte — der Rubel. In jedem Kreise gab es mindestens einen Mann, der Geld und Broschüren zu vertheilen hatte. Für Barnow und Umgegend hatte der hochwürdige Herr Konstantin Barsczynski diese Aufgabe übernommen.

Die Ruſſen hatten da ihren Mann gut und ſchlecht gewählt, je nachdem man's nimmt. Gut, weil der brave Konſtantin keinerlei patriotiſche oder moraliſche Bedenken kannte und ſich willig auch zum Spion hergab, ſofern man ihn nur entſprechend dafür bezahlte. Schlecht, weil Niemand dem Ehrenmann recht traute und ſich ſeine Thätigkeit daher nothgedrungen auf die Vertheilung von Broſchüren an junge Leute beſchränkte. Vielleicht hätte er übrigens auch für die Rubel Abnehmer finden können, ſofern er gewollt hätte. Aber Konſtantin wollte nicht. Er war der Anſicht, daß es vor Allem nothwendig ſei, zunächſt ſich ſelbſt fortwährend in den Sympathien für Rußland zu beſtärken. Was er empfing, brauchte er nicht zu verrechnen, das war ja „Vertrauensſache". Und ſo gedieh denn Konſtantin auf ſeiner mageren Pfarre immer beſſer und wurde allmählig ein wohlhabender Mann.

Minder gut gedieh die ruſſiſche Sache in der Gegend, welche ſeiner Obhut anvertraut war. Ich hatte Gelegenheit, dies zu beobachten, da ich alljährlich in den Ferien in meiner Heimath war. Wenn man die Ruthenen bitter über Oeſterreich klagen hörte, ſo war dies nicht die Schuld des Konſtantin, ſondern unmittelbar der Polen und mittelbar der Regierung. Auch der Hinweis, daß es den Brüdern in Rußland beſſer gehe, war juſt nicht nothwendig auf Rechnung der Agitation zu ſetzen. Während man aber ander-

wärts exaltirte Reden vernahm, häufig bedenklichen Broschüren begegnete, wohl auch kleinen Demonstrationen beiwohnen konnte, deren Regisseur sicherlich der Rubel war, weil sie sonst gar nicht im Charakter dieses Volkes liegen — blieb es in und um Barnow still, recht still. Das kränkte den hochwürdigen Konstantin nicht sehr, um so mehr aber seinen Martin. Er wirkte auch „aufklärend" auf die Massen ein, wo er konnte, und bekam darum einmal von den Bauern in Biala furchtbare Prügel. Das machte ihn vorsichtiger und er hielt sich nur noch an Seminaristen und junge Lehrer. Viel mag er auch da nicht gewirkt haben.

Da ich unseren Martin dergestalt alljährlich durch zwei Monate in Galizien wirken sah, so wurde mir auch früh klar, was er während der übrigen zehn Monate am Gymnasium zu Czernowitz in der Bukowina trieb. Mit einer Verschlagenheit, die in so jungen Jahren nicht häufig sein mag, wußte er dies zu verbergen, schob auch immer Andere vor und trieb sein Handwerk im Geheimen. Wenn unsere Ruthenen urplötzlich ein schönes, neues Lied zu singen wußten, in welchem der Czar als Väterchen figurirte, so sang zwar unser Martin nicht mit, „weil er eine schwache Stimme habe," aber er hatte es gelehrt. Wenn während der Lehrstunden eine Karte zirkulirte, auf welcher von der Adria bis zum Ural Alles roth angestrichen war: „Slavisches Kaiserthum" — unser Mar-

tin hatte ſie mitgebracht, beſchaute ſie jedoch anſcheinend mit dem naivſten Erſtaunen. Und wenn es plötzlich wieder auf der Wieſe hinter dem Volksgarten, wo wir uns an den freien Nachmittagen zu finden pflegten, aus nationalen Gründen blutige Köpfe ſetzte, ſo hatte zwar unſer Martin Alles angeſtiftet, hielt ſich jedoch ſelbſt klüglich zurück, mahnte wohl auch, wenn ſchon die Püffe flogen, zu friedlicher Eintracht. In allen nichtpolitiſchen Dingen aber, und was insbeſondere die Disciplin betrifft — da war er freilich keck und trotzig, weil er ſich ſonſt bei ſeinen Gefährten um allen Reſpekt gebracht hätte. In all' dem war ſolche ſchlaue, kaltblütige Zähigkeit zu erkennen, daß ich mich oft fragte, ob dieſem ſiebzehnjährigen Burſchen überhaupt eine ideale Regung zuzutrauen ſei. „Wirkte" er da in der That aus Ueberzeugung oder als Sohn ſeines Vaters oder — wurde er ſelbſt bezahlt?! Er ſchenkte mir hier und da, ſelten, aber doch häufiger, als mir lieb war, die Ehre ſeines Beſuchs, um die deutſchen Aufgaben mit mir zu „beſprechen". Und bei einem ſolchen Beſuche fragte ich ihn einmal: „Du, iſt der feine Herr im Zobelpelz, der einmal bei deinem Vater war, vielleicht auch bei Dir geweſen?" — Er wurde blaß. „Der kam ja, um Getreide zu handeln ..." — „So?" ſagte ich. „Aber weißt du vielleicht noch, was die Mutter vom Vater geſagt hat?" — Er ſchwieg lange, dann lachte er. „Häusliche Zwiſtig-

keiten, weißt du! Jetzt weiß ich, welch' trefflicher Mann mein Vater ist! Und wenn er auch vielleicht von Freunden jenseits der Grenze eine kleine Unterstützung genommen hat, wen geht das an?" — „Mich nicht," meinte ich, „aber nimmst du auch schon solche kleine Unterstützungen?" — Er wurde wieder blaß, dann roth und rief endlich nach langer Pause entrüstet: „Ich bin nicht, wie mein Vater, ich lasse mich für meinen Patriotismus nicht bezahlen!" — damit ging er. Er war da aus der Rolle gefallen, aber äußerst geschickt und nach langer Ueberlegung. Von jener Stunde ab taxirte ich unseren Martin als: „Martin — den Rubel".

Ich that ihm da kein Unrecht. Dies wurde offenbar, als die russische Regierung in Czernowitz ein Consulat errichtete. Wer etwa Consulate nur vom Standpunkt der Handelspolitik zu beurtheilen gewohnt war, der mußte sich über diese Errichtung sehr verwundern. Der Handel der Stadt ist ziemlich bedeutend, aber er ist theils Binnenhandel, theils vermittelt er den Verkehr zwischen Deutschland und Rumänien. Die Handelsbeziehungen zu Rußland sind höchst geringfügig, ebenso der Personenverkehr zwischen der Bukowina und Bessarabien. In der That hatte der neue Consul so wenig offizielle Geschäfte, daß er sich voraussichtlich sehr langweilen mußte. Der Mann langweilte sich aber gar nicht, im Gegentheil, er entwickelte eine rastlose Thätigkeit. In

welchem Sinne? Es braucht wohl kaum geſagt zu werden. Die Früchte zeigten ſich auch bald. Während bisher nur die ruthenischen Schüler etwas aufgeregt waren, wurden es nun auch einige Popen, einige Lehrer. Bald bezeichnete man im Lande einen griechiſch-katholiſchen Prieſter, der ſich auch als Heilkünſtler und Wunderarzt verſuchte, offen als ruſſiſchen Agenten. Mit unſerem Martin aber ging eine große Wandlung vor, äußerlich und innerlich. Aeußerlich trat er mit einer Eleganz auf, wie ſie in unſerer Schule bisher unerhört geweſen, und hatte überhaupt goldene Tage. Aber auch die innere Wandlung war groß. Er trug bisher ſeinen Patriotismus verſteckt, nun aber offen. Er war bisher ziemlich fleißig geweſen, nun wurde er faul. Er habe, meinte er, den deutſchen Plunder nicht mehr nöthig und „mein Freund, der Conſul, wird ſchon für mich ſorgen!“ In der That ging er im Conſulat aus und ein, er ſei dort, erzählte er Jedermann, „Secretär und Ueberſetzer“. Das war vielleicht richtig, gab er ſich doch auch ſonſt alle Mühe, jeden Ruthenen in's Ruſſiſche zu überſetzen. Die claſſiſchen Sprachen intereſſirten ihn aber nun weniger und ſo kam's, daß er in der Septima (Unter-Prima) ſtecken blieb. Das war Ende Juni 1866. Gleichzeitig ereilte ihn ein anderes Unglück. Der Krieg brach aus und dem bedrängten Oeſterreich wurde die Mehrzahl der Ruthenen wieder treue Bürger. Der Staat hatte

ihnen ſchweres Unrecht gethan, ſie grollten ihm, aber in der Stunde der Noth ſtanden ſie doch wieder gut und brav zu den alten Fahnen. Als die Gymnaſiaſten und Studenten der Bukowina ſich zuſammenthaten und dem Landeschef, dem trefflichen wackeren Baron Myrbach anboten, ein Freicorps zu bilden, da fehlten auch die Ruthenen nicht. Martin war damit höchſt unzufrieden — das ließen wir paſſiren. Als aber am Abend des 4. Juli die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz einlief, hielt er in einem Biergarten eine kleine Freudenrede, und die ward ihm übelgenommen. Seine eigenen Landsleute und Geſinnungsgenoſſen erbaten ſich von uns die Ehre, ihn durchprügeln zu dürfen, und thaten dies ſo ausgiebig, daß wir Anderen aus Menſchlichkeit intervenirten. Daraufhin verſchwand Martin, tauchte auch im Herbſte nicht mehr auf, weder im Gymnaſium, noch im Conſulat.

Erſt im Dezember 1867 kam er mir wieder zu Geſichte; er oder richtiger nur ſein Name. Es war in Wien, im ſeligen „Akademiſchen Leſeverein“. Da fand ich einmal am ſchwarzen Brette einen Aufruf an die „Slaven“, ſich an der Gründung eines „Allgemeinen literariſchen Vereines“ zu betheiligen, und im Namen des Comités zeichnete: „Martin Konſtantinowicz Barſczynski, stud. phil.“ Dieſe Unterſchrift bewies auch, daß unſer Martin unter der Hand einen kleinen Wechſel der Nationalität vorgenommen, denn die Ruthenen

führen des Vaters Namen nicht — nur die Ruſſen. Als ich ihm kurz darauf im Leſeverein begegnete, beſtätigte er mir dies in ſeiner Weiſe. „Ich nenne mich auch Konſtantinowicz," ſagte er, „weil ich von dem Irrthum zurückgekommen bin, daß Ruthenen und Ruſſen verſchiedene Stämme ſind. Sie ſind ein Stamm und weil die Ruſſen vorgeſchrittener ſind, müſſen wir Ruthenen uns nicht auf Kleinigkeiten ſteifen. Ein Stamm und alle Slaven eine Familie und Friede und Eintracht . . ." — „Schon gut," ſagte ich, „bei der letzten Beſeda hat Polizei einſchreiten müſſen, um die Croaten und Czechen wieder auseinander zu bringen." — „Mißverſtändniſſe!" erwiderte er leichthin, „kennen wir uns erſt, dann achten wir uns auch. Dazu ſoll eben der Verein dienen, den wir gründen! Wahrſcheinlich werde ich Präſident." — „Ich gratulire!" ſagte ich. „Aber woher dein plötzliches Intereſſe für Literatur?" — „Literatur?" ſagte er langgedehnt und zuckte die Achſeln. „Ich bitte dich, was kann man nicht Alles „Literatur" nennen! Aber," fügte er raſch hinzu, „auch für Literatur intereſſire ich mich, natürlich nur für ſlaviſche!" — Dann aber erzählte er mir, wie er überhaupt in die Lage gekommen, an der Wiener Hochſchule Vereine zu gründen. Er war nach Ungarn gegangen und hatte ſich dort „für Geld und gute Worte" ein Maturitätszeugniß verſchafft. Das war damals ein beliebter Ausweg aller Faullenzer

und Dummköpfe, bis ſpäter Hasner dieſem Unfug, der allmählig eine traurige „berechtigte Eigenthümlichkeit“ Oeſterreichs geworden, dadurch beſeitigte, daß er ungariſche Maturitätszeugniſſe nur dann als giltig betrachten ließ, wenn der Candidat ſeine Studien an einem ungariſchen Gymnaſium gemacht. Doch mußte ſich Martin da ſehr beeilt haben; denn im Mai und Juni war er in Moskau geweſen, als Pilger in jener famoſen Schaar, welche ſich angeblich auf eigene Koſten zur ſlaviſch-ethnographiſchen Ausſtellung begeben, in Wahrheit auf des Czaren Koſten, um der Welt zu beweiſen, daß Alexander Nikolajewitſch der Heiland und Erlöſer ſei, zu welchem die Slaven Oeſterreichs emporblickten. Er wurde nicht müde, die Pracht dieſer Ausſtellung, die Leutſeligkeit des Czaren, die Begeiſterung der Bevölkerung zu ſchildern. „Und dieſe Anſprachen!“ rief er aus. — „In welcher Sprache ſeid Ihr denn begrüßt worden?“ fragte ich. — „Nun — ſlaviſch!“ — „Aber es gibt ja keine ſlaviſche Sprache!“ — „Ich meine ruſſiſch!“ — „Aber das habt Ihr ja nicht Alle verſtanden, höchſtens Einige!“ — „Manchmal auch franzöſiſch!“ geſtand er zu. — „Aber das konnten ja auch die Wenigſten von Euch?! Sind keine Reden gehalten worden, die Ihr Alle verſtanden?“ — „Hm! ja!“ ſagte er zögernd. „Ja — in deutſcher Sprache! Aber daran ſeid ja Ihr ſchuldig, warum habt Ihr uns

„germaniſirt“, warum habt Ihr uns Eure Sprache aufgedrängt?“

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Antwort ich ihm darauf gegeben; jedenfalls muß ſie ſehr deutſch geweſen ſein, denn er verließ mich mit einiger Beſchleunigung. Doch kehrte er immer wieder zu mir zurück und ſprach mich an, wenn wir einander begegneten, was ziemlich oft geſchah — im „Akademiſchen Leſeverein“, welcher Studenten aller Nationalitäten und Parteien umfaßte. An Geſprächsſtoff fehlte es nicht, denn es ging damals ſonderbar zu an der Wiener Hochſchule, ſehr ſonderbar. An glühendem Eifer, an wilder Bewegtheit ſtanden jene Tage ſicherlich den Märztagen kaum nach, aber ſie unterſchieden ſich doch ſehr von jenen. Damals handelte man auch, jetzt redete man nur, damals war die ganze Studentenſchaft einig, jetzt in unzählige Parteien getheilt, welche ſich bitter befehdeten, damals dominirte die große Freiheitsfrage, jetzt die Frage der Nationalitäten! Es hat wohl nie einen Verſammlungsraum gegeben, der ein größeres Tohuwabohu von Anſichten und Ueberzeugungen umfaßte, als der große Leſeſaal jenes Vereins in den erſten Monaten von 1868. An jedem Tiſchchen ſaß eine andere Partei, und wer da eintrat, las die Zeitungen ſeiner Partei und debattirte dann darauf los. Die Sprachen konnte man noch zählen — etwa ein Dutzend — die Zahl der Parteien aber

war wirklich kaum festzustellen. Unter den Deutschen allein gab es deren fünf! Erstens die „Centralisten", welche sich auch „Groß-Deutsche" oder „Groß-Oesterreicher" nannten. Sie haßten Preußen, verwarfen den Dualismus und träumten trotz Königgrätz und ungarischer Krönung von einem großen deutschen National- und Culturstaat, welcher unter dem Szepter der Habsburger alle Lande vom Rhein bis zum Pontus Euxinus umfassen sollte. Zweitens die „Demokraten", welche einem kaum minder utopischen Programm huldigten: Republik in Deutschland, mit Einschluß Deutsch-Oesterreichs. Drittens die „Clericalen", welche ohne weitere politische Gesichtspunkte Alles haßten, was gegen Rom war. Viertens die „Dualisten", auch speziell „Deutsch-Oesterreicher" genannt, welche den Norddeutschen Bund blos durch die Wucht der Verachtung, aber nicht durch Waffengewalt bekämpft wissen wollten, die Dezember-Verfassung wie ein Heiligthum verehrten und sich insbesondere vor Giskra beugten. Endlich die zahlreichste Partei, welche wohl die Hälfte der gesammten Studentenschaft umfaßte: die „Deutsch-Nationalen". Sie jubelten Bismarck zu, begeisterten sich für den Ausbau des deutschen Einheitsstaates und standen dem Bürgerministerium sehr kühl gegenüber. Ebenso gab es unter den Ungarn drei Parteien: die „Deakisten", die „Kossuthianer" oder „Unabhängigen" und die „Klerikalen". Die Rumänen schieden sich in

zwei Gruppen: die „Nationalen“, welche von einem Dako-Rumäniſchen Königreich träumten, und die „Oeſterreicher“, welche ſich insbeſondere aus der Bukowina rekrutirten, und treu zum Staate ſtanden. Je nach dem Kronlande ſchieden ſich auch die Italiener in „Italianissimi“, aus dem Trentino und Trieſt, und „Austriaci“, aus Dalmatien, weil die jungen Leute aus Spalato und Raguſa wohl fühlten, daß mit dem Untergang der öſterreichiſchen Herrſchaft auch ihrem Volksthum das letzte Stündlein geſchlagen. Das wären alſo bisher zuſammen zwölf Parteien, unter den Slaven aber gab es deren mindeſtens dreißig. Ganz abſeit ſtanden die Polen, welche nach Außen einig auftraten, obwohl ſie in Wahrheit in drei Parteien zerfielen, welche ſich grimmig bekämpften: Ariſtokraten, Demokraten und Clericale. Unter den übrigen Slaven waren zunächſt die „hiſtoriſchen“ Parteien oder „Separatiſten“ zu unterſcheiden. Sie hielten zähe an der Eigenart der einzelnen Stämme feſt und waren der Anſicht, daß zunächſt die Entwicklung des Culturlebens jedes einzelnen Stammes angeſtrebt werden müſſe. Das war das theoretiſche Programm, in Wahrheit wurden ſie von Neid und Eiferſucht getrennt. So gab es eine ſpezifiſch czechiſche, ſlovakiſche, ruthenſche, eine ſpezifiſch ſloveniſche, ſerbiſche, morlakiſche, endlich eine ſpezifiſch kroatiſche Partei. Unter den Kroaten gab es ſogar zwei ſeparatiſtiſche Rich-

tungen, die „Nationalen“ und die „Starcevicianer“. Im Gegensatz hiezu standen die Panslaviſten, welche jedoch wieder in eine demokratiſche und kaiſerlich ruſſiſche Partei zerfielen. Erſtere ſtellte als ihr Programm eine Foederation ſlaviſcher Republiken auf, das Programm der letzteren lautete natürlich kurz und bündig: Vereinigung unter ruſſiſchem Szepter. Das Haupt der „Demokraten“ war ein geiſtvoller, vielbeleſener, aber durch ſeine ſchreckliche Verwahrloſung unheimlicher Menſch, der Mediziner Sergei Waſſiliewitſch Nikanow, ein Ruſſe aus dem Charkower Gouvernement. Er hatte zuerſt in Charkow, dann in Zürich ſtudirt, hielt ſich nun angeblich zu gleichem Zwecke in Wien auf, ſtudirte jedoch hier ausſchließlich die ſlaviſchen Studenten. Für ſeine Perſon bedürfnißlos, wie Diogenes, gab der blaſſe, hagere Menſch gleichwohl viel Geld aus, um Andere zu gewinnen und an ſeine Perſon zu feſſeln. Dieſer cyniſche Menſch, dieſer kraſſe Nihiliſt war gleichwohl ein Fanatiker ſeiner Ueberzeugung: er glaubte an die „heilige Sache der rothen Republik“ unter den Slaven. Er, der die Berechtigung des Eigenthums leugnete, alle Tugenden als Gewohnheiten erklärte, verwendete gleichwohl von den Geldern die ihm aus Genf und London zufloſſen, nur das Nothdürftigſte auf ſeinen Unterhalt, litt Hunger und Kälte und ließ andere praſſen, ſofern ſie nur ſeine Broſchüren laſen und ſeinen Theorien zuſtimmten.

Digitized by Google

Unſerem Martin war dieſer Sonderling höchſt unbequem, denn wohl war auch er Panſlaviſt, aber daneben kaiſerlich ruſſiſch. Und wohl war er glücklicher als Nikanow, da ſich ihm viele exaltirte Czechen, Ruthenen und Serben anſchloſſen, dennoch empfand er die gleichzeitige Wirkſamkeit dieſes grundehrlichen Fanatikers wie ein Damoklesſchwert über ſeinem Haupte. Nicht mit Unrecht, wie wir ſpäter ſehen werden.

Wer ſich jenes Getriebe von Parteien vergegenwärtigt, welches die vorſtehenden Zeilen nur eben anzudeuten, nicht zu ſchildern vermocht, wer hiezu erwägt, daß es junge, leidenſchaftliche Studenten waren, die ſo in verſchiedenen Lagern zerſplittert gegen einander ſtanden, wird leicht erkennen, daß es damals an der Wiener Hochſchule mehr intereſſant als behaglich zuging. Ich begreife heute nicht, wie wir damals überhaupt noch dazu kamen, Collegien zu beſuchen, oder gar Prüfungen zu machen. Die fieberhafte Aufregung wollte gar nicht enden, ſie war in Permanenz erklärt. Wie all die Parteien ſich durcheinander ſchoben, hin und her drängten und bekämpften, welche ſeltſamen Allianzen und Compromiſſe da geſchloſſen und gebrochen wurden, wie es in den einzelnen Vereinen zuging und wie erſt in den allgemeinen Studenten-Verſammlungen, wo wir an einander geriethen — dies Alles gehört zu jenen Dingen, die kaum eine Feder gebührend ſchildern kann. Es handelte ſich meiſt nur

um lächerliche Kleinigkeiten; die Zuſammenſetzung eines Ball-Comités u. dgl. — aber mit welcher leidenſchaftlichen Gluth ward da declamirt, verhandelt, gewählt und geſtimmt! Wir Deutſchen waren ſtets in eminenter Majorität, aber ſelten einig, und gewöhnlich ſiegte eine Partei über die andere mit Hilfe der Ungarn oder Slaven. Dann miſchte ſich freilich einige Scham und Reue in den Jubel der Sieger — beſſer wurde es nicht. Nach wie vor ſtanden ſich Deutſch-Nationale, Demokraten und Oeſterreicher ſchroff gegenüber. Uebrigens hatte das nicht viel zu ſagen — in der Folge hat das Leben an uns Allen dieſe Gegenſätze abgeſchliffen. Es geſchah dies naturgemäß: die Aufgabe der Deutſchen in Oeſterreich liegt ſo klar, daß ſchließlich auch jeder halbwegs klare Kopf darüber nicht im Zweifel bleiben kann.

Anders bei den Slaven. Der Riß, der dieſe trennte, war in Wahrheit ein tiefer, ja unüberbrückbarer. Der Gegenſatz zwiſchen Separatiſten und Panſlaviſten war etwas Lebendiges, kein bloßes Streiten um Prinzipien, ſondern eine praktiſche Frage, deren Entſcheidung zunächſt für das geiſtige Leben und damit für das geſammte Schickſal dieſer Stämme von ungeheurer Wichtigkeit war. Kaum minder groß war der Gegenſatz zwiſchen den Panſlaviſten ſelbſt. Daher ſchnitt innerhalb der ſlaviſchen Studentenſchaft der Kampf der Parteien viel tiefer ein, als unter den

Deutſchen oder Ungarn, daher wurde er hier mit allen Mitteln, mit faſt wahnſinniger Leidenſchaft geführt. Sergei Waſſiliewitſch Nikanow und Martin Konſtantinowitſch Barſczynski waren von vornherein Todfeinde, ſie mußten es ſein. Denn unſer Martin war in der That der Führer und Agitator der kaiſerlich ruſſiſchen Partei; über ſeine Abſichten, über den Urſprung ſeiner Geldmittel war Niemand im Zweifel. Auch ging er ruhig, ja mit einer gewiſſen Oſtentation im ruſſiſchen Botſchaftspalais in der Wollzeile aus und ein. Er mußte ſehr viel Geld erhalten, denn er verwendete ſogar Anſehnliches auf die Zwecke, für die man es ihm gab und ſich ſelbſt zu vergeſſen, lag nicht in ſeinem Weſen. Sein „Allgemeiner literariſcher Verein“ kam zu Stande, erfreute ſich ſogar vieler Mitglieder, denn bei den Verſammlungen war das Bier frei und auf einige Gelder kam es dem Herrn Präſidenten nie an. Ich geſtehe: Martin verſtand ſeine Sache gut, denn er präſentirte trefflich nach Außen und wühlte raſtlos nach Innen. Seine Thätigkeit mußte nothgedrungen eine vielſeitige ſein, erſtlich galt es, die Separatiſten zu überzeugen, ihre kleinen Vereinigungen zu ſprengen und ſie in's Lager des „Allgemeinen Vereines“ hinüberzuziehen, zweitens mußten die Gewonnenen recht gedrillt und zuſammengehalten werden, endlich galt es, Nikanow und ſeinen Anhang im Schach zu halten und ſorglichſt zu beaufſichtigen. Das Letztere

war vielleicht das Schwerſte. Denn Nikanow war ſeinem Gegner an Geiſt und Bildung überlegen und ſein glühender, derber, ſelbſtloſer Fanatismus mußte naturgemäß auf jugendliche Gemüther ſtärker wirken, als die kalte, glatte Liſt des eleganten Barſczynski. Und wo der nicht, wirkte das Geld, welches nichts von ſeiner Zauberkraft verlor, auch wenn es aus der Taſche eines zerlumpten Nihiliſten kam. Denn Nikanow ſchien der Anſicht, man dürfe einen Rock nicht ablegen, bis dieſer ſich ſelbſt ablege und in Stücken von den Schultern falle. Seine Anhänger ſchämten ſich, mit ihm auf der Gaſſe zu verkehren und wenn er ſo, die ſchäbige Pelzkutſchma auf dem haarumſtarrten Haupte, mit bleichem, hagerem, verkniffenem Geſichte, mit unheimlich glühenden Augen auf dem Univerſitätsplatz ſtand, ſo mochte ſich manche mitleidige Seele bewogen finden, ihm einen Kreuzer zukommen zu laſſen. „Der Bettler," ſagte auch Barſczynski verächtlich. Gleichwohl genirte ihn, wie geſagt, dieſer Bettler ſehr. Wenn Martin in der Anwerbung von „Brüdern" glücklicher war, ſo geſchah es nur, weil ſeine Deklamationen viel plauſibler klangen. Man glaubt eher an die offizielle Macht eines Rieſenſtaates, als an die Kraft eines verſteckten, zerfahrenen, verfolgten „Comités". Hinter dem einen Programm ſtanden Hunderttauſende von Bajonetten, hinter dem anderen blos einige tauſend Abenteurer, verſtreut nach allen Richtungen der Wind-

roſe. Auch darf man nicht vergeſſen, daß es ſlaviſches Material war, welches die Beiden bearbeiteten — Söhne ſtummer, an Gehorſam gewohnter Stämme, welche das Ducken gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen.

Wer erwägt, wie wenig ſich Beide in Acht nahmen und wie Beide den nackten, ſchlichten Hochverrath predigten, dem wird es ſeltſam erſcheinen, daß ſich die öſterreichiſche Polizei ſo gar nicht um dieſe Dinge kümmerte. Aber es war ſo. Die Polizei hatte Anderes zu thun. Nicht etwa, als ob ſie den Studenten geringe Beachtung geſchenkt hätte, uns Deutſche bewachte ſie mit Argusaugen und wenn bei einem Commers der Name „Bismarck“ fiel, ſo trugen es die offiziellen und nicht offiziellen Vertreter der heiligen Hermandad gewiſſenhaft in ihre Notizbücher ein und es fehlte nicht an Vorladungen, Unterſuchungen, Auflöſung von Burſchenſchaften u. dgl. Die beiden feindlichen Brüder aber ließ man ruhig gewähren und die Polizei richtete erſt ihr Augenmerk auf dies Treiben, als ſie mit der Naſe darauf geſtoßen wurde.

Von wem? Von den beiden Herren ſelbſt! Es iſt eine kurioſe Geſchichte, welche ſich übrigens in ſlaviſchen Kreiſen mehr als einmal wiederholt hat. Wenn die guten Leute gegen einander nicht mehr aufkommen können, ſo rufen ſie den Staatsanwalt zu

Hilfe. In unſerem Falle begab ſich die Sache wie folgt.

Bekanntlich wurde im Hochſommer 1868 zu Wien das Schützenfeſt gefeiert. Bereits Monate vorher war die Wiener Studentenſchaft in fieberhafter Aufregung, die Deutſch-Nationalen waren gegen eine Betheiligung, die Oeſterreicher und Demokraten für eine ſolche. Je ſichtlicher die welfiſch-kleindeutſche Tendenz des Feſtes hervortrat, deſto höher gingen die Wogen der Bewegung. Eine allgemeine Studentenverſammlung ſollte über die Frage entſcheiden. Auch die Slaven erſchienen und Nikanow beorderte ſeine Leute, gegen eine Betheiligung zu ſtimmen. Martin hatte Gleiches im Sinne, aber als er die Haltung Nikanows gewahrte, ward er urplötzlich ein begeiſterter Freund des Feſtes. Und da ſein Anhang groß war, ſo wurde die Betheiligung mit ſtarker Majorität beſchloſſen. Nach der Verſammlung trafen beide Parteien zuſammen und Nikanow verhöhnte ſeinen Gegner, weil er ein „germaniſches Feſt“ unterſtützt, Martin blieb die Erwiderung nicht ſchuldig und Nikanow gab ihm eine Ohrfeige. Worauf Martin nichts übrig blieb, als Nikanow zu fordern, der freudig annahm. Nun aber dachte Martin nach, reiflich und lange, und eine Frucht ſeines Nachdenkens war ein langer Brief an die Polizei, der über Nikanows Thätigkeit die ſchätzbarſten Aufſchlüſſe gab. Das Schreiben war anonym, aber

es enthielt ſo zahlreiche poſitive Angaben, daß die Polizei eine Hausſuchung bei Nikanow vornahm, welche in der That jene Angaben als begründet erwies. Nikanow wurde eingezogen, Martin triumphirte. Aber nicht lange. Nikanow geſtand, was er nicht leugnen konnte, aber er mochte den Todfeind nicht auf dem Terrain laſſen, welches er ſelbſt aufgeben mußte. So gab er denn ſeinerſeits einige Notizen zur Biographie unſeres Martin und auch hier war bald die Richtigkeit der Denunciation erwieſen. Nun ſaßen die beiden panſlaviſtiſchen Brüder in demſelben Hauſe und hatten immerhin einige Tage Gelegenheit, über ihre Miſſion nachzudenken.

Aber nur einige Tage! Denn man wollte von officieller Seite keinen Lärm ſchlagen, unterſchätzte wohl auch die Früchte, welche die Thätigkeit der beiden Herren bereits getragen, und hielt es für das Klügſte, wenn man beide in aller Stille unſchädlich machte. Sie waren ruſſiſche Unterthanen, auch Martin, welcher ſeine öſterreichiſche Staatsbürgerſchaft rechtzeitig abgelegt. Man wies ſie aus, und die Sache war beendet, die wenigen Protokolle wurden Maculatur.

Mit Nikanow traf ich ſpäter nur noch einmal zuſammen, im Mai 1872, in Baden-Baden. Er war noch immer derſelbe zerlumpte, fanatiſche, ehrliche Menſch und bewohnte ein kleines Dachſtübchen bei den „drei Königen“. Er ſei Korreſpondent verſchie-

Digitized by Google

dener Blätter, erzählte er mir, und ſehr beſchäftigt. Ich glaubte ihm nur das Letztere, im Hinblick auf die ſtarke ruſſiſche Colonie. Seitdem habe ich nie wieder von ihm gehört . . .

Anders aber unſer Martin. Ich habe ihn ſeit jener Kataſtrophe noch zweimal geſehen und einmal von ihm geleſen. Wohl ſetzt ſich daraus kein vollſtändiges Bild zuſammen, aber ich ſchreibe ja hier weder einen Roman, noch eine Biographie, ſondern nur den Bericht darüber, was mir bekannt geworden über die edlen Beſtrebungen eines Menſchen, der weniger als Individuum in Betracht kommt, denn als Typus.

Wohin er ſich im Juli 1868 gewendet, als er Oeſterreich verlaſſen mußte, weiß ich nicht. Ich vermuthe, er war bald wieder da, und zwar in Böhmen. Ich ſchließe dies daraus, daß er 1871, als ich ihm begegnete, auf das Genaueſte mit den czechiſchen Verhältniſſen vertraut war, ſo, wie es nur nach jahrelangen Studien möglich. Auch gab er mir da unter Anderem eine Schilderung jener berüchtigten Verſammlung am Ziskaberge bei Prag, 28. September 1868, die er ſich ſchwerlich aus Zeitungsberichten zuſammengeleſen hatte. Gewiß aber iſt, daß der gute Martin vor jenem Tage, den wir Oeſterreicher, aus verſchiedenen Gründen, nie vergeſſen ſollten, jenem 10. Januar 1870, da der Friede von Knezlac geſchloſſen wurde, in Dalmatien war und ſich nicht blos ethnographiſcher

Studien halber unter unſeren ſüdlichſten Mitbürgern aufhielt, welche ſelbſt ſo ſchöne lange Naſen haben und anderen Leuten nicht einmal ihre kürzeren laſſen wollen. Denn über ſeine dortige Thätigkeit liegt mir ein origineller Beweis vor, ein Feuilleton der „Moskauer Zeitung“ vom Februar 1870, jenes Blattes der Profeſſoren Katkow und Leontjew, welches einſt in Rußland eine größere Macht geweſen, als je ein anderes Journal in irgend einem Staate. Hoffentlich hat es auch minder naive Publiziſten in ſeinem Dienſte gehabt, als den anonymen Verfaſſer jenes Feuilletons „Charakterköpfe aus Montenegro“, welches mir ein Jugendfreund, der einſt mit mir und Martin auf derſelben Schulbank geſeſſen und heute einſam unter Wölfen und Huzulen als Landpfarrer in den Karpathen hauſt, wenige Wochen nach Erſcheinen überſendet hat. Ich habe den Ausſchnitt treulich aufbewahrt und überſetze folgende Stelle wörtlich:

„Du junges Rußland, wie biſt du brav und heldenkühn, wie biſt du ſtolz und edel! Aus deinem Adlerhorſt heraus, von der urkräftigen geſunden Erde unſeres heiligen Landes fliegſt du auf ſtolzem Fittich in den entarteten Weſten hinein! Wo die Bedrängten deines gewaltigen Stammes bluten, biſt du zu finden. Du bringſt ihnen mit glühenden Worten das Bewußtſein der Freiheit bei, du löſeſt die Feſſeln ihres Armes, du bewaffneſt ihn gegen die Dränger! Nicht blos das Licht deines Geiſtes, auch das Blut deiner Adern gehört den Unterdrückten!

Du junges Rußland, wie biſt du herrlich! Und doch! —

ſo Vielen ich ſchon begegnet, die mir in ihrer ſelbſtloſen Hingabe an die Intereſſen unſeres Stammes faſt wie Halbgötter erſchienen ſind — keinen Herrlicheren noch hat mein Auge geſchaut, als jenen Heldenjüngling, den ich am Hofe zu Cettinje jüngſt kennen lernen durfte. Es iſt mir ein Stolz, daß mir der Edle ſo raſch befreundet worden, um mir ſein Leben zu erzählen! Es iſt mir ein Stolz, daß ich hier davon berichten kann! Es wird Euch Allen auf der fernen, theuren Heimathserde ein Stolz ſein, davon zu leſen.

Ich ſchmücke nicht aus, hier iſt die Wahrheit herrlicher, als alle Phantaſie! Vernehmt denn das Leben eines echten Sohnes Rußlands! Martin Konſtantinowitſch Barſchtſchinskoi ward im Sommer 1848 auf ſeines Vaters Schloſſe im Gouvernement Jekaterinoſlaw geboren. Pracht und Herrlichkeit umgaben ſeine Wiege, denn Konſtantin Jegoriewitſch Barſchtſchinskoi war einer der reichſten Edelleute Südrußlands — vierzigtauſend Seelen ſaßen auf ſeinen Gütern. Reich, verehrt und mächtig, wie ein Halbgott, entbehrte er nur eines Glückes: eines Erben! Ihr könnt Euch denken, wie er jubelte, als ihm Martin geboren ward, Ihr könnt Euch denken, welche Erziehung der Knabe erhielt! Vortrefflich, aber in echt ſlaviſchem Geiſte ward er gebildet, nicht im Weſten, wo ſogar das Bischen Gelehrſamkeit in Fäulniß gerathen, ſondern im ehrwürdigen Moskau. Der Jüngling ward ſtark wie ein Rieſe, ſchön wie Apoll, klug und weiſe, wie die Eule des Alterthums. (Was das heißen ſoll, weiß ich nicht, vermuthlich eine Anſpielung auf den heiligen Vogel der Pallas Athene. A. d. V.) Darum nützte er auch, als ihm ſein Vater vor drei Jahren ſtarb, ſeinen Reichthum und ſeine Selbſtſtändigkeit, nicht um aus dem Sumpfe der Civiliſation zu trinken, ſondern um unſerer gemeinſamen Mutter Slava ein Ruhm zu ſein. So war er insbeſondere in jenen Ländern zu finden, wo das entartete Oeſterreich, nach Außen ſo ſchwach, nach Innen

ſtark genug zu ſein glaubt, um unſeren Brüdern die Kehle zuzuſchnüren: in Böhmen, in der Slovakei, in Krain, in Galizien, im, nebenbei bemerkt, rein ſlaviſchen Banat! Muthig ſetzte er ſeine eigene Perſon ein, großmüthig verwendete er ſein ungeheures Vermögen, um den Samen der Zukunft auszuſtreuen. Auch bei dem letzten Kampfe, wo ſich ſlaviſche Heldenſöhne und ſchwarzgelbe Schergen gegenüber ſtanden, hat er nicht gefehlt. Auf die erſte Kunde von dem Konflikte war er von Agram aus mit einem Häuflein Gleichgeſinnter herbeigeeilt. Was Oeſterreich wollte, iſt bekannt: das freie Volk in der Crivoscie in ſein Schergengewand kleiden — „Landwehrgeſetz“ hieß es dort! Aber nicht umſonſt heißen die Crivoscianer „Helden der Berge“, nicht umſonſt war Barſchtſchinskoi mit ſeiner Heldenſchaar herbeigeeilt! An ihrer Tapferkeit brach ſich die Macht der Schergen. — Der Ausgang iſt bekannt! Nun iſt Barſchtſchinskoi hier und genießt am Hofe jene Auszeichnung, die ihm gebührt. Mich hat er wiederholt durch längere Unterredungen geehrt, in welchen ich auch ſeinen politiſchen Scharfblick, ſeine genaue Kenntniß des morſchen Oeſterreich bewundern lernte. „Oeſterreich,“ ſagte er mir, „hat nur einen einzigen Staatsmann: Dr. Ladislaus Rieger, nur einen einzigen Gelehrten: Dr. Franz Palacky, nur einen einzigen General: Rodich! Und die drei Männer ſind Slaven!“ Möge man dieſe Worte an der Moskwa und Newa beherzigen ...“

Mein Freund, der Pfarrer, bemerkte dazu: „Hier iſt die Wahrheit herrlicher, als alle Phantaſie! Unſer Martin iſt doch ein Kapitalkerl! Macht ſogar Carrière nach rückwärts und wird als Sohn eines Edelmanns geboren! Was aber ſeine Carrière nach vorwärts betrifft, ſo befürchte ich: er endet höher, als ihm lieb iſt! Mir wenigſtens würde, wenn ich an ſeiner Stelle

wäre, jedes Hanffeld, an dem ich vorüber ginge, unangenehme Gedanken wecken . . .“

. . . Achtzehn Monate waren vergangen, seit ich Brief und Blatt erhalten, ich hatte des „Heldenjünglings“ nicht mehr gedacht, auch auf politischem Gebiete begab sich damals bekanntlich Vieles, was noch mehr interessirte, als russische Wühlereien. Der Februar 1871 hatte uns das „Faschings-Ministerium“ gebracht und der September den Höhepunkt des wüsten Hexensabbaths. Da war jene Zeit, wo sich Murawieff's fürchterliches Wort: „Es ist schon Sünde genug, als Pole geboren zu sein!“ in Oesterreich an den Deutschen erfüllte und man hatte diese Zeit mit feinstem Takte gewählt — jetzt, wo alle anderen Deutschen in einem fest gegründeten Reiche vereinigt worden, galt es ja, uns in der Liebe zu unserem Vaterlande ausgiebig zu bestärken! Ich lebte damals als Student in Graz und erfreute mich, seit ich einer Commersrede wegen abgestraft worden, einer zärtlichen Aufmerksamkeit seitens der Polizei. Diese Grazer Stadtpolizei hatte damals überhaupt sehr viele Sorgen, denn ich glaube nicht, daß sich in irgend einer anderen Stadt Oesterreichs die Entrüstung gegen Hohenwart und Consorten energischer offenbarte, als in der Murstadt mit ihrer wackeren, ernsten Bevölkerung, welche freilich für hohle Köpfe nur eben aus gähnenden Pensionisten besteht. Mit fieberhafter Spannung folgte man dem Feldzuge,

welchen die deutſchen Landtage gegen das Miniſterium begonnen; es regnete Kundgebungen aus der Gemeindeſtube; der geringfügigſte Anhaltspunkt zu einer Demonſtration wurde gierig aufgegriffen; wenn Nachmittags die Wiener Blätter ankamen, ſammelte ſich in den Straßen um Jeden, der eine Zeitung hatte, eine Schaar von Zuhörern; wildfremde Menſchen riefen einander auf der Straße wie einen Gruß zu: „Pereat Jirecek!“ Ich hatte eben eines Nachmittags — es war in den letzten Septembertagen, in der Herrengaſſe — mit einigem Behagen ſolche Kleinigkeiten ſtudirt, als ich plötzlich einen eiligen Schritt hinter mir hörte und ſich eine Hand vertraulich auf meine Schulter legte — der gute Martin.

Ich trat einen Schritt zurück und ſah ihn etwas ſonderbar an, aber dieſer liebenswürdige Menſch wollte mich nicht verſtehen. „Fürchte nichts für mich!“ ſagte er unbefangen; „ich bin ganz legitim hier! Die Ausweiſung iſt längſt zurück genommen, wir haben endlich, Gottlob, ein Miniſterium, welches Recht und Geſetz hoch hält. Es thut mir wirklich leid, daß ich aus dem Staatsverbande ausgetreten bin, jetzt iſt es wieder eine Freude, ein Oeſterreicher zu ſein, jetzt endlich wieder!“ Dann wendete er raſch die Rede auf Perſönliches, brachte mir Grüße aus der Heimath, woher er eben kam, und köderte mich damit wirklich für eine Unterredung. Ich ſprach ihm von jenem Feuilleton.

„Sand in die Augen!“ lachte er. „Uebrigens hätte die Sache bald einen tragiſchen Ausgang für mich gehabt. Meine vierzigtauſend Seelen haben dem guten Nikita — übrigens wirklich ein Held, auf Ehre ein Held! — ſo gewaltig in die Augen geſtochen, daß er mich am Hofe behalten und mit einer Nichte verheirathen wollte. Du kannſt Dir meine Verlegenheit denken! Nach Montenegro gehe ich auch nicht wieder, ſo herrlich das Land ſonſt iſt!“ — „Wohin ſonſt?“ — „Nach Peſt!“ — er lachte — „wenn auch auf ſtarken Umwegen!“ — „Warum lachſt Du ſo verſchmitzt?“ — „Das wirſt Du in einigen Tagen verſtehen!“ verſicherte er, wieder ganz ernſthaft. Dann erzählte er mir jene czechiſchen Geſchichten. Wir waren dabei vor meiner Wohnung angelangt und er ging ſeiner Wege.

Einige Tage ſpäter hielt mich ein Kroate auf der Straße an und ſprach mir von unſerem Martin. Es war dies der Hiſtoriker Dr. F., ein guter Bekannter, mit dem ich trotz ſeines nationalen Fanatismus gern verkehrte, weil er eine grundehrliche Haut und ein gebildeter Menſch war. Dieſer ſanfte, ſcheue Gelehrte war ſeiner politiſchen Ueberzeugung nach ein Starcevicianer, alſo ein kroatiſcher Ultra, als ſolcher nicht blos ein Todfeind Ungarns, ſondern auch der „Sonderbeſtrebungen“ der Serben und Slovenen — es gebe nur eine ſüdſlaviſche Nation: die Kroaten, verſicherte

er, und hiſtoriſch wie ethnographiſch ſei nur ein „Groß-Kroatien“ dort zur Exiſtenz berechtigt.

„Welcher geniale Menſch!“ rief der ehrliche Mann begeiſtert, „obwohl ein Ruſſe, ein Edelmann, iſt er doch mit Leib und Seele uns Kroaten von der Starcevic-Partei ergeben!“ — „Ein Edelmann?“ — „Nun ja — Sie ſind ja ſein Geſpiele auf dem Schloſſe ſeiner Väter geweſen!“ Darauf ſchilderte ich dem Manne die Pracht dieſes „Schloſſes“ in Czortówka. Er wurde bleich; „wenn er in Allem ſo gelogen hat,“ murmelte er erſchreckt und ging betrübt von dannen.

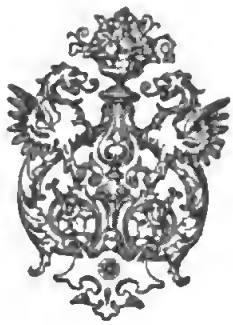
Acht Tage ſpäter las ich in den Zeitungen von dem „Aufſtande von Rakovitza“. Der tolle Starcevic hatte mit einem Advokaten und einem Feldwebel von jenem Oertchen aus ein „Groß-Kroatien“ zu begründen verſucht. Zwei Tage dauerte der Rummel. Einige hundert Grenzer waren durch Geld und Verſprechungen aufgewiegelt, mit trefflichen Gewehren bewaffnet worden. Ihre Offiziere hatten ſie gefangen genommen und zogen gegen Karlſtadt. Da kam Mollinary von Ogulin angerückt und zerſprengte ſie. Ein kläglicher, wahnwitziger Putſch! In weſſen Intereſſe es lag, einen Feuerbrand unter die ungariſchen Slaven zu werfen und ſo die Magyaren zu lähmen, lag klar. In dem des Miniſteriums Hohenwart nicht — eine ſo grelle Illuſtration für die Folgen ſeiner Politik konnte es

nicht brauchen. Der Putsch ward ja auch in der Folge ein Nagel zu seinem Sarge! Sicherlich kam die Aufmunterung aus einer Stadt, die weiter gegen Norden liegt, als Wien. Man grübelte damals viel darüber, woher die Aufrührer das viele Geld genommen. Unser Martin hätte es gewiß genau sagen können.

Nach Pest ist er damals nicht spaziert — mindestens auf jenem „Umwege" nicht. Aber Anderes muß ihm anderwärts geglückt sein. Ich schließe das aus seinem Aeußeren, als ich ihn zum letzten Male sah.

Es war dies im Mai 1877, im Speisesaale des Hotel Metropole. Ich erkannte ihn sofort, trotz der großen Eleganz seines äußeren Menschen, trotz der Verdienstmedaille, trotz des Stanislaus- und des Takova-Ordens. Er sah mich nicht und ich mochte ihn nicht ansprechen, auch aus Neugier nicht, ich sah ja, was er nun geworden: ein Spion höherer Sorte. Und wo er sich seine Lorbeeren geholt, sagte mir der Orden auf seiner Brust. Sah übrigens etwas verlebt aus, der theure Genosse meiner Kindheit. An seiner Seite saß ein junges Frauenzimmer, nicht übel, aber mit echt russischer Knollennase. Sie rauchte wie ein Dampfschlot und trank Liqueur, wie ein alter Wachtmeister. Offenbar eine barmherzige Schwester aus Moskau, die im serbischen Lager Werke der Menschenliebe verrichtet.

So — das ist Alles, was ich von Martin weiß. Vielleicht war es genug, um auch Anderen davon zu erzählen. Was in den zehn Jahren, die seit unserer letzten Begegnung liegen, aus dem talentvollen Menschen geworden ist, weiß ich nicht anzugeben. Weder er noch sein Name sind mir in all' der Zeit vor Augen gekommen. Möglich, daß ihn ein früher Tod ereilt, möglich, daß seine Verdienste nicht die gebührende Schätzung gefunden und er sich in untergeordneter Stellung um sein Adoptiv-Vaterland verdient machen muß, möglich, daß er inzwischen Gründe gefunden, seinen Namen zu wechseln. Nur eines ist unmöglich: ein anständiger Mensch mit ehrlichem Erwerb ist Martin der Rubel nicht geworden.



Digitized by Google

Die Literatur der Kleinrussen.

Mehr als ein anderes Culturvolk haben wir Deutſche fremde Literaturen überſetzt und gewürdigt, und wenn irgend wo, ſo iſt in unſerer Sprache der herrliche tiefe Gedanke einer Weltliteratur kein bloßer Traum mehr. Kein Traum, aber noch lange nicht ſchöne, lebendige Wirklichkeit. Viel Arbeit iſt gethan, größere bleibt übrig. Noch fehlt mancher unſterbliche Dichter in unſerem Pantheon und das iſt ſchmerzlich, aber weit ſchmerzlicher iſt, daß uns noch ganze Literaturen fehlen. Denn ſolche Lücken treffen nicht bloß den geiſtig Genießenden, der gerne „von Weſt und Oſten Zaubertränke koſten“ will, ſondern auch den Geſchichtsſchreiber der Cultur, ja der politiſchen Geſchehniſſe. Für ſtumme Völker ſprechen ihre Dichter, und wo der Arm gebunden iſt, da wird das Lied zur That. Und wäre dies Lied

auch etwa nur ein hilfloſes Stammeln, gering an Wucht und Werth, arm an rein poetiſcher Kraft, es verdiente gehört zu werden in jenem Lande, welches „das Herz Europas“ iſt. Aber noch fühlbarer wird der Entgang, wenn dies Lied voll und kräftig klingt, ſchön und herzbeweglich, wenn es — von allen andern Gründen abgeſehen — auch um ſeiner ſelbſt willen gekannt zu werden verdient.

Und das gilt von jener Literatur, auf welche hier hingewieſen werden ſoll. Das Volk iſt ſtumm, aber aus den Liedern ſeiner Dichter klingt ſein Leid und Schickſal — und dieſe Dichter ſind Poeten von Gottes Gnaden, einer unter ihnen ein unſterblicher Genius. Ich meine die Literatur der Kleinruſſen (auch „Ruthenen“ oder „Ruſſinen“ genannt). Nur ihr Volkslied hat in Deutſchland einige Beachtung gefunden, die Werke ihrer Dichter ſind unbekannt geblieben. Vielleicht weiß hier und da ein Gebildeter, daß Taras Szewczenko ein Poet iſt, den an Kraft und Tiefe der Begabung kein Dichter eines anderen ſlaviſchen Stammes übertrifft; aber das iſt wohl auch Alles. Wir beſchäftigen uns viel mit den Literaturen der Polen und Ruſſen, und es iſt recht ſo: ſie ſind unſerer Mühen werth und werden es von Jahr zu Jahr mehr. Aber von jener Literatur, die zwiſchen beiden ſteht, wiſſen wir nichts. Das iſt ein herbes, unverdientes Geſchick; herb und unverdient, wie das geſammte Schickſal dieſes unglücklichen Volkes.

Ehern liegt dieſes dunkle Loos auf ſeinem Daſein; ſeit Jahrhunderten und wahrſcheinlich für Jahrhunderte. Es kann ſich nicht ſelbſt erlöſen, andere Erlöſer ſind fern. Zäh und geduldig erträgt es ſein Geſchick, von keiner Hoffnung erquickt, aber auf ſeinem Schmerzensgang mitleidig geleitet von dem Klagelied ſeiner Poeten . . . .

Man kann das Geſchick der Kleinruſſen nicht erwähnen, ohne ſeiner Dichter zu gedenken, denn wo fände es ſich erſchütternder, als in ihren Verſen? Und ebenſo wäre es unmöglich, dieſe Dichter zu charakteriſiren, ohne des Fluches zu erwähnen, der ihr Volksthum getroffen. Nach beiden Richtungen hin ſeien hier Andeutungen gegeben, welche dem Leſer des Weſtens zum mindeſten das Wichtigſte vermitteln ſollen.

I.

„Unſere Helden ſind todt, unſer unvergleichlicher Ruhm begraben, aber noch lebt ein Unvergleichliches in unſerer Mitte, größer, als bei allen Völkern der Erde: unſer Unglück!“ Dies bittere Wort eines ukrainiſchen Gelehrten iſt ein Wahrwort. Das zahlreiche Volk der Kleinruſſen, ſeßhaft von den Abhängen der Karpathen bis in die Steppenländer jenſeits des Don, iſt einſt geiſtig regſam, politiſch mächtig und voll kriegeriſchen Ruhms geweſen, wie kein anderer ſlaviſcher Stamm. Schon in jenen grauen Tagen, da ſich die

erſten Spuren ſtaatlichen Lebens auf dem Boden des heutigen Rußland gewahren laſſen, galten ſie als die Führer in Krieg und Frieden, und ihre anſehnlichſte Stadt, Kiew, mindeſtens im nationalen Bewußtſein, als das Centrum Rußlands. Freilich gelang den Fürſten von Kiew die Aufrichtung eines Einheitsſtaates nicht; jeder Gau behielt ſeinen eigenen Lenker, und durch innere Zwietracht, wie durch Erbtheilungen bildete ſich ſogar allmählig jene Maſſe von Theilfürſtenthümern aus, mit der verglichen ſelbſt die wirre Kleinſtaaterei des mittelalterlichen Deutſchlands leicht überſehbar erſcheint, aber kam es überhaupt zu einer gemeinſamen Aktion, einem Eroberungs- oder Beutezug gegen Weſten oder Süden, einem Vertheidigungskampfe gegen die von Oſten her vordrängenden Mongolen, dann fiel den Kleinruſſen die Hauptrolle zu.

Gleich unverkennbar iſt ihr Uebergewicht auf geiſtigem Gebiete. Sie waren es, welche dem Norden und Oſten das Chriſtenthum überbrachten; in ihrer Mitte erblühte, unter dem ſittigenden Einfluß der neuen Lehre, unter dem belebenden Hauch einer bewegten Geſchichte, das Epos und die Annaliſtik; die kirchliche Rhetorik und die Legende traten bald hinzu. Das „Lied vom Heereszuge Igors", die „Annalen" des Neſtor, das „Paterikon" des Höhlenkloſters, die Predigten des Kyrill von Turow ſind kleinruſſiſche Sprachdenkmäler, durch freie, friſche Kraft und Naivetät ausgezeichnet.

„Das war," urtheilt Pypin, „in der äußeren Geſchichte die Epoche kühner Thaten; auf dem Gebiete geiſtiger Cultur die Zeit lebhafter Thätigkeit, denkwürdige Anfänge der Literatur und poetiſcher Schöpfungen." Was der Süden erzeugte, nahm der Norden auf; ſeine älteſten Sprachdenkmäler ſind durchweg nur Ueberſetzungen der oben erwähnten Hauptwerke; an ſich war er poetiſch, wie politiſch ſteril. Eine ähnliche Erſcheinung, wenn auch nicht ſo ſcharf ausgeprägt, begegnet uns ja auch in demſelben Abſchnitt, dem XI. und XII. Jahrhundert, der deutſchen Geſchichte; hier wie dort iſt es kaum auszudenken, wie viel reicher und harmoniſcher ſich die Geſchicke der Nation ausgeſtaltet hätten, wenn die Führung dauernd dem Süden verblieben wäre; hier wie dort fiel ſie ſpäter naturgemäß an den mit fremden Volkselementen vermiſchten Norden. Weiter freilich ließe ſich die Parallele nicht zwanglos durchführen, aber immerhin mag es den Leſer, der den hier behandelten ethnographiſchen Verhältniſſen ganz fremd gegenüber ſteht, halbwegs orientiren, wenn er den Gegenſatz zwiſchen klein- und großruſſiſchem Weſen ähnlich auffaßt, wie den zwiſchen ſüd- und norddeutſcher Art, und in dem einen Punkte trifft ſogar der Vergleich ganz zu, daß es auch hier dem ſonſt ſo viel reicher veranlagten Süden doch an dem Einen und Wichtigſten gebrach: an ſtaatenbildender Kraft. Ueber einen gewiſſen Reſpekt im Frieden und die Herzogs-

würde im Kriege brachten es die Fürſten der Poljanen, deren Hauptſtadt Kiew war, und deren Land damals einzig „Rus“ (Rußland) hieß, nicht hinaus. Ackerbauer und Krieger zugleich, von ungeſtümem Freiheitsſinn erfüllt, widerſtrebten die einzelnen Stämme jedem ſtrengeren Zuſammenſchluß.

Darum unterlagen ſie getrennt dem Erbfeind, dem ſie vereint vielleicht widerſtanden hätten. Mit ungeheurer Wucht brauſten die Mongolen über Rußland hin, die Bewohner wurden zu Sklaven gemacht, der Boden verwüſtet; auch Kiew ſank — 1240 — in Schutt und Aſche. Der Norden konnte ſich wieder erholen, weil ſich hier die verheerende Springfluth jäh verlief, wie ſie gekommen; der reichere, fruchtbarere Süden aber lockte die Eroberer, wenn nicht zu bleibendem Wohnſitz, ſo doch zu häufiger Wiederkehr. So ſchloß um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die erſte Epoche der kleinruſſiſchen Geſchichte, zugleich die einzige, in welcher ſich das geſammte Volk der vollen Unabhängigkeit erfreute, und mit der Freiheit verendete auch zunächſt alles geiſtige Streben unter den Hufen der Mongolenroſſe. Ein gleich jähes und gänzliches Verſtummen all der Stimmen, durch welche eine erwachende Nation ſpricht, läßt ſich ſelten in der Geſchichte nachweiſen. Im Unglück vergangenen Glücks zu gedenken, mag — wenigſtens nach dem Worte des großen Italieners — dem Einzelnen nur ein Quell

bitteren Schmerzes ſein, einem Volke aber iſt's immer auch ein Quell heilſamer Ermannung. Kein Wunder alſo, daß die Kleinruſſen ſpäter ſo oft die Tage ihrer erſten vollen Unabhängigkeit heraufbeſchworen und dies noch heute thun; kein Wunder, daß ſie mit einer Art leidenſchaftlicher Pietät an den Literaturdenkmalen jener grauen Zeit hängen. Sie thun Recht daran, denn es ſind zugleich Beweiſe der Bildungsfähigkeit und poetiſchen Kraft ihres Stammes; kein anderes altſlaviſches Epos kann ſich mit dem „Lied vom Heereszug Igors" meſſen, und einer Erſcheinung, wie den „Annalen" des Neſtor begegnen wir kaum irgendwo auf ähnlicher Bildungsſtufe. Daß die Kleinruſſen aber noch anderweitigen Grund zu eiferſüchtiger Sorge um dieſe ehrwürdige Denkmale haben, ſoll ſpäter klar werden, wenn wir erzählen müſſen, wie man ihnen dieſen nationalen Schatz zu verfälſchen und zu entwenden geſucht.

Die Kataſtrophe von 1240 bedeutete den Kleinruſſen nicht blos den Untergang ihrer einzelnen, ſelbſtſtändigen Staatsweſen, ſondern auch die Abſcheidung von ihren großruſſiſchen Vettern; von da ab ſind der Süden und der Norden in Sprache und Cultur, in ihrer ſtaatlichen und theilweiſe auch in ihrer religiöſen Entwicklung durch faſt vier Jahrhunderte getrennte Wege gegangen. Im Norden, wo die heimiſchen Fürſtenthümer unter dem Anprall der Mongolen auf-

recht geblieben waren oder ſich doch immer wieder aufzurichten vermochten, ſobald dieſer Anprall vorüber gegangen, vollzog ſich allmählig eine politiſche und geiſtige Centraliſation; Moskau und Nowgorod wurden nicht blos die Hauptorte mächtiger Großfürſtenthümer, ſondern auch — insbeſondere das erſtere — Stätten einer eigenthümlichen, freilich überaus beſchränkten und früh erſtarrten, aber doch immerhin nationalen Cultur; ſtetig vollzog ſich die Aſſimilation der fremden, aſiatiſchen Volkselemente im Norden und Oſten, faſt ebenſo ſtetig die Entwicklung zum Einheitsſtaate. Anders im Süden. Die Hauptmaſſe des Volkes unter fremder Herrſchaft, im zähen Kampfe um Sprache, Glauben und Eigenart die beſten Kräfte aufzehrend; nur einige Stämme — im Oſten die Koſaken, im Weſten die Galizier — ihre Freiheit länger behauptend, aber ſtets durch den Einfluß widriger Verhältniſſe gehemmt und an gedeihlicher Entwicklung verhindert, bis auch ſie dem Sklavenloſe verfielen: ſo ſtellt ſich das Geſchick der Kleinruſſen bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts in den allgemeinſten Umriſſen dar. Wir wollen dasſelbe nun, ſo weit es für die Zwecke der vorliegenden Darſtellung nothwendig, näher in's Auge faſſen.

Die mongoliſche Herrſchaft währte kurz, die wilden Horden vermochten Reiche zu zertrümmern, nicht aufzubauen; kaum drei Menſchenalter nach dem Sturze

Kiews begegnen wir neuen Eroberern auf dem verwüſteten Boden: um 1320 ſäuberte der Litauer-Herzog Gedimin dieſe Landſchaften von den Mongolen und vereinigte Wolhynien und das Gebiet von Kiew mit ſeinem Reiche. Das Loos der Kleinruſſen geſtaltete ſich unter der neuen Herrſchaft zunächſt nicht ungünſtig. Gedimin, obwohl Heide, tolerirte den chriſtlichen Glauben, ſeine Nachfolger wurden ſelbſt griechiſch-orthodoxe Chriſten. Auch ſtanden die Unterjochten trotz des radikalen Einſchnitts, den die Mongolenherrſchaft in ihre geiſtige Entwicklung gemacht, doch noch immer auf höherer Culturſtufe, als die neuen Eroberer; ihre Sprache, dieſes nie trügende Zeugniß geiſtiger Trägheit oder Arbeitſamkeit einer Nation, war ausgebildeter als die litauiſche; ſie wurde — wenn nicht in ganz Litauen — ſo doch innerhalb der kleinruſſiſchen Grenzen die Staats- und Rechtsſprache. Allmählig, wie ſich die Halme nach dem Gewitter wieder aufrichten, wurden auch wieder geiſtige Beſtrebungen ſichtbar, die an die Kiewer Tradition anknüpften. Da aber vollzog ſich ein politiſches Ereigniß, welches für die Geſchicke der Kleinruſſen von verhängnißvollſter Bedeutung werden ſollte: die Vereinigung Litauens mit Polen. Je inniger ſich die Verſchmelzung beider Länder geſtaltete, je mächtiger der polniſche Einfluß anwuchs, bis endlich beide Staaten zu einem polniſchen Einheitsſtaat wurden, um ſo bitterer geſtaltete ſich die

Lage der Unterworfenen. Nicht blos um des uralten Erbhaſſes willen, der ſich einſt — vor der Mongolenzeit — in unzähligen Kämpfen entladen, noch mehr aus politiſcher Raiſon mußte den Polen der Beſtand einer geſonderten kleinruſſiſchen Nationalität innerhalb ihres ſonſt ziemlich homogenen Staates ein Dorn im Auge ſein; der katholiſche Fanatismus gegen die Häretiker, die Furcht der ariſtokratiſchen Herren vor der altſlaviſchen demokratiſchen Organiſation der ruſſiniſchen Bauernſchaften — letzteres ein bisher kaum gewürdigter und doch ſicherlich ſchwerwiegender Factor — traten als wichtige Motive hinzu. Und daher begann nun ein Kampf, wie er gleich hartnäckig und zielbewußt ſelten zwiſchen zwei Nationen geführt worden, ein grauſamer Kampf der Mächtigen gegen die Wehrloſen, der gleichwohl nicht mit dem völligen Siege der Erſteren endete. Es iſt hier nicht des Ortes, der einzelnen Stadien zu gedenken, wir begnügen uns, das Endreſultat zu verzeichnen. Den Polen gelang viel: aus den freien Bauern wurden Unterthanen, dann allmählig ſogar, freilich ſehr langſam, geduldige Hörige; die vornehmen Kleinruſſen ſchloſſen ſich dem herrſchenden Stamme an und verſchwägerten ſich mit der polniſchen Szlachta; die Gebiete des weſtlichen Kleinrußland wurden ihrer politiſchen Organiſation nach polniſche Woiewodſchaften, welche ſich endlich nur durch die Sprache und den Glauben der Bauern und Kleinbürger von den anderen

Gebieten der Respublica Polonia unterſchieden. Aber auch dieſen Unterſchied und damit die Nationalität ſelbſt hinwegzuräumen, gelang den Polen nicht. Die kleinruſſiſche Sprache war zur Bauern- und Kirchenſprache geworden, aber als ſolche erhielt ſie ſich; die Kleinbürger und Bauern waren zäh, die griechiſch-orthodoxen Popen nicht minder. Die Polen verachteten dieſe lingua rustica, welche in Wahrheit das reinſte und wohllautendſte ſlaviſche Idiom iſt; aber ſie hätten ihr nur durch polniſche Landſchulen an's Leben greifen können, und Schulen für Hörige zu gründen, das ſtand dem Geiſte jenes Zeitalters ſo fern, daß es nicht einmal als Mittel zum Zweck verſucht wurde. Anderes aber entſprach ſeinem Geiſte: gewaltſame Bekehrungen. Viele Greuel ſind im Namen des Allerbarmers auf Erden begangen worden, ſelten größere als hier . . . Aus den Griechiſch-Orthodoxen wurden, weniger durch das Miſſionskreuz des Jeſuiten, als durch das Schwert des Woiewoden, wenn auch nicht überall, ſo doch in mehreren Landestheilen Griechiſch-Unirte. Die Bauern fügten ſich, die Popen gehorchten, aber die nationale Sprache mußte man auch nun ihrer Kirche laſſen: römiſch-katholiſch wurden ſelbſt dieſe „Bekehrten“ nicht, geſchweige denn die Anderen. Eine Nation von armen Handwerksleuten, von Hörigen und ihren Prieſtern, das wurden die Kleinruſſen allmählig unter polniſcher Herrſchaft, aber eine Nation blieben ſie doch . . . .

Schon daraus geht hervor, daß es hauptſächlich Waffen des Charakters waren, welche die Unterdrückten ihren Drängern entgegenſetzten, Zähigkeit und Dulder-muth. Aber auch an geiſtigen Waffen hat es nicht gefehlt und es gereicht ſicherlich den Kleinruſſen zur hohen Ehre, daß wir ſelbſt in dieſer ſo düſteren Epoche ihrer Geſchichte von einer Art nationaler Literatur ſprechen dürfen, „von einer eigenartigen und leben-digen Bewegung der Geiſter, die in vielen Zügen an die alte Zeit erinnert“ (Pypin.) Selbſtverſtändlich ging ſie zunächſt aus geiſtlichen Kreiſen hervor, aber ihr Zweck war nicht blos, den Glauben, ſondern in ihm und neben ihm auch das gefährdete Volksthum zu ſchützen. Während in Großrußland die mächtige, vom Staate geſchützte und gehegte orthodoxe Kirche ſich immer mehr zu ödem Formelkram verſteinerte, em-pfand es hier die grauſam verfolgte, von der Propa-ganda halb verdrängte Kirche naturgemäß als Lebens-bedürfniß, ſo volksthümlich, als irgend möglich, zu bleiben. Daher trat hier an die Stelle des Altſlaviſchen, weil es dem Volke unverſtändlich war, nicht blos in der Predigt, ſondern auch vielfach im Ceremoniell die leben-dige Volksſprache; daher begegnen wir hier um Jahr-hunderte früher, als im Norden, den erſten Überſetz-ungen der heiligen Schriften; daher ſchlug hier die theologiſche Literatur einen derben, draſtiſchen, durch-aus praktiſchen Ton an, ihr Zweck war ja auch nicht

die gelehrte Darſtellung der Dogmen oder Anregung zu myſtiſcher Grübelei, ſondern einzig die Bewahrung des gemeinen Manns, des Bauers und Kleinbürgers, vor den Einflüſterungen der Katholiken. Dieſe Literatur wollte ſtählen und tröſten, wollte raſch und in den weiteſten Kreiſen wirken, und darum wählte ſie auch nicht die Form von Folianten, ſondern von Broſchüren, von fliegenden Blättern, die oft neben einem derben Holzſchnitt, der etwa einige Polen in der Hölle darſtellte, nur kräftige Flüche gegen den Katholizismus und eine kurze, ſaftige Anpreiſung des „alten, einzig-echten“ Glaubens enthielt. „Fürchtet euch nicht vor den Polen,“ ruft z. B. der derbſte und populärſte Schriftſteller dieſer Zeit, Johann Wiſzniewski, ſeinen Landsleuten zu, „ſondern fürchtet Euch vor dem Schöpfer der Polen, der ihre und eure Seelen in ſeiner Fauſt hält. Wiſſet, daß unſere ſlaviſche (Kirchen-) Sprache vor Gott geehrter iſt, als die lateiniſche, aber das zu beweiſen habe ich keinen Raum.“ Inhaltlich, wie in der äußeren Ausſtattung erinnert dieſer kampfluſtige, theologiſch-politiſche Flugſchriftenſchwarm lebhaft an die Broſchüren-Literatur, wie ſie zur ſelben Zeit, im XVI. Jahrhundert, die Ausbreitung des Proteſtantismus in Deutſchland begleitete und förderte, auch fehlt es mindeſtens an einem geiſtigen Berührungspunkte zwiſchen Beiden nicht: dem Haß gegen das römiſche Papſtthum. So mag es auch vielleicht nicht ganz ein

Zufall ſein, daß die erſten Buchdruckereien auf kleinruſſiſchem Boden von Deutſchen gegründet wurden, welche im Geruche „Lutheriſchen Teufelsdienſtes“ ſtanden und auch deßhalb viel Unbill ertragen mußten; die Zahl der Officinen wuchs übrigens — der beſte Beleg für die Lebhaftigkeit der ganzen Bewegung — dennoch raſch an; es gab deren bald mehr als zwanzig, darunter die meiſten in ganz kleinen Städten, oder in Klöſtern, wo ſie ſich der Beobachtung und Verfolgung des katholiſchen Klerus leichter entziehen konnten. An geiſtiger Regſamkeit übertraf damals überhaupt der geknechtete Süden den national ſelbſtſtändigen Norden weitaus; aus der Zeit bis 1600 kennt man heute aus dem moskowitiſchen Rußland 16, aus Kleinrußland 67 Druckwerke.

Auch ein anderes Mittel, den Eifer für Glauben und Volksthum in die Maſſe zu tragen, bildete zuerſt der Süden aus: das „Bratstwo“, die „Brüderſchaft“, d. h. die enge ſoziale Vereinigung aller zu einem Kirchenſprengel gehörigen Gläubigen, der als wichtigſtes Recht das Patronat über ihre Kirche zuſtand. Wie die äußere Organiſation und die Aufrichtung der kirchlichen Gemeinderechte nach deutſchem Muſter, dem Magdeburgiſchen Stadtrecht, erfolgte, ebenſo läßt ſich nicht bezweifeln, daß auch der leitende Gedanke aus dem proteſtantiſchen Deutſchland herübergeflogen: die Organiſirung der Laienſchaft zum Zwecke kräftiger Ein-

flußnahme auf die Kirche. Während die „Brüderſchaften“ im Norden, wo ſie gleichfalls allmählig Eingang fanden, niemals zu größerer Bedeutung gelangten, es ſei denn für die Branntwein-Produktion, behielten jene des Südens eine ernſtere und edlere Richtung; ſie kneipten viel, aber ſie ſchützten ihre Kirchen und gründeten zahlreiche Schulen; auch manche Druckerei dankt ihnen die Entſtehung. Sie thaten dies, weil ſie — wie dies ein gleichzeitiges Aktenſtück ausdrückt — erkannten, „daß ſie nie in ſolches Verderben (durch Polen und Jeſuiten) gerathen wären, wenn ſchon ihre Väter das Wiſſen gepflegt hätten“. Anfänglich nur für kirchlich-polemiſche Zwecke beſtimmt, nahmen dieſe Anſtalten bald eine populärere und weltliche Richtung; ihre Frucht war es, daß zahlreiche Bürger, auch einzelne Adelige ihrer Nationalität erhalten oder zurückgewonnen wurden. Unter den Letzteren wirkten die Fürſten Kurski, Obolenski und Oſtroſzski auch als Schriftſteller zu theologiſch-politiſchen Zwecken; die meiſten anderen Scribenten jener Zeit waren, wie erwähnt, Prieſter. Ihre Namen ſind in viel ſpäterer Zeit theilweiſe entdeckt und der Vergeſſenheit entriſſen worden, denn es bedarf angeſichts der politiſchen Verhältniſſe kaum der Beifügung, daß die meiſten Werke, und nun gar die Flugſchriften anonym oder pſeudonym erſchienen. Seit die Polen durch die Union von Breſt (1596) der gewaltſamen Katholiſirung einzelner Landestheile gleich-

ſam dem offiziellen Stempel aufgedrückt, wurde der Druck noch viel ſchlimmer, aber auch der Widerſtand ſofort energiſcher. Immer heftiger klang die Sprache der kirchlichen Schriften; Flugblätter und Broſchüren hiſtoriſchen Inhalts, welche das Volk an ſeine Vergangenheit erinnerten, traten hinzu. Hingegen ſchwieg die Kunſtpoeſie faſt völlig; was an Verſen aus jener Zeit erhalten geblieben, ſind einige wenige religiöſe Lieder. Um ſo wilder, heißer und leidenſchaftlicher rief das Volkslied zum Kampf gegen die Dränger auf.

Dieſe Stimmen ſollten nicht wirkungslos verhallen: es kamen die Tage fürchterlicher Vergeltung, das polniſche Joch ward wenigſtens von einigen Provinzen abgeſchüttelt; „Verderben erwuchs aus der blutigen Saat", wie es im Igorsliede heißt. Es iſt meines Erachtens nicht zutreffend, den Einfluß der eben charakteriſirten Tendenz-Literatur auf die ſpäteren Ereigniſſe, wie dies z. B. auch Pypin und Koſtomarow thun, allzuhoch anzuſchlagen; der Werth des gedruckten Worts kann ja bei einem Volke, deſſen Hauptmaſſe nicht leſen kann, naturgemäß nur ein beſchränkter ſein; immerhin muß dieſer Literatur die Bedeutung gewahrt bleiben, das Nationalbewußtſein in den höheren Schichten wach erhalten, dieſelben zu lebhafter Einwirkung auf die Maſſe angeregt, endlich aber den geiſtigen Zuſammenhang zwiſchen den Unterjochten und ihren Be-

freiern geſtärkt, ja leidenſchaftlich belebt zu haben. Mehr nicht, aber auch dies iſt nicht wenig.

Dieſe Befreiung nämlich vollzog ſich zunächſt nicht im Wege einer Revolution des geſammten Volkes, ſondern durch das Eingreifen eines der kleinruſſiſchen Stämme, welcher ſeine Freiheit, wie bereits erwähnt, weit länger bewahrt und nie ſo völlig verloren hatte, wie die übrigen, der Koſaken. Sie waren auch dann noch unbezwungen geblieben, als jener andere Stamm, von dem wir oben gleichfalls angedeutet, daß er auch unter mongoliſcher und litauiſcher Herrſchaft ſeine Unabhängkeit bewahrt, der weſtliche, längſt — bereits um die Mitte des XIV. Jahrhunderts — unter fremde Botmäßigkeit gekommen war, zuerſt jene der Ungarn, dann (1387) die der Polen. Seither hatten die Bewohner von Halicz und Wlodimir (Galizien und Lodomirien) nicht blos das traurige Loos der anderen Stammesbrüder getheilt, ſondern noch härteren Druck erlitten, ſchon wegen der näheren Nachbarſchaft mit den rein polniſchen Provinzen. Anders die Koſaken, und ihrer muß nun eingehender gedacht werden, nicht blos, weil ihr Eingreifen das äußere Loos der Nation beſtimmte, ſondern auch, weil Volks- und Kunſtpoeſie ſpäter in ihren Geſchicken, ihrer Eigenart den vornehmlichſten Stoffkreis fand.

II.

Es war ein tapferes, kriegsluſtiges Volk geweſen, welches dem Anprall der mongoliſchen Horden erlegen war, und wenn ſich auch die Mehrzahl dem Sklavenſchickſal anbequemte und an der Scholle kleben blieb, ſo zogen doch Tauſende und aber Tauſende das Exil und die Freiheit vor. Sie wandten ſich nach den faſt unbewohnten Landſchaften zwiſchen Dnjeper und Don und begannen von hier aus ihren wilden Guerilla-Krieg gegen die Unterdrücker, alſo anfangs gegen die Mongolen (Tartaren), dann gegen die Litauer und Polen. Wenn Bodenſtedt — in ſeinem ſonſt ſehr verdienſtvollen Werkchen: „Die poetiſche Ukraine“, einer Sammlung kleinruſſiſcher Volkslieder — betont, daß „die Nothwendigkeit der Beſiegten, ihr Leben durch die Flucht in entfernte Gegenden vor der Gewalt der Sieger zu wahren“, die Urſache der Entſtehung des Volks der Koſaken geweſen, und den „Trieb, ſich zu rächen“, nur als „das natürliche Reſultat einer ſo mühevoll errungenen Sicherheit“ gelten laſſen will, ſo bleibt er für dieſe Behauptung den Beweis ganz ſchuldig und die Thatſachen ſcheinen mir durchaus gegen ſeine Auffaſſung zu ſprechen. Selbſt den Mongolen war in Südrußland, das ſie dauernd beherrſchen wollten, der lebendige Sklave, der ihnen das Feld baute, lieber als der todte; ſie mordeten die Unterworfenen nicht,

geſchweige denn, daß dies die Litauer thaten; die bloße Wahrung des Lebens konnte alſo nicht das Motiv zur Flucht ſein, wobei ja ferner zu erwägen iſt, daß dann die Geflüchteten nicht ſofort eine Lebensführung gewählt hätten, die wahrlich keine „Sicherung" verbürgte: raſtloſe Kriegszüge in die alte Heimat, Tag um Tag Gefahr und Kampf! Auch waren es ja nicht ganze Sippen, nicht Männer mit Weib und Kind, welche in die Steppe flüchteten, ſondern junge Männer, deren einzigen Beſitz Pferd, Lanze und Schwert bildeten, ſo daß gerade im erſten Jahrhundert ſich ihre Zahl hauptſächlich durch neuen Zuzug, nicht durch Geburten mehrte; manche Expedition hatte denn auch nicht nur Krieg und Raub, ſondern vornehmlich die Erbeutung von Weibern zum Ziele. Wenn dieſer ewig bedrohende und bedrohte, ankämpfende und bekämpfte Kriegerſchwarm ſich dennoch nicht allein behauptete, ſondern auch allmählig zu furchtbarer Macht anſchwoll, ſo muß der Grund hiefür keineswegs, wie dies das Volkslied und nach ihm die nationalen Hiſtoriker mit faſt gleicher Naivetät thun, einzig in der Heldenhaftigkeit des Volkscharakters geſucht worden; auch Polen, Litauer und Großruſſen waren keine feigen und unkriegeriſchen Nationen. Hier wirkten eine ganze Reihe von Urſachen zuſammen: die Lage und Beſchaffenheit des gewählten Aſyls, welches durch die Stromſchnellen und Felſenhänge des Dnjeper, wie durch die Wüſtheit der

nächſt angrenzenden Gebiete gleichſam eine natürliche Feſtung bildete; der raſche und gewaltige Zuzug, den die erſten Flüchtlinge aus den Reihen der in der Heimath verbliebenen Volksgenoſſen in Folge der ſteigenden fremden Tyrannei erhielten; ferner die politiſchen und Cultur-Verhältniſſe der benachbarten Völker. Innere Wirren und Verfolgungen, barbariſche Zuſtände, Raub- und Abenteuerluſt führten den Koſaken zahlloſe Genoſſen fremder Stämme, Tartaren, Moskowiter, ſelbſt Polen nnd Litauer zu; auch vereinigten dieſe benachbarten Völker, durch bitterſten Hader unter einander getrennt, niemals ihre Macht, um das gefürchtete Krieger- und Räubernest in der Steppe auszuheben; im Gegentheil, zogen die Koſaken gegen polniſches Gebiet, ſo waren ſie der heimlichen oder offenen Unterſtützung von Seiten der tartariſchen Chane oder der moskowitiſchen Czaren gewiß, und umgekehrt. Es iſt eine Schwäche nationaler Hiſtoriker, den Miſchlings-Charakter des Koſakenſtamms zwar nicht zu leugnen — das wäre angeſichts der zahlloſen Thatſachen, die ihn erhärten, unmöglich — aber nach Kräften zu ignoriren; fehlt es doch ſogar an Stimmen nicht, welche ihn als den reinblütigſten Slavenſtamm rühmen und ſeine Organiſation als Muſter altſlaviſcher Kriegsverfaſſung! Im Gegenſatz hiezu muß hervorgehoben werden, daß dieſe Organiſation eine höchſt merkwürdige Miſchung ſlaviſchen Gemeinde- und aſiatiſchen Horden-

weſens war; daß ſich insbeſondere die ungeheure Autorität des freigewählten Hetmans im Felde — ein Zug, der die großen Erfolge der Koſaken mit erklärt — auf das Vorbild aſiatiſcher Chane, die Wirkung des fremden Blutes zurückführen läßt, ähnlich, wie die nördlichen Ruſſenſtämme erſt durch die ſkandinaviſchen Waräger, die Balkanſlaven durch die finniſchen Bulgaren zu ſtarkem Zuſammenſchluß gelangten. Unbedingt zuzugeben aber iſt, daß ſich dieſe fremden Elemente, ſo zahlreich ſie geweſen ſein mögen, gleichwohl dem Hauptſtamme vollſtändig aſſimilirten, daß die Koſaken nach Sprache, Glauben und Volksbewußtſein ſtets ein einheitliches Volk darſtellten: Kleinruſſen griechiſch-orthodoxen Bekenntniſſes.

Daher blieb denn auch ihr Zuſammenhang mit der geknechteten Hauptmaſſe des Volkes ſtets aufrecht, aber er geſtaltete ſich erſt dann wieder innig und lebendig, als ſie auch das Loos der Andern theilten. Wie die Koſaken allmählig unter polniſche Botmäßigkeit geriethen, darf hier, wo uns die politiſchen Entwicklungen nur ſo weit intereſſiren, als ſie die geiſtigen mitbeſtimmen, blos kurz angedeutet werden. Aus einer Rächerſchaar waren die Koſaken allmählig die echten Landsknechte des Oſtens geworden, ſie zogen mit den Walachen gegen die Tartaren, den Ungarn gegen die Walachen, dann im Frühling mit den Ruſſen gegen die Polen, im Herbſte mit den Polen gegen die

Ruſſen. Daß ſie es waren, die in den Kämpfen dieſer beiden großen Nationen um den Beſitz der ungeheuren Ebenen zwiſchen Europa und Aſien — das eigentliche „Halb-Aſien“ — entſchieden, wird im Volkslied bald als Glück gerühmt, bald als Unglück beklagt; auch die erſtere Auffaſſung läßt ſich anſcheinend rechtfertigen — das Kriegshandwerk wurde bis zur Virtuoſität ausgebildet und brachte Wohlſtand in die Steppe — in Wahrheit war dieſes Miethlingsſyſtem nur verhängnißvoll. Für eine fremde Sache verſpritzte der Stamm ſein beſtes Blut und ſank an Zahl und Kraft, wie an moraliſcher Würde; aus dem gemietheten Söldner mußte allmählig ein Vaſall werden. Die Hetmane der Koſaken huldigten dem Polenkönig, ſchon im XVI. Jahrhundert reichte die Herrſchaft der Polen bis in die Steppen des Don; nicht fremde Macht, ſondern der Mißbrauch der eigenen Kraft hatte dies verſchuldet. Auffällig erſcheint es nur, daß die Koſaken nicht an das glaubensverwandte Rußland, ſondern das katholiſche Polen fielen, aber auch dies erklärt ſich durch die größeren Geldmittel und die ſchlauere Politik der Krakauer Regierung, endlich durch die ausgiebigen Proben der „moscovitica fides“, welche die Koſaken ſeitens der Großruſſen erhalten hatten. Übrigens waren die Polen auch darin vorſichtig genug, die Unterworfenen das Joch nicht allzuſchwer fühlen zu laſſen; bis gegen Ende des XVI. Jahrhunderts blieb

den Koſaken die Selbſtverwaltung und die Glaubensfreiheit gewahrt, und ſo lange ſie ſich derſelben erfreuten, bewegte ſich auch ihre Intervention zu Gunſten der weſtlichen Stammesbrüder in engen und friedlichen Bahnen: die Hetmane veranlaßten, daß ein vertriebener Biſchof wieder eingeſetzt, eine geſchloſſene Kirche geöffnet wurde; gemaßregelte Prieſter fanden bei ihnen Schutz. Es war eine Art unoffiziellen, friedlich vermittelnden, nie drohend auftretenden Patronats, etwa jener Fürſorge vergleichbar, welche die öſterreichiſche Regierung vor der Occupation Bosniens für die dortigen Katholiken erwies.

Dies wurde ſeit der Breſter Union anders. Im Weſten ſteigerte ſich die Drangſal, im Oſten begann ſie. Hier wie dort durchzogen Jeſuiten, von Bewaffneten geleitet, das Land, ſchloßen die Kirchen, vertrieben die Popen, und machte jede Gemeinde, welche ſich nicht fügen wollte, mit Feuer und Schwert katholiſch. Aber während ſich im Weſten blos die Erbitterung mehrte, griffen die Koſaken ſofort zu den Waffen. Ein Kürſchnersſohn aus Oſtrog, Nalewajko, der durch Seeräuberei gegen die Türken zu Reichthum und Anſehen gekommen, ſtellte ſich mit einem andern Hetman, Laboda, an die Spitze der Empörer, und mit unglaublicher Raſchheit, wie etwa ein einziger Feuerbrand oft die ganze ungeheure Steppe in Flammen ſetzt, loderte es vom Don bis nach Wolhynien hinein

in furchtbarer Entrüſtung und Rachegier auf; keines katholiſchen Prieſters, keines Adeligen Leben wurde geſchont. So jäh der Aufruhr ſich erhoben, ſo langſam und mühevoll ward er erſtickt (1598). Die Polen mußten ihre beſte Kraft daran wenden, aber zur Mäßigung bewog ſie auch dieſe Erfahrung nicht. Furchtbarer, als die Gräuel der Empörer, waren jene der Sieger, und gleich darauf begann wieder das „Katholiſch-Machen", welches Wort — bezeichnend genug — noch heute unter den Kleinruſſen dieſelbe Bedeutung hat, wie in jenen öſterreichiſchen Gebirgsthälern, wo einſt die Pallaſche der Ferdinandeiſchen Dragoner die Gegen-Reformation beſorgten. Von da ab, durch mehr als 50 Jahre, bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts laſtete auf dem geſammten Volke von den Abhängen der Karpathen bis in die Wolga-Steppe dieſelbe Tyrannei und wühlte in den Gemüthern dieſelbe Empörung; als Boten flogen von Weſt gegen Oſt, von Oſt gegen Weſt dieſelben Volkslieder gegen die verhaßten „Ljachen" (Polen) und weckten in Jedes Bruſt die gleiche wilde, ſtürmiſche Empfindung. An herber Kraft, an heißem Gefühl, wie an poetiſchem Werthe dürfen ſich dieſe Lieder den Kampf- und Racheliedern des Weſtens, z. B. der Schotten, ebenbürtig an die Seite ſtellen. Da ruft der Rabe durch die Steppe, ob nicht bald der Koſake komme, um ihnen ihr Mahl aus Polenleibern zu bereiten; da erzählt ein Lied, wie

der Pole dem Prieſter auf den Bart geſpieen und den Altar entweiht; ein drittes gedenkt der einſtigen Siege der Koſaken über die Polen und frägt, ob den Enkeln der Sieger aller Muth entwichen; ein viertes — eine Perle der Volkspoeſie — berichtet, wie die Polen „Schön-Ännchen“ auf dem Markte zu Kiew zu Grunde gerichtet, ein fünftes feiert die Thaten Nalewajko's und Laboda's. Die beiden „Rächer“ fanden bald zahlreiche Nachahmer. Immer wieder lohte während dieſer furchtbaren fünf Jahrzehnte die Flamme der Empörung auf, immer wieder ward ſie auf's grauſamſte erſtickt, aber jede folgende übertraf die früheren an Verbreitung, und jene unter Taras Triasſylo und Pawliuk (1630) beſchäftigte die Polen durch ſieben Jahre; erſt die Schlacht bei Dorowitza (16. Dezember 1637) in welcher 6000 Koſaken fielen, gab dem Lande die Ruhe wieder. Auch ſie ſollte nicht lange währen; was dieſem zertretenen und ſich immer wieder zum Verzweiflungskampfe emporreckenden Volke bis dahin gefehlt: ein hochbegabter, auch politiſch geſchulter Führer, das war ihm in Bogdan Chmelnicki erwachſen. Der Mann iſt unzweifelhaft die gewaltigſte Geſtalt der kleinruſſiſchen Geſchichte. Koſake von Geburt, in der Schule der Kiewer „Brüderſchaft“ zu glühendem Patriotismus und fanatiſcher Anhänglichkeit an den Vaterglauben erzogen, dabei durch Energie und Talent im Beſitz einer für ſeine Zeit und ſein Volk ganz ungewöhn-

lichen Bildung, that er ſich in polniſchen Kriegsdienſten gegen die Türken ſo ſehr hervor, daß ihn König Wladislaus IV. mit ſeinem beſonderen Vertrauen beehrte. Aber die Hoffnung, durch ſeinen Einfluß auf den König das Loos ſeiner Volksgenoſſen zu beſſern, täuſchte ihn; vom König ſeiner „verbrecheriſchen Geſinnung“ wegen verſtoßen, rettete er ſein Leben vor den Nachſtellungen der Magnaten nur durch die Flucht auf eine öde Inſel im Dnjeper; von hier aus bewog er die Koſaken zu einem neuen Aufruhr. Klar erkennend, daß ſich das geſchwächte Volk aus eigener Kraft unmöglich befreien könne, ſchloß er gleichzeitig ein Bündniß mit den Tartaren, ſchlug mit deren Hilfe die Polen, wo er ſie fand, brachte ganz Südrußland unter ſeine Botmäßigkeit und dictirte den Polen (1649) den Frieden von Zborow: die Koſaken wurden als freies Volk anerkannt, den anderen Kleinruſſen Schutz des Glaubens und der Nationalität zugeſichert. Es war ein Erfolg, wie ihn das unglückliche Volk kaum je zu erhoffen gewagt: ſeine Leidensgeſchichte ſchien für immer abgeſchloſſen.

Aber der Friede von Zborow bedeutet keinen Wendepunkt der kleinruſſiſchen Geſchichte, nur eine lichte Epiſode in dem tiefen Düſter. Der Nachfolger Wladislaus IV., Johann Caſimir, der aus einem Jeſuiten ein König geworden, hielt ſein königliches Wort wie ein Jeſuit: im Weſten begann die Verfolgung von

neuem, gegen die Koſaken ward ein Heer zuſammengezogen. Wieder griff Chmelnicki zum Schwerte, warb diesmal die Pforte zum Bundesgenoſſen und ſchlug mit ihrer Hülfe die Polen abermals ſo gründlich, daß Caſimir den Vertrag von Zborow neuerdings beſtätigte und beſchwor. Dies hinderte ihn nicht, denſelben im nächſten Jahre abermals zu brechen; insbeſondere ward nun das Loos der Bauern im Kiewer Gebiet ein ſo furchtbares, daß ſie ſich zum Verzweiflungskampf erhoben. Wieder eilte ihnen Chmelnicki zu Hülfe und ſchlug mit Hülfe der Tartaren die Polen zum dritten Male. Bis tief nach Litauen hinein ſtreiften bereits ſeine Schaaren, als es Kaſimir durch ungeheure Geldopfer gelang, den Tartarenchan von Chmelnicki zu trennen. Von ſeinen Bundesgenoſſen verlaſſen und ſeines Volkes ſicheren Untergang vor Augen, wählte Chmelnicki den einzigen Ausweg, der ihm noch blieb: er ſtellte ſein Volk durch den Vertrag von Perejaslaw (1654) unter moskowitiſchen Schutz. In demſelben ſicherte Czar Alexei Michailowitſch den Kleinruſſen volle Freiheit und das Recht nationaler Selbſtverwaltung zu; der Gegenpreis war Anerkennung der Souveränetät des Czaren und Verpflichtung zur Heerfolge im Kriege. Von großruſſiſchen Hiſtorikern wird auf dieſen Vertrag ein ungemeines Gewicht gelegt, weil er „die friedliche Wiedervereinigung des Südens mit dem Norden“ bedeute und als Beweis gelten müſſe, daß

ſich die Kleinruſſen freiwillig und aus natürlicher Sympathie ihren großruſſiſchen Brüdern angeſchloſſen. In Wahrheit kann hier von freiem Willen nicht die Rede ſein; es war ein Schritt, zu dem die äußerſte Noth zwang; zweifelhaft kann es bloß ſein, ob Bogdan Chmelnicki ſich darüber klar war, daß die Glaubenseinheit der einzige Vorzug der ruſſiſchen Herrſchaft ſein könne, daß an Schonung der Freiheit und der Nationalität ſeitens des tyranniſchen, mit brutaler Kraft ſeinen Einheitsſtaat geſtaltenden Hauſes Romanow ebenſowenig zu denken ſei, als ſeitens des Jeſuiten auf dem Polenthron, oder ob er dies doch für möglich erachtete. Jedenfalls hielt der „große Hetman“ den Vertrag ehrlich ein, ja er iſt als ein Opfer ſeiner Vertragstreue geſtorben; der Sultan ließ ihn, weil er ein Bündniß gegen ſeinen neuen Lehensherrn abgelehnt, 1657 vergiften; ſo beſtimmte ihn auch ſein Tod dem Looſe, welches er ſich durch ſein Leben verdient: als Volksheld unſterblich in den Liedern ſeiner Nation fortzuleben. Ob ſein Sohn und Nachfolger Georg derſelben Geſinnung geweſen und die Fühlung mit Türken und Polen erſt dann geſucht, als der Czar an die zugeſicherte Selbſtverwaltung der Koſaken getaſtet, ob im Gegentheil Georg zuerſt den Vertrag gebrochen — dieſe Frage mag den Spezialhiſtoriker beſchäftigen; gewiß iſt, daß der Moskowitismus höchſtens einer Veranlaſſung, aber keineswegs eines Grundes für ſein Streben

bedurfte, den Koſaken, trotz aller Verträge und Zuſagen, ihre Sonderſtellung zu nehmen. Georg endete in Dunkel und Elend; ſein nomineller Nachfolger in der Hetmanswürde, Iwan Samailowicz, war in Wahrheit bereits ein Statthalter des Czaren. Als daher der 1667 zwiſchen Polen und Rußland abgeſchloſſene Friede zu Andruſſowo dem Vertrag von Perejaslaw nur zum Theil ſtaatsrechtliche Gültigkeit gab — Kleinrußland bis an den Dnjeper verblieb den Polen und Kiew kam erſt 1686 definitiv an Rußland — da konnte die politiſche Theilung der Nation nicht von vornherein und an ſich als ein Unglück erſcheinen; der größere Theil hatte den Zwingherrn gewechſelt, der kleinere war unter die alte Herrſchaft zurückgekehrt; es konnte ſich nur darum handeln, weſſen Joch ſanfter zu tragen war.

Faßt man dieſes politiſche Reſultat eines jahrzehntelangen, mit der Kraft und Wucht der Verzweiflung geführten Befreiungskampfes ins Auge, ſo muß es als ein geringfügiges erſcheinen und könnte den Trugſchluß ermöglichen, daß die Bedeutung der Epoche Chmelnicki's für das Geiſtes- und Empfindungsleben der Nation gleichfalls keine große geweſen. In Wahrheit aber war dieſe Bedeutung eine ungemeine und in den Folgen kaum abſchätzbar. Wie viel Schweres ihnen auch von 1660 ab dies- und jenſeits des Dnjeper zu tragen auferlegt war — den Kleinruſſen blieb doch das Bewußtſein lebendig, daß ſie ſeit vier Jahrhunderten

zum erſten Mal wieder für eine Spanne Zeit, völlig aus eigener Kraft, unter einem ſelbſt erkorenen Führer, als eine freie und einige Nation dageſtanden, welche ſich dann durch einen Staatsvertrag einem glaubensverwandten Volke nicht unterworfen, ſondern angeſchloſſen; mit Recht ſchrieben ſie alles Gute und Gewaltige jener Epoche ſich ſelbſt, nicht ganz mit Unrecht das Scheitern ihrer politiſchen Pläne den Moskowitern zu, welche den Vertrag von Perejaslaw auch inſofern nicht eingehalten, als ſie das weſtliche Kleinrußland ſchließlich doch den Polen gelaſſen. Dieſes Gefühl fand gleichſam ſeine Perſonification in der Geſtalt Chmelnicki's, ſie ward zum Symbol, wie deren die große Maſſe ja ſtets bedarf; nicht jeder Hörige konnte ſich als Kleinruſſe fühlen, als Landsman des „großen Hetmans“ fühlte ſich Jeder. Ein Volk ſtirbt nicht ſo leicht, namentlich wenn es von ſo großer natürlicher Begabung, ſo ungemeiner Zähigkeit iſt wie die Kleinruſſen, und darum iſt die in jüngſter Zeit oft von ukrainiſchen Geſchichtſchreibern ausgeſprochene Behauptung, daß ihre Nation ohne dieſe Kämpfe unrettbar verloren geweſen wäre, gewiß nicht unbedingt zu unterſchreiben. Aber das mächtigſte Mittel zu ihrer Entfaltung waren ſie ſicherlich. Die Erinnerung an die glorreiche Zeit half den dumpfen Druck der folgenden Epoche überwinden. Und eben ſo groß war der directe Einfluß dieſer Kämpfe auf die dichteriſchen und wiſſen-

ſchaftlichen Strebungen der Nation; ſie wurden nicht blos zu einer unerſchöpflichen Stoffquelle des Volksliedes, ſondern weckten auch Kunſtpoeſie und Geſchichtsſchreibung zu neuem Leben.

Nationale Hiſtoriker pflegen dieſe Epoche als die „zweite Blüthezeit“ der kleinruſſiſchen Literatur zu charakteriſiren, zu welcher jener theologiſch-politiſche Flugſchriftenſchwarm der erſten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gleichſam das Präludium gebildet, und es fehlt an Stimmen nicht, die ſie jener erſten Blüthezeit, welcher Literaturdenkmäler von dem Range des Igorsliedes und der Annalen des Neſtor entſtammen, ebenbürtig an die Seite ſtellen. Das ſind Ueberſchätzungen, welche die unbefangene Prüfung verzeihlich finden, jedoch nicht unterſchreiben kann. Aber bemerkenswerth iſt dieſe Literatur immerhin, durch ihren Reichthum und durch ihren Inhalt, und ſie verdient um ſo höhere Beachtung, als ſie ausſchließlich der eigenen Kraft eines armen, unterdrückten Volkes ihr Daſein verdankt und von der Staatsgewalt in Polen und Rußland — wie wir ſpäter verfolgen werden — theils mißgünſtig angeſehen, theils offen bekämpft wurde.

Es war naturgemäß, daß vor Allem die Geſchichtsſchreibung erwachte, weil es als Bedürfniß empfunden wurde, das Große, welches die Nation erlebt, im Worte feſtzuhalten. Dies geſchah ſowohl in kurzgefaßten Annalen, wie in Memoiren von Augenzeugen, welche viel-

fach einen hohen Schwung aufweiſen, ſo die Chronik des Samuel Weliczko, welche Chmelnicki als den Moſes feiert, der die Kleinruſſen aus der polniſchen Herrſchaft herausgeführt. Auch an Anſätzen zur wirklichen Geſchichtsſchreibung fehlt es nicht; der werthvollſte Verſuch dieſer Art, die „Synopſis“ des Ukrainers Innocenz Gizel (1674), wurde in der Folge, für großruſſiſche Zwecke überſetzt und bearbeitet, im XVIII. Jahrhundert das populärſte ruſſiſche Lehrbuch der Geſchichte. Zum größten Teil nicht zu gelehrten, ſondern zu praktiſchen Zwecken beſtimmt, ſind dieſe Werke in der kleinruſſiſchen Volksſprache geſchrieben; natürlich iſt der Einfluß jener ausgebildeten Literatursprache, welche dieſen Autoren daneben geläufig war, des Kirchenſlaviſchen, unverkennbar; auch dem Polniſchen wird Einiges entlehnt. Wie die Geſchichtsſchreibung ganz, ſo ſteht die Theologie zum guten Theil noch immer im Dienſte des nationalen Gedankens, daneben läßt ſich — im Gegenſatze zu der Trägheit und Unwiſſenheit des großruſſiſchen Mönchthums — ein gewiſſes wiſſenſchaftliches Streben erkennen; allerdings macht es einen ſeltſamen Eindruck, daß dieſe Autoren am Ausgang des XVII. Jahrhunderts die Scholaſtiker des Mittelalters eifrig ſtudieren und widerlegen, es ſind dies eben die Waffen ihrer Gegner, der polniſchen Jeſuiten, welche nun erſt näher geprüft werden. Ueberhaupt läßt ſich nicht verkennen, wie viel die fortwährende, wenn

auch feindſelige Berührung mit der polniſch-lateiniſchen Bildung den Kleinruſſen an Wiſſen und Erweiterung ihres Horizontes zugeführt: als das Wichtigſte ſei nur die Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur hervorgehoben. Was die Poeſie betrifft, ſo werden wir das einzig mächtige und wahrhaft erfreuliche Erzeugniß des Volksgeiſtes dieſer Epoche, das Volkslied, ſpäter betrachten, die Kunſtdichtung iſt wenig bedeutend, aber intereſſant.

Lieder, welche zum Singen, oder, wie die epiſchen „Dumen", zur Recitation beſtimmt ſind, werden niemals gedruckt, ja nicht einmal aufgeſchrieben. Das fällt auch jenen Dichtern nicht bei, welche des Schreibens mächtig ſind. Neben der täppiſch-hoffärtigen Anſicht, daß „derlei gar nicht der Tinte werth ſei," wirkt auch die tiefere mit: „Solche Lieder gehören Allen". Die Erzeugung eines Liedes in jener Sprache und Tonart, welche der Volksgeiſt geſchaffen, begründet kein geiſtiges Eigenthum des Einzelnen. Wer alſo mit der Feder in der Hand dichtet, fühlt ſich von vornherein im Gegenſatz zur volksthümlichen Tonart; er will kein „Kobſar" (Sänger) ſein, ſondern ein „Gelehrter". Es ſind zumeiſt Dichtungen religiöſen, ja theologiſchen Inhalts oder Dedications-Gedichte an mächtige Kirchenfürſten und Bojaren, viele von gewaltiger, einzelne, ſo das Loblied des Johannes Makſimowicz auf die Jungfrau Maria, von abſtruſer Länge (25,000 Verſe!).

Aber nicht blos in Stoff, Ausdehnung und Tonart unterſcheiden ſich dieſe Werke von der Volksdichtung, ſondern auch in der Sprache, welche polniſche, altſlaviſche, lateiniſche Wendungen aufweiſt; im Metrum, welches an die Stelle der freien gereimten Rhythmen des Volkslieds nach franzöſiſch-polniſchem Muſter die Silbenzählung ſetzt, endlich ſogar im Namen, welcher gleichfalls durch Vermittlung des Polniſchen dem Lateiniſchen entlehnt iſt: „Wirszy“ (Versus). Mit Recht bemerkt Pypin, daß ſich die Maſſenhaftigkeit dieſer Erzeugniſſe daraus erklärt, weil ſie nachgerade eine „Gewohnheit der geiſtlichen Seminariſten“ geworden, aber ebenſo zutreffend iſt der Hinweis dieſes trefflichen Literaturhiſtorikers, welcher, Großruſſe von Geburt und Ueberzeugung, gleichwohl den Kleinruſſen vollkommen gerecht geworden, daß dieſe Versübungen immerhin ein Zeichen geiſtiger Regſamkeit ſind in einer Zeit, in welcher im Czarenreich niemand freiwillig eine Feder anrührte. Auch bricht in vielen dieſer „Wirszy“ die natürliche Begabung und das Nationalgefühl ſiegreich durch; mehrere Kirchenlieder nähern ſich ſo glücklich dem Volkston, daß ſie ſpäter zu Volksliedern wurden; auch fehlt es nicht an Hymnen auf die Großthaten Chmelnicki's und anderer Hetmane; daß ſie Söhne eines Volkes ſind, welches ſein geiſtiges Sonderleben vertheidigt, ſein politiſches Sonderleben fordert, vergeſſen auch dieſe Dichter nicht, betonen es vielmehr

bei allen möglichen, ja unmöglichen Gelegenheiten, z. B. beim Lobe der Dreieinigkeit. Aehnlich wie um dieſe epiſchen und lyriſchen Produkte, ſteht es um das Drama; es entwickelt ſich nach ſcholaſtiſchem Vorbild aus den geiſtlichen Spiel und iſt anfangs nur eine Ueberſetzung der katholiſch-lateiniſchen Myſterien ins Kleinruſſiſche und Orthodoxe, dann folgen Original-Stücke desſelben Stoffkreiſes (von Polocki, Roſtowski u. A.), bis ſich endlich ein anonymer Dichter findet, welcher kühnen Griffs den nationalen Stoff auf die Bühne bringt: die Geſtalt des Chmelnicki, und nicht blos einen großen Erfolg erzielt, ſondern auch Schule macht. Seither ſpielen ſelbſt in den bibliſchen oder Heiligen-Dramen die Interludien, welche Kleinruſſiſches darſtellen, eine immer größere Rolle, die Auffaſſung iſt eine draſtiſch-naive und tendenziös gefärbt. Der Kleinruſſe erſcheint als edler Menſch, der Großruſſe als roher Patron; ſehr ſchlecht kommt der Jude weg, am ſchlechteſten aber der Pole. Die Aufführungen, von Schulen und Bruderſchaften veranſtaltet, fanden großen Zulauf. Man ſieht, wie dieſe Literatur ſelbſt in ihren gelehrten Ausläufern immer wieder zum Volksthümlichen, zur praktiſch polemiſchen Tendenz zurücklenkte.

Fragen wir nun, welchem Staate dieſe Literatur vornehmlich angehört, ſo wird die Antwort vielleicht zunächſt befremdlich klingen, daß ſie ſich unter der

Herrſchaft des katholiſchen Erbfeinds viel kräftiger entwickelte, als unter jener des rechtgläubigen Befreiers, daß die Wohnſitze der meiſten Autoren und die wichtigſten Druckorte in den polniſch gebliebenen Theilen Kleinrußlands zu finden ſind. Dies iſt charakteriſtiſch für die politiſchen Schickſale der Nation überhaupt.

III.

Die Kunſt zu lernen und zu vergeſſen, hat keine Nation in geringerem Grade verſtanden, als die Polen. Dies gilt auch von dem letzten Jahrhundert ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrem Verhältniß zu den Kleinruſſen in der Zeit von 1686 bis 1795, während welcher Jahre ſie dieſe Unterthanen ſucceſſive verloren, zum größten Theil an Rußland, zum kleineren an Oeſterreich. Die Tendenz der Entnationaliſirung und Katholiſirung blieb dieſelbe und wurde in Thaten umgeſetzt, wo und wie es anging, aber wenn auch der Wille ungeſchwächt fortwirkte, ſo zwangen doch die Verhältniſſe zu einer theilweiſen Aenderung der inneren Politik. Der hinſiechende Staat hatte mit der inneren Zwietracht und den äußeren Gefahren ſo viel zu ſchaffen, daß ihm für gewaltſame Bekehrungen die Kraft fehlte; auch hatte man die „Bauern-Revolten“ — nur als ſolche ließen und laſſen noch heute die polniſchen Hiſtoriker die Kämpfe Chmelnicki's, ſeiner Vorgänger und Nachfolger gelten, um den nationalen Charakter

derſelben nicht eingeſtehen zu müſſen — fürchten gelernt und ein noch weitaus kräftigerer Zügel war die Angſt vor der Einmiſchung Rußlands, welches ſtets auf dem Sprunge ſtand, den bedrohten Glaubensbrüdern beizuſtehen, als Mittel zum Zweck, Polen zu ſeinem Vaſallenſtaat zu machen. Mit Muth und Energie die letzte Conſequenz dieſer Verhältniſſe zu ziehen, aus der Noth eine Tugend zu machen, den Diſſidenten volle Glaubens- und Sprachenfreiheit zu gewähren und dadurch nicht blos dem gierigen Nachbar die Handhabe zur Einmiſchung zu entziehen, ſondern auch die Sympathie aller Kleinruſſen, ſelbſt jener im Czarenreich, ſich zuzuwenden — zu all dem reichte die politiſche Einſicht, die moraliſche Kraft der „Respublica Polonia“ und ihrer Schattenkönige nicht aus; man begnügte ſich mit halben und zweideutigen Mitteln und ſtatuirte das Curioſum, daß derſelbe Staat dieſelbe Nationalität je nach dem Wohnort ein Jahrhundert hindurch verſchieden behandelte. In Galizien, Podolien, Wolhynien, kurz in allen von Rußland fernliegenden Wojewodſchaften wurde der alte Druck conſequent fortgeübt, nicht blos durch Mittel der Gewalt, ſondern auch der Intelligenz und der Beſtechung, und hier gelang es denn der polniſch-jeſuitiſchen Propaganda wirklich, im Laufe der Jahre auch den Bürgerſtand und die höhere Geiſtlichkeit für ſich zu gewinnen, ſo daß die kleinruſſiſche Bevölkerung

Galiziens, als das Land an Oeſterreich fiel, thatſächlich nur, wie der polniſche Spottreim beſagte, aus „pop“ und „chlop“ (Prieſter und Bauer) beſtand, in welchen das Nationalgefühl nur noch gleichſam inſtinktiv fortlebte. Anders in den an Rußland grenzenden Landestheilen, wo es galt, jeden Anlaß zur Einmiſchung fernzuhalten, ja ſogar, wenn möglich, bei den unter ruſſiſche Herrſchaft gerathenen Kleinruſſen moraliſche Eroberungen zu machen. Hier war die Praxis eine gelinde; hier kam keine offene Gewaltthat in größerem Stile vor; ja zuweilen wurden die „Ketzer“ ſogar mit großer Oſtentation, allerdings nur in kleinen Dingen, begünſtigt. Die neuerdings aufgeſproſſene Literatur mußte den Polen naturgemäß ein Dorn im Auge ſein, aber man ließ ſie, einige kleinliche und zaghafte Hinderungen abgerechnet, gewähren. Freilich konnte dieſe Diplomatie der Schwäche nicht mehr nützen; die Kleinruſſen hielten an ihren Geſinnungen feſt; der Pole war nun einmal der papiſtiſche Erbfeind, von dem nur Schlimmes kommen konnte. Und eben darum kam ſo wenig Schlimmes von ihm. Nur an den Abhängen der Karpathen eine theilweiſe Abtödtung des nationalen Lebens, in den anderen Landestheilen ein Aufſchwung desſelben — dies das Facit des letzten Jahrhunderts polniſcher Herrſchaft.

Anders und ſchlimmer geſtalteten ſich die Schickſale jenes größeren Theils der Nation, welcher an

Rußland gefallen. Hier waltete ein ſtarkes, ja eiſernes Regiment; hier waren Herrſcher und Beherrſchte durch denſelben Glauben verbunden und die letzteren nicht von vornherein mißtrauiſch. Die moskowitiſche Politik gegen Kleinrußland, eine Politik voll größter Conſequenz und Rückſichtsloſigkeit, läßt ſich moraliſch unmöglich rechtfertigen; begreiflich wird ſie nur, wenn man ſich die Motive klar zu machen ſucht: weitaus ſtärker als der nationale Fanatismus, welcher die Unterdrückung und Aſſimilirung des ſchwächeren Bruderſtamms als Selbſtzweck anſtrebte, wirkte die Tendenz, den unruhigen, der Botmäßigkeit entwöhnten, von den kriegeriſchen Traditionen der Befreiungskämpfe erfüllten Stamm deßhalb ſeines Sonderlebens zu berauben, um ihn als gefügiges Glied der „ſtummen Heerde“ der übrigen Unterthanen einreihen zu können. Es war wenigſtens zunächſt eine ſozial-politiſche, nicht eine nationale Agitation, und ſie wurde denn auch mit den Waffen der Staatsgewalt, nicht mit denen des Geiſtes, begonnen und bis zu einem gewiſſen Punkte durchgeführt. Wie es damals überhaupt um die „geiſtigen“ Waffen Moskaus ſtand, ſoll ſpäter angedeutet werden, hier ſei eine knappe Ueberſicht der politiſchen Ereigniſſe gegeben, nicht nur, weil ſie an ſich lehrreich und als Illuſtration zu den Phraſen des Panſlavismus intereſſant iſt, ſondern auch, weil ohne ſie die geiſtige Geſchichte der Nation im XVIII. und theil-

weiſe auch im laufenden Jahrhundert ganz unverſtändlich wäre.

Schon der Beginn, unmittelbar nach der Annexion, fiel draſtiſch genug aus. Den Koſaken war das Wahlrecht ihres Hetmans gewährleiſtet worden, ſie durften es auch üben, aber nur nach des Czaren Befehl; der erſte in dieſer Weiſe „frei und ohne Zwang“ Erwählte war der bereits oben erwähnte Iwan Samailowicz. Damit war die weltliche Selbſtverwaltung der Kleinruſſen im Weſen beſeitigt, ein zweiter Schlag zertrümmerte die kirchliche Unabhängigkeit. Der Metropolit von Kiew war in der polniſchen Zeit von den Aebten der kleinruſſiſchen Klöſter aus ihrer Mitte gewählt, vom Patriarchen von Konſtantinopel geweiht worden, das Ernennungsrecht des Letzteren war nur ein nominelles. Nun wurde der Patriarch Dionyſius durch ruſſiſches Geld bewogen, auf dieſes Recht zu Gunſten des Moskauer Patriarchats zu verzichten, welches ſofort, ohne das Wahlkapitel zu befragen, einen Großruſſen, den Fürſten Tſchetwertinski zum Metropoliten von Kiew ernannte. Der dritte Schritt war die Anſiedelung mehrerer tauſend großruſſiſcher Coloniſten auf dem neu errungenen Boden. Dies der Beginn, dem die Fortſetzung entſprach. Die kleineren Details der Centraliſation zu ſchildern, liegt außerhalb des Rahmens dieſer Darſtellung; genügen mag, daß kein Mittel der Liſt und

Gewalt unbenützt blieb. Das Meiſte vollzog ſich in der Stille, ohne officielle Motivirung; war eine ſolche unumgänglich, ſo wurde die „Bändigung unruhiger Elemente“ oder gar die dreiſte Unwahrheit vorgeſchützt, daß Polen die im Süden lebenden Ruſſen „zum Abfall von der Rechtgläubigkeit“ verleiten wolle, wovon dieſe mit Strenge abgehalten werden müßten. Daß es ſich daneben auch um einen Entnationaliſirungsprozeß handle, räumte die ruſſiſche Regierung nie ein, im Gegentheil begegnen wir von Beginn an der mit aller Schärfe feſtgehaltenen Fiction, daß der Süden gleichfalls von Ruſſen bewohnt ſei, deren Sprache nur eben im Lauf der Jahrhunderte durch einzelne Polonismen entſtellt worden wäre.

Es iſt begreiflich, daß die Kleinruſſen an einer anderen Anſicht über ihre Sprache feſthielten, und daß ihr Gemüth, durch die oben erwähnten und hundert andere Willküracte tief erbittert, ſich nicht durch die Verſicherung beruhigt fühlen konnte; dies Alles ſei als Strafe für den beabſichtigten Abfall von ihrem, mit ſo grenzenloſem Opfermuth bewahrten Glauben über ſie gekommen. Schon am Ausgang des XVII. Jahrhunderts begann es zwiſchen Don und Wolga zu gähren; im Jahre 1701 ſpielte ſich der erſte Hochverrathsprozeß ab. Einige Hauptleute der Koſaken wurden verurtheilt, weil ſie die Meinung geäußert: Worthalten müſſe gegenſeitig ſein, kümmere ſich Moskau

nicht um ſeine Zuſagen, ſo ſeien ſie auch der ihren quitt und wollten lieber dem Sultan, als dem Czaren dienen. Gleichwohl griffen die Koſaken ſelbſt dann noch nicht zu den Waffen, als es 1705 in ihrer Nähe, in Aſtrachan, zu einem Aufſtand kam und ſich die Führer deſſelben um Hülfe an ſie wandten; es war ein Ausbruch des altruſſiſchen Fanatismus gegen die von Peter dem Großen dekretirte Kleiderordnung; dieſer Kampf um die Bartformen ſtand den Intereſſen der Kleinruſſen zu fern. Noch mehr, ſie thaten freiwillig ihre Pflichten gegen die rebelliſchen „Raskolniks“ (altgläubigen Sektirer), über welchen Beweis loyaler Geſinnung niemand erſtaunter war, als Peter ſelbſt. Die Belohnung ſollte nicht ausbleiben; waren die Koſaken ſo gefügig, dann ließen ſich auch die Zügel, ſtatt allmählig, mit einem Ruck anziehen; ſchon 1706 erſchien ein Ukas, welcher den Koſaken geänderte Wohnſitze anwies, gleichzeitig rückte Fürſt Dolguruki mit moskowitiſchen Truppen in ihr Gebiet ein, den Ukas zwangsweiſe durchzuführen. Da erſt brach der Aufſtand los, ein alter Feldhauptmann, Kondrat Bulawin, trat an die Spitze, die Truppe Dolgurukis wurde niedergemacht, ein gleiches Loos traf einige von Aſow her anrückende Regimenter; die Flamme griff immer weiter; der ganze Südoſten des Reichs war in Gefahr, da bald die Sectirer, Tauſende von Deſerteuren der regulären Armee, dazu gewaltige Bauern-

ſchaaren aus dem Norden mit den Koſaken gemeinſame Sache machten. Das nationale Gepräge des Aufruhrs verwiſchte ſich immer mehr; er war zum Kampf aller unzufriedenen und verzweifelten Elemente gegen die Staatsgewalt geworden. Peter erkannte die ungeheure Gefahr, die um ſo größer war, als ja gleichzeitig der Krieg mit Schweden tobte, und ſandte, ſo ſchwer er ſie auch entbehren konnte, immer neue Truppen gegen die Rebellen, doch fochten ſeine Feldherrn mit wechſelndem Glück. Es iſt ein überaus bezeichnender Zug, daß den Koſaken ſelbſt vor ihren Bundesgenoſſen zu grauen begann; ſie ſchälten ihre Sache blank heraus, indem ſie die Botſchaft an den Czaren ſandten: ſie wünſchten nur Wahrung ihres eigenen Gemeinweſens und ſeien daher für ihr Theil bereit, Frieden zu ſchließen und weiter oſtwärts andere Wohnſitze zu ſuchen. Peter, durch das Heranrücken Karl XII. in äußerſte Bedrängnis gebracht, ſchien geneigt darauf einzugehen; er befahl ſeinen Truppen nicht weiter vorzurücken. Da half ihm der Sieg eines Feldherrn, den der Befehl nicht erreicht, aus der Klemme. Den Anführern ſank der Muth; Bulawin gab ſich ſelbſt den Tod (Juli 1708); zwei Monate ſpäter war die Ruhe gänzlich hergeſtellt. Durch welche Gräuel der Strafe und Rache die Staatsgewalt ihren Sieg feierte, ſträubt ſich die Feder auch nur anzudeuten; die ungeheuerliche Grau-

ſamkeit findet wohl auch darin ihre Erklärung, daß Karl XII. ſich gleichzeitig (September 1708) den Grenzen Kleinrußlands näherte; die gebändigte Provinz ſollte vor dem Bund mit dem auswärtigen Feinde abgeſchreckt werden. Die Rechnung erwies ſich als theilweiſe trügeriſch; gerade jener Mann, den die Regierung ſelbſt an die Spitze Kleinrußlands geſtellt, entrollte neuerdings die Fahne der nationalen Erhebung.

Es war Jan Mazeppa, ſicherlich die merkwürdigſte und, nächſt Chmelnicki, die gewaltigſte Geſtalt der kleinruſſiſchen Geſchichte. Es iſt kein Zufall, daß dieſer Mann bis heute die Poeten viel nachhaltiger beſchäftigt, als die Geſchichtsſchreiber; mit derlei räthſelvollen Naturen wird die Phantaſie, welche idealiſiren und zuſpitzen darf, leichter fertig, als der Drang nach der Wahrheit. Aber kein Zufall iſt es wohl auch, daß ſein Name, deſſen Ruhm geniale Dichter über den Erdball getragen, uns aus den Liedern ſeines Volkes nur ſpärlich entgegen klingt. Daß ſein perſönlicher Ehrgeiz rieſengroß, ſein Nationalgefühl winzig klein geweſen, darin liegt, glaube ich, nicht allein im idealen Sinne ſeine tragiſche Schuld, ſondern auch ganz real der wirkliche Grund ſeines Unterganges. Freilich wird dieſe Anklage durch ſeinen Bildungsgang halb entwaffnet: dem podoliſchen Landadel entſproſſen, am Hofe König Kaſimirs erzogen,

mußte er ſich damals, trotz ſeiner kleinruſſiſchen Abſtammung, nur als Pole fühlen, und als ihn die Folgen ſeines Liebes-Abenteuers, welches die Dichter ſo gerne ſchildern, in die Ukraine trieben, da konnte ihm zunächſt nicht ſein Gemüth, ſondern nur die Klugheit gebieten, ſich hier durch den Anſchluß an die Nationalität, welcher ſeine Ahnen angehört, eine mächtige Stellung zu begründen. Kühn, liebenswürdig und gebildet, war er auch ſchlau genug, um ſich das Vertrauen der herrſchenden, wie der beherrſchten Nation zuzuwenden; als Iwan Samailowicz 1687 entſetzt wurde, machte ihn die Regierung zum Hetman Kleinrußlands, aber auch eine freie Wahl des Volkes wäre nicht anders ausgefallen. Es war eine überaus ſchwierige, ja von vornherein faſt unmögliche Stellung; nach des Czaren Tendenz ſollte der Hetman nur ſein Statthalter, alſo das wichtigſte Werkzeug des Einheitsſtaates, nach des Volkes Anſchauung die Verkörperung und der Hüter der Autonomie ſein; verdarb er es mit dem Czaren, ſo wurde er abgeſetzt, verwirkte er das Vertrauen des Volkes, ſo war er nur ein, durch die Staatsgewalt auf ſeinem Poſten erhaltener „Knecht", deſſen Stellung in dieſer unruhigen Provinz eine überaus peinliche war, und der zudem gewärtigen mußte, bei der erſten Gelegenheit, wo man dem Volkswillen ein ſcheinbares Zugeſtändniß machen wollte, fortgeſchickt zu werden. Es war, wie ſich ein kirch-

licher Chroniſt draſtiſch ausdrückt, „ein Amt, ſchlimmer als das Fegefeuer, denn die Qualen ſind gleich groß, aber durch jenes wird die Seele geläutert, während ſie hier verdirbt.“ Freiwillig, fügt er hinzu, werde dies Niemand erdulden. Mazeppa iſt mehr als zwanzig Jahre lang der Hetman Kleinrußlands geweſen; ſchon die bloße Thatſache beweiſt ein ſeltenes diplomatiſches Talent, aber noch mehr: er iſt faſt die ganze Zeit über vom Czaren und vom Volke gleich geſchätzt, ja als unentbehrlich betrachtet worden. Daß dies ohne „Verderbniß der Seele“, Lug und Trug nach oben und unten, nicht abgieng, iſt ſelbſtverſtändlich; betont muß jedoch werden, daß Mazeppa in ſeinen Mitteln und Zwecken nicht unmoraliſcher war, als jeder andere Staatsmann ſeiner, wohl auch — viel ſpäterer Zeiten. Die gefährlichſte Klippe wußte er dadurch zu umſchiffen, daß er immer zur Zeit, da ein neuer Ukas erſchien, entweder außer Landes war oder den Czaren durch die Vorſtellung, daß dies die Autorität des Staates ſtärke, bewog, ſeine Weiſungen direct, durch moskowitiſche Truppen, gleichſam über des Hetmans Kopf hinweg durchführen zu laſſen; ſo entging er dem Dilemma, ungehorſam oder dem Volke verhaßt zu werden. Das letztere wußte er ſich durch möglichſt geordnete Rechtspflege und Verwaltung, durch perſönliche Uebung volksthümlichen Brauchs, die Regierung durch Gehorſam in kleinen Dingen, durch

Aufrechthaltung der Ruhe geneigt zu machen; beiden imponirte er durch ſeine machtvolle Perſönlichkeit, durch ſeine Verdienſte als Staatsmann und Feldherr in den Kriegen gegen Türken, Tartaren und Polen. Es iſt kein Zweifel, daß er, der ſeine Provinz ſo erfolgreich gegen den äußeren Feind vertheidigte, auch manche Unbill ihres Herrſchers von ihr hätte abwenden können; wenn er dies unterließ, ſo geſchah es nicht blos aus Vorſicht, ſondern weil es ihm in die eigenen Pläne paßte, daß das Volk an „Disciplin“ gewöhnt und insbeſondere der Trotz der Koſaken gebrochen werde. Denn wie parteiiſch auch die Darſtellung ſein mag, welche ruſſiſche Hiſtoriker, ſo namentlich Solowjew, von Mazeppas Politik entwerfen — den Beweis, daß er ſich ſchon früh mit „hochverrätheriſchen Plänen“ getragen, haben ſie erbracht. Was dem hochherzigen, ſelbſtloſen Chmelnicki mißlungen, wollte er durchführen: die Begründung eines unabhängigen kleinruſſiſchen Staates, in welchem er nicht, gleich Chmelnicki, der „primus inter pares“, ſondern der abſolute Herrſcher ſein wollte. Daß dies nur durch auswärtige Hülfe geſchehen könne, war ihm klar, er ſuchte Fühlung mit den Nachbarn; der diplomatiſche Hexenmeiſter, welcher gleichzeitig dem Czaren als Bändiger der Kleinruſſen, dieſen als ihr Hort zu erſcheinen verſtand, brachte es auch fertig, von Peter dem Großen als Schwert Rußlands gerühmt und von Polen und

Tartaren als ihr heimlicher Bundesgenoſſe betrachtet zu werden. Lange währte dies Doppelſpiel, weil Mazeppa ganz ſicher gehen wollte; als im Herbſte 1707 der Aufſtand unter Bulawins Führung ſeinen Höhepunkt erreicht und Karl XII. von Sachſen her als Bundesgenoſſe des von ihm eingeſetzten Polenkönigs Stanislaus Leſzczinski gegen Moskau heranzog, hielt es der Hetman wohl an der Zeit, auch ein formelles Schutz- und Trutzbündniß mit Polen und Schweden zu ſchließen, aber zur That war er noch nicht zu bewegen und ließ darum auch die flehentlichen Bitten der Aufſtändiſchen, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, unberückſichtigt, zuletzt noch im Juni 1708, als Karl XII. bereits bei Mohilew ſtand. Man darf getroſt ausſprechen, daß die Stunde, in welcher Mazeppa dem Flehen der Koſaken dieſes „Nein“ entgegenſetzte, von welthiſtoriſcher Bedeutung war, denn wer den Volscharakter kennt, wird nicht daran zweifeln, daß es dieſer Moment war, in welchem ſich das politiſche Geſchick Kleinrußlands für immer entſchieden hat. Mazeppa zögerte, weil er abwarten wollte, ob Peter den Anmarſch Karl XII. aufhalten könne, zögerte, weil ihm die Gebote der Vernunft Alles, jene der nationalen Empfindung nichts bedeuteten, weil es für ſeinen Calcul wenig galt, „ob einige tauſend Koſaken mehr oder weniger auf der Welt ſeien.“ Hätte er ſich damals zur That entſchloſſen, ſein ganzes

Volk wäre ihm begeiſtert gefolgt, und dann wäre auch die Entſcheidungsſchlacht zwiſchen Peter und Karl XII. anders ausgefallen — die Folgen ſind kaum zu ermeſſen. So aber gewann Rußland Zeit, den Aufſtand zu erdrücken, und als Karl XII. kaum vier Monate darauf den Boden Kleinrußlands betrat und gleichzeitig Mentſchikow im Auftrage Peters herbeieilte, um Mazeppa, deſſen Verrath notoriſch geworden, gefangen zu nehmen, als der Hetman nun endlich handelte, mit etwa 7000 Mann zu Karl XII. ſtieß und gleichzeitig (22. Oktober 1708) ſein Manifeſt an das Volk erließ, daß die Stunde der Befreiung geſchlagen, da war es zu ſpät: nicht weil es nun „einige tauſend Koſaken weniger“ gab, ſondern weil die Nation nun für ſeine Stimme taub war, wie er einige Monate vorher für die ihrige. Mit Grauen wurde er gewahr, wie nur Wenige, ſeinem Rufe folgend, zu den ſchwediſchen Fahnen ſtießen, ein Theil apathiſch blieb, ein anderer ſogar für den Czaren Partei nahm. „Selbſtmörder!“ ſchrie er auf — und es ſteckt viel Wahrheit in dieſem Verzweiflungsſchrei. Was dieſer Einzelne im Uebermaß beſaß, nüchternen politiſchen Verſtand, daran war ſein Volk von je ſehr arm: dafür iſt dieſer Augenblick der deutlichſte Beleg. Als an jenem Junitage von 1709 bei Poltawa hüben und drüben Kleinruſſen unter Waffen ſtanden und Peter mit Hülfe der Don'ſchen Koſaken die Reiter-

ſchaaren Mazeppa's ſchlug, da wiederholte ſich nur eine traurige Erſcheinung in der Geſchichte dieſes Volkes; der Bruderzwiſt hatte einſt auch den Mongolen den Sieg geſichert und ſpäter das Volk ſo ſehr geſchwächt, daß es ſich unter Chmelnicki die Freiheit nicht mehr aus eigener Kraft dauernd zu erringen vermocht. Mit Mazeppa, der am 22. September 1709 auf fremder Erde ſtarb, ſank auch der Traum von einem kleinruſſiſchen Staate für immer in's Grab.

Der nächſte „freigewählte" Hetman war ein ruſſiſcher Oberſt Skoropadski; dies Detail iſt bezeichnend; Kleinrußland wurde behandelt, als ob es nicht gegen, ſondern für Mazeppa gekämpft hätte. Auch nachdem dieſer militäriſche Despotismus aufgehört, wurde energiſch und rückſichtslos centraliſirt, die Wehrverfaſſung geändert, die Bevölkerung zwangsweiſe überſiedelt, um Raum für großruſſiſche Colonien zu gewinnen, die alte Gemeindeverfaſſung beſeitigt, die Leibeigenſchaft eingeführt, der Adel mit moskowitiſchen Elementen verſetzt. Die Hetmanswürde war nicht viel mehr als ein bloßer Titel geworden, welchen die Regierung an irgend einen ſtaatstreuen Magnaten der Provinz verlieh. Ein ſolcher Mann war auch der letzte Hetman, Kyrill Raſumowski, aber weil er daneben ein ebenſo treuer Sohn ſeines Volkes war, ſo ward er der Kaiſerin Katharina verdächtig, und als dieſe vollends eine höchſt naive

Bittſchrift aus der Ukraine erhielt, die Hetmanswürde im Hauſe Raſumowski erblich zu machen, wurde Hochverrath gewittert und der Hetman zur Verantwortung nach Petersburg entboten. Die Vorgänge, die ſich dort — 1764 — abſpielten, ſind noch heute wenig klargeſtellt (vrgl. Brückner, Katharina II. S. 516. ff.); die gelindeſte Verſion geht dahin, daß Raſumowski moraliſch zum Rücktritt gezwungen wurde; hatte doch Katharina II. noch vor ſeinem Eintreffen in Petersburg an einen ihrer Vertrauten geſchrieben: „Giebt es in Kleinrußland keinen Hetman mehr, ſo muß man darnach ſtreben, daß das Zeitalter und der Name der Hetmane verſchwinde, und nicht bloß darnach, daß keiner mehr ernannt werde.“ An die Stelle des Hetmans trat ein „General-Gouverneur“, Rumjanzow. So wenig dies eine Aenderung im Weſen bedeutete, das Land empfand denn doch dieſe endgültige Beſeitigung ſeiner Autonomie ſchmerzlich, und als Katharina II. drei Jahre ſpäter jenen höchſt curioſen, bei ihrer ſtreng abſolutiſtiſchen Denkart und dem niedrigen Culturzuſtand des Reiches von vornherein nutzloſen Verſuch machte, eine Art berathenden Parlaments zu ſchaffen und die Wahlen zur „geſetzgebenden Commiſſion“ ausſchrieb, da verweigerten die Kleinruſſen ihre Betheiligung: eine allgemeine Reichsverſammlung kümmere ſie nichts, man möge den alten, vom Czaren Alexei beſchworenen Vertrag achten; dies ſei Alles, was ſie wünſchten. Es

klingt wie ein ſchlechter Scherz und iſt doch nur die Wahrheit, daß Rumjanzow die Bevölkerung durch Waffengewalt und Knutenhiebe zur Wahl zwang; man wird es daher doppelt rühmenswerth finden, daß die unter ſolchen Umſtänden Gewählten gleichwohl den Anſchauungen ihrer Heimath freimüthigen Ausdruck gaben; ſie ſprachen und ſtimmten gegen die Vorrechte des Adels, für Erleichterung der Leibeigenſchaft, vor Allem aber für die Sonderrechte ihres Landes, wie ſie denn auch die Vertreter der Oſtſeeprovinzen in ihren ähnlichen Beſtrebungen kräftigſt unterſtützten. Die „Commiſſion“ wurde 1768 wieder heimgeſchickt; für die Kleinruſſen hatte ſie nur das eine Ergebniß, daß die Regierung gewahr wurde, „in der Ukraine bleibe noch viel zu thun übrig.“ Inzwiſchen lag der Polenſtaat in den letzten Zuckungen; noch einmal, 1770, kam es auf dieſem Boden, weniger aus nationalen und religiöſen Motiven, als durch ruſſiſche Umtriebe, zu einem furchtbaren Gemetzel zwiſchen Polen und Kleinruſſen; wir widmen dieſem Aufſtand der „Haidamaken“ unter Führung des Koſaken Gonta noch im Aufſatz: „Taras Szewczenko“ einige Worte, da ihn der genialſte Dichter dieſer Literatur zum Gegenſtand ſeines hervorragendſten Werkes gemacht. Dann kam die „erſte Theilung“ (1772); Galizien ausgenommen, war nun faſt die ganze, ſeit 1795 die ganze Nation unter ruſſiſchem Scepter vereint und iſt es bis heute geblieben. Gleichſam zur Feier

dieſer Vereinigung ſteigerte ſich die Strenge der Regierung; nun hatte man ſie ja beiſammen und in den jüngſt erworbenen, durch ein ſchwaches Regiment verwöhnten Landestheilen gab es wohl noch mehr zu thun, als in den anderen. Nun wurde die Leibeigenſchaft officiell und allgemein durchgeführt; das Land, um jede Spur der hiſtoriſchen Autonomie zu verwiſchen, in eine Reihe willkührlich abgegrenzter Gouvernements getheilt, die Zaporoger Koſakenſchaft aufgelöſt, die Pflege der großruſſiſchen Sprache zur Pflicht, jene der kleinruſſiſchen zum Verbrechen gemacht. Wie dieſe Maßregeln an jene der Polen erinnern, ſo war auch ihr Erfolg derſelbe: der Adel und die höhere Geiſtlichkeit entnationaliſirten ſich ganz, der Bürgerſtand zum größten Theil. Das Volk aber murrte wohl, doch rebellirte es nicht mehr; die ſtarke Betheiligung der Kleinruſſen an dem Pugatſchewſchen Aufſtand (1773—74) iſt natürlich kein Zufall, aber es war doch im Grunde nur ein ſozialer, ein Sklavenkrieg, kein Kampf um nationale Freiheit. Als Katharine II. durch Kleinrußland reiſte, bedurfte es der äußerſten Strenge, um die Bevölkerung dazu zu bringen, „ihr Entzücken," wie es der Ukas wörtlich befahl, „durch angemeſſene Handlungen und Begrüßungen auszudrücken". Das Entzücken konnte an manchen Orten thatſächlich nur durch das Auffahren von Kanonen erzwungen werden, aber zu einem Tumult kam es nirgendwo. Bei Katharinas II. Tode (1796) war that-

ſächlich „das Zeitalter der Hetmane verſchwunden“, die Nation wieder, wie zwei Jahrhunderte vorher, ein Haufe von Leibeigenen und ihren Prieſtern, die Sprache wieder eine verachtete „lingua rustica“ geworden. —

IV.

Die Literatur war bereits Jahrzehnte zuvor vollſtändig abgedorrt. Mit gutem Grund haben wir das politiſche Loos der Nation berichtet, ehe wir nun das Schickſal ihrer Literatur erzählen; nicht blos weil das erſtere das letztere erklärt, ſondern weil man nun die Taktik, welche der Moskowitismus gegen die rein geiſtigen Beſtrebungen einſchlug, erſt recht wird beurtheilen können.

Es war in den erſten Jahrzehnten die Taktik der ſcheinbaren Förderung; die Autoren der „zweiten Blüthezeit“ wurden in jeder Weiſe ausgezeichnet, ihre literariſchen Verdienſte durch Aemter und Würden belohnt. Die Regierung geſtattete ſich dabei nur eine, allerdings recht weſentliche Fiction: ſie offiziell als Großruſſen zu erklären. Das war durchaus folgerichtig; galten die Kleinruſſen, wie wir geſehen, politiſch nur eben als Ruſſen, deren Sprache durch einige Polonismen verderbt worden, dann gehörte auch ihre Literatur der ganzen Nation und ihre Dichter und Gelehrten waren Leuchten des geſammten Vaterlandes. Dieſe Annexion aber war nicht blos die einfachſte, ſondern

ſogar die einzig mögliche und, vom Standpunkte des Moskowitismus, einzig heilſame Methode. Auf zweierlei Wegen kann, wie uns die Geſchichte lehrt, ein mächtiges Volk, welches an dem ſchwächeren den Frevel der Entnationaliſirung begehen will, die Literatur desſelben abtödten. Erſtens durch phyſiſche Gewalt: man ſchließt die Druckereien und verfolgt die Schriftſteller, — und das war hier ſchon deshalb unmöglich, weil ſich ja die zweite Blüthezeit vornehmlich auf polniſchem, nicht auf ruſſiſchem Boden entwickelt. Oder man erdrückt die ſchwächere Literatur durch die Ueberlegenheit des eigenen Geiſtes, und auch dies konnte einem Staate, deſſen Unbildung, wie ſich ein gleichzeitiger Diplomat ausdrückt, „das Staunen und Grauen Europas war", nicht beifallen. Hier ſtand ja die herrſchende Nation auf ungleich geringerer Culturſtufe, als die unterworfene, was eine einzige Ziffer genügend erweist: aus der Zeit vor 1650, wo die politiſche Annexion erfolgte, kennt man etwa 275 großruſſiſche, etwa 300 kleinruſſiſche Druckwerke; bei letzteren ſind die vielen hunderte von Flugblättern und Broſchüren nicht mitgezählt; die Kleinruſſen hatten alſo unter fremder Herrſchaft ſelbſt quantitativ mehr geleiſtet, als die ihnen damals an Zahl mindeſtens fünffach überlegenen, in einem nationalen Staatsweſen vereinigten Großruſſen. Und nun erſt, wenn man die Qualität berückſichtigt! Jene großruſſiſchen Werke beſtanden zum

größten Theil aus theologiſchen Werken, Gebetbüchern u. ſ. w.; die überwiegende Mehrheit derſelben war aus dem Kleinruſſiſchen, ein geringer Theil aus dem Kirchenſlaviſchen, Bulgariſchen und Griechiſchen überſetzt; Original-Arbeiten gab es faſt nicht; und ebenſo fehlten faſt durchweg Schriften weltlichen Inhalts, geſchweige denn gar Dichtungen. Wir haben die „zweite Blüthezeit“ nicht überſchätzt, aber welchen Reichthum an Bildung und freier geiſtiger Regſamkeit bedeutet ſie gegenüber dieſer mönchiſch dumpfen und ſtumpfen, orthodoxen Formelkram ſklaviſch überſetzenden „Literatur“! Dieſer Gegenſatz aber wurde ſchon zu Beginn des XVI. Jahrhunderts in Moskau deutlich empfunden; während die dortigen Mönche, um ihre Unwiſſenheit zu beſchönigen, die Vertreter der Kiewer Akademie, an welcher Latein und Griechiſch gelehrt wurde, als „Häretiker“ und „vom Papismus angeſteckt“ zu verdächtigen ſuchten, bezogen die erſten Romanows und ihre Bojaren die Erzieher für ihre Söhne aus Kleinrußland. Der Gedanke, nun einen ähnlichen Vorgang im Großen einzuhalten, lag nahe und mußte insbeſondere jenem Czaren, unter dem die politiſche Annexion erfolgte, Alexei Michailowicz, dem Vater Peters des Großen, einleuchten; er war ſelbſt von einem Kiewer Prieſter erzogen, des Kleinruſſiſchen mächtig und — gleich ſeinen beiden nächſten Nachfolgern, Feodor und Sophia — bereits von einem gewiſſen Bedürfniß nach Bildung,

einer inſtinktiven Achtung vor der Cultur erfüllt. Dem Norden die Errungenſchaften des geiſtig vorgeſchrittenen Südens zuzuwenden, mußte dieſen Regenten an ſich wünſchenswerth erſcheinen; auch die uralte Tradition wies ſie auf denſelben Weg: ſchon fünfhundert Jahre zuvor hatten ja Moskau und Nowgorod aufgenommen, was Kiew geſchaffen — und ebenſo der Bann ihres dumpfen Glaubens: Lehrmeiſter durfte nur der rechtgläubige Süden ſein, nicht der papiſtiſch-lutheriſche Weſten. Wenn alſo Czar Alexei wiederholt die „ruſſiſchen Schriften, welche im Süden verfaßt werden“ als einen „Stolz Rußlands“ rühmte, ſo war dies zwar eine politiſche Tendenzlüge, aber zugleich eine Demonſtration für ſeine Bildungspläne.

Dasſelbe Doppelſpiel der Beweggründe wird auch an der Wahl des erſten und wichtigſten Mittels zum Zwecke offenbar: der Berufung der hervorragendſten kleinruſſiſchen Schriftſteller und Prieſter nach Moskau, wo ihnen Geld und Ehren im Ueberfluſſe winkten. Da dies zur ſelben Zeit geſchah, als die Vergewaltigung des Volksthums im Süden begann, ſo pflegen die großruſſiſchen Hiſtoriker häufig den Schluß daraus zu ziehen, daß es mit der letzteren nicht ſo ſchlimm geweſen ſein könne. Und doch ſind dieſe Berufungen nur ein Glied derſelben Kette, und vielleicht das wichtigſte: die Nation verlor ihre beſten Männer zu einer Zeit, da ſie ihrer am meiſten bedurfte. So wurden,

um nur die hervorragendſten Namen zu nennen, Simeon Polocki und Demetrius Roſtowski, beide Theologen und bereits oben auch als Dramatiker erwähnt, als Kirchenfürſten nach dem Norden berufen, erſterer nach Moskau, letzterer nach Tobolsk, ſo kam der hochgebildete Mönch Medwedjew, der nachmals der erſte Bibliograph Rußlands wurde, als Erzieher an den Czarenhof, ſo fanden die nachmaligen intimſten Vertrauten Peters des Großen, Jemilian Ukrainzew und Theophan Prokopowicz, erſterer als Diplomat, letzterer als Metropolit von Pſkow, ſo Stephan Jaworski als Vorſitzender des Synods im Norden einen glänzenden Wirkungskreis. Der geringeren Geiſter, welche auf ähnliche Bahnen geführt wurden, können wir hier nicht namentlich gedenken; ſie zählen nach Dutzenden. Es wird uns nicht verwundern, zu hören, daß bei all dieſen Berufungen nicht blos dem nordiſchen Mönchsthum gegenüber, welches ſich begreiflicher Weiſe aus Concurrenzgründen heftig gegen die Invaſion dieſer gebildeten Elemente ſträubte, ſondern auch ohne ſonſtige erſichtliche Veranlaſſung ſtets betont wurde: die Berufenen ſeien nach Glauben und Sprache ganz echte Ruſſen, und noch weniger verwunderlich wird es uns erſcheinen, daß im ſcharfen Gegenſatze zu dieſer Behauptung gleichzeitig die Mahnung an dieſe Männer gerichtet wurde: ſo zu ſprechen und zu ſchreiben, „daß man ſie verſtehen könne“ — wohl aber iſt es eine

überraſchende und der Erklärung bedürftige Erſcheinung, daß ſie ſämmtlich dem Rufe der Regierung folgten, und dann mehr oder minder nachdrücklich in dem anbefohlenen Sinne wirkten. Zwei Motive ſind hiebei zu berückſichtigen, ein äußeres und ein inneres. Alle dieſe Männer hatten in der Heimat den Druck ſchlimmer materieller und ſozialer Verhältniſſe zu ertragen; ſie waren karg entlohnte Prieſter oder Lehrer, die in den Augen der herrſchenden Kaſte zur Plebs zählten; der Wojewode, der katholiſche Prieſter, der poloniſirte Adelige blickten höhniſch auf ſie herab; auch offene Gewaltthat war ja nicht ſelten. Wie mächtig mußte auf ſie die Verlockung wirken, plötzlich aller Sorgen enthoben zu ſein und um derſelben Thätigkeit willen, welche ihnen bisher Kummer und Gefahr gebracht, in einem mächtigen Nachbarreiche einen glänzenden, ſelbſt den kühnſten Ehrgeiz befriedigenden Wirkungskreis zu erhalten! Noch wichtiger aber muß der Umſtand erſcheinen, daß ſie ſich der Tragweite ihres Entſchluſſes für ihre eigene und ihres Volkes Zukunft nicht bewußt waren, ja nach ihren Anſchauungen und der Lage der Verhältniſſe gar nicht bewußt ſein konnten. Sie waren Kämpfer gegen ein Volk, welches ſich in Glauben und Sprache von dem ihren unterſchied; daß ſie dabei auf den Glauben größeres Gewicht legten, war durchaus natürlich, weil dieſer herbere Angriffe zu erdulden hatte, ferner in ihrer Eigenſchaft als Prieſter oder Halb-

prieſter (Lehrer an Brüderſchafts-Schulen); in Rußland aber war ja ihre Kirche die unbedingt herrſchende. Daß ihnen der nationale Gegenſatz zu ihren nordiſchen Glaubensgenoſſen nicht fühlbar geweſen, läßt ſich freilich nicht behaupten, nur hielten ſie ihn für keinen unverſöhnlichen; die Einen nahmen ſich vor, ihre literariſche Thätigkeit in beiden Sprachen fortzuſetzen; Andere, und gerade die Begabteſten, hegten, wofür deutliche Anzeichen vorliegen, noch viel ſtolzere Träume: ihre Sprache war ja die weitaus entwickeltere; es war vielleicht nicht unmöglich, ſie zur herrſchenden Literatur-, ja zur Staatsſprache zu machen, wie ja ſchon einſt der Süden den Norden nicht blos literariſch, ſondern auch ſprachlich ſehr weſentlich beeinflußt. Kurz, als bewußte Renegaten ſind dieſe Männer nicht nach dem Norden gegangen, im Gegentheile voll der beſten Vorſätze, ihren Einfluß zu Gunſten ihres Volksthums zu nützen, und daß es dann anders kam, iſt gleichfalls nur bis zu einem gewiſſen Grade ihre Schuld. Eine Stimme in rein politiſchen Dingen räumte ihnen die Regierung von vornherein nicht ein; nur gegen Polen und Jeſuiten durften ſie ſoviel und ſo energiſch predigen und ſchreiben, als ihnen irgend beliebte; wagten ſie es jedoch, der Privilegien der ruſſiſchen Ukraine Erwähnung zu thun, ſo wurde ihnen ſo nachdrücklich bedeutet, daß des Dichters und Prieſters Reich nicht von dieſer Welt ſei, daß ſie verſtummen mußten, wenn ſie nicht aus

ihren warmen Biſchofs- und Profeſſorenſtuben nach dem kalten Sibirien verſetzt ſein wollten. Es iſt richtig, daß ſich keiner unter ihnen dieſer Gefahr ausſetzte, aber aus der erſten Zeit dürfte ſich zum mindeſten auch kein Beiſpiel für das Gegentheil anführen laſſen; erſt von 1750 ab findet jener würdige Geheimrath Teplow, welcher, obwohl Kleinruſſe von Geburt, die Ruſſifizirung ſeiner Heimat beſorgte, eifrige Nachahmer.

Nicht ohne Grund haben wir dieſe Erſcheinung ſo eingehend zu erklären verſucht; iſt ſie doch an ſich unerhört — wann hätte je ein Volk dem anderen binnen zweier Generationen ſeine Schriftſteller, ſeine Literatur und Kultur annektirt?! Man vergeſſe nicht: es handelte ſich um zwei verſchiedene Sprachen, zwei verſchiedene Völker, deren Gegenſatz ſich niemals verwiſcht hat, auch nicht in dieſem Abſchnitt ihrer Entwickelung. Die erſte Generation ſchreibt zunächſt kleinruſſiſch, dann ſetzt ſie ihre Thätigkeit in beiden Sprachen fort, und bei der zweiten iſt es ebenſo, nur daß ſie in der Folge nur noch großruſſiſch ſchreibt. Erſt die dritte Generation beginnt ſofort in der fremden, erlernten Sprache, weil ſie dieſelbe bereits in der Schule aufgezwungen erhalten und jedes gedruckte Wort in der Mutterſprache verpönt iſt. Denn nachdem die friedlichen Mittel ihre Wirkung gethan, ſehen wir nach einiger Zeit auch die Gewalt hinzutreten; bereits 1721 wird der „beſondere Dialekt“ ſcharf gerügt; dann macht die Cenſur den

kleinruſſiſchen Werken immer größere Schwierigkeiten, hierauf wird die Kiewer Akademie ruſſifizirt, bis endlich ohne jede Verſchleierung die brutale Parole ausgegeben wird: „Schreibet großruſſiſch oder gar nicht!“ Der Druck kleinruſſiſcher Bücher wird verboten, jeder Schriftſteller in dieſer Sprache als ein politiſcher Verbrecher, als ein Mann, der „das Zeitalter der Hetmane herbeiführen wolle“, beſtraft.

Die Frage, wie viel der Norden dadurch gewonnen, beantwortet ein Blick auf die großruſſiſche Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts. Woher ſtammen ihre Schriftſteller? In der Theologie thun ſich vor Peter dem Großen Polocki, Roſtowski, Slawinecki hervor, auf dem Gebiete der Annaliſtik Medwjedew, das geiſtliche Drama pflegen als die erſten Polocki und Roſtowski; ſie ſind insgeſammt Kleinruſſen. Wer verrichtet, nachdem Peter der Große die plötzliche und maſſenhafte Verfertigung von Ueberſetzungen angeordnet, dieſe Arbeit? Neben einigen Ausländern die Kleinruſſen Buzinski, Kochanowski, Lopatinski und Krolik. Wer tritt im 18. Jahrhundert als der erſte Vertreter weſtlicher Aufklärung, als der eigentliche Begründer einer national-ruſſiſchen Bildung an Peters Seite? Der Kiewer Theophan Prokopowicz, der Verfaſſer des berühmten „geiſtlichen Reglements“. Und an der Spitze ſeiner theologiſchen Gegner ſteht abermals ein Kleinruſſe, Stefan Jaworski. Auch die

Interludien kommen auf dem Umwege über Kiew nach Moskau, und der erſte bedeutendere Dichter Großrußlands, Demeter Kantemir, iſt allerdings ein in Konſtantinopel geborener Rumäne, ſteht aber, ein Jünger Theophan Prokopowicz's, völlig im Bannkreiſe der Kiewer Schule; ihr entnimmt er die Form: den gezählten, nicht betonten Vers, ihr die ſcholaſtiſche, pſeudo-klaſſiſche Richtung, der er dann freilich in der Folge auch andere Elemente beimiſcht. Und ſelbſt der großruſſiſche Dramatiker Lomonoſſow ſteht noch im Zwange der ſcholaſtiſchen Rhetorik der zweiten Blüthezeit. Auch großruſſiſche Hiſtoriker, ſofern ſie gerecht ſind, müſſen dies anerkennen; „dieſe Literatur", ſagt z. B. Pypin, „iſt nicht ſpurlos verſchwunden, ſondern hat ſich in die ruſſiſche Literatur im geſammtruſſiſchen Intereſſe ergoſſen, und dies bildet ihr hiſtoriſches Recht und Verdienſt." Dieſer letztere Satz kehrt ſich gegen jene, welche dieſe Auffaugung zwar nicht leugnen, aber als unheilvoll ſchelten, weil die Kleinruſſen eben auf einem ſcholaſtiſchen, alſo im Weſten längſt überwundenen Standpunkt geſtanden und dieſen der jungen ruſſiſchen Literatur eingeimpft. Dagegen aber iſt zu erwidern, daß dieſer „überholte Standpunkt" immerhin einen ungeheueren Fortſchritt gegen die autochthone Barbarei bedeutete, und daß er den direkten Einfluß des Humanismus wie der realen Bildung nicht etwa hinderte, ſondern vorbereitete; ohne dieſe „rechtgläubigen" Er-

zieher wäre ihren proteſtantiſchen und katholiſchen Nachfolgern das Ohr des Volkes verſchloſſen geblieben.

Während die Kleinruſſen ſo die Lehrer und Erwecker des Nordens wurden, glich ihre eigene Literatur immer mehr einem Flußbett, deſſen Waſſer gewaltſam abgeleitet worden: quillt noch zuweilen Waſſer auf, ſo kommt es aus den Quellen im Geröll. Die Kleinruſſen waren, ſagte ich ſchon, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts wieder ein Haufe von Leibeigenen und Prieſtern, ihre Sprache ein verachteter Dialekt geworden. Selbſt der Handwerker ſchämte ſich ſeiner heimiſchen Sitte und Sprache, geſchweige denn der Soldat, der Beamte, der Adelige; gedruckt wurde keine Zeile mehr, — aber noch ſang das Volk die Weiſen aus Vätertagen und fügte neue hinzu, noch lebte und blühte das Volkslied.

Das Volkslied der Kleinruſſen iſt das Beſte und Schönſte, was der Volksgeiſt geſchaffen; ihm iſt darum auch in dieſem Buche ein beſonderer Abſchnitt gewidmet.

Kein anderes Volk befand ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts in ſchlimmerer Lage, als die Kleinruſſen. Man pflegt die Bulgaren auszunehmen, jedoch wahrlich nur inſofern mit Recht, als ihr Beherrſcher auch der fanatiſche Feind ihres Glaubens war. Hier verband den Czaren und das Helotenvolk dieſelbe „Rechtgläubigkeit“; das iſt richtig, aber auch der einzige Unterſchied.

Denn wenn ferner bemerkt wird, daß der Bulgare unter dem Druck einer fremden, der Kleinruſſe unter dem einer verwandten Raſſe geſchmachtet, ſo begründet dies, da der Druck gleich ſchwer war, keine Milderung, im Gegentheil eine Verſchärfung des Schickſals; man denke an die ſchöne Parabel des Oſtens: das Birkenholz ſchweigt, wenn der Eiſenhobel darüber hinfährt, aber wird ein Keil aus härterem Holz eingetrieben, dann ächzt es ſchmerzlich auf. Und wenn ferner geſagt wird, daß der kleinruſſiſche Bauer nur dasſelbe Loos der Willkür und Ungerechtigkeit erduldete, wie der großruſſiſche, während der Bulgare die Bevorzugung des türkiſchen Landmanns täglich vor Augen ſah, ſo iſt auch dies nur ein ſchwacher Troſt. Nein, ſo peinlich dieſe Parallele dem Moskowitismus ſein mag, ſie iſt innerlich berechtigt: am Balkan wie in der Ukraine ſinkt ein Volk, ſeines Adels, ſeines Bürgerthums beraubt, zu einer Horde von Leibeigenen herab, in welcher das Volksgefühl nur als Inſtinkt, nicht als klare, bewußte Empfindung fortlebt; hier wie dort äußert ſich der Volksgeiſt nur noch im Liede, nicht mehr im gedruckten Wort. Der einzige Unterſchied aber, der ſich in letzterer Hinſicht aufſtellen ließe, begründet wahrlich keinen Vorzug des ruſſiſchen vor dem türkiſchen Joch. Den Bulgaren blieb der Ruf und Ruhm ihrer alten Literatur, den Kleinruſſen wurde er entwendet und verfälſcht. Bezüglich der zweiten

Blüthezeit iſt dies bereits dargelegt, bezüglich der erſten wird es ſpäter geſchehen.

Wie um das Jahr 1800 kein Buch in bulgariſcher Sprache erſchien, ſo wenig in kleinruſſiſcher. Die Hiſtoriker Simonowski und Koniſſki, welche die Geſchichte ihrer unterjochten Stammesbrüder im Ganzen objektiv, ja ſogar, ſoweit es die Zenſur zuließ, ſympathiſch behandelten, ſchrieben großruſſiſch. Die wenigen Erzeugniſſe kleinruſſiſcher Kunſtpoeſie mußten ſchon deßhalb Manuſkript bleiben, weil die Druckbewilligung unter allen Umſtänden verſagt worden wäre. Erſt nach einem halben Jahrhundert oder noch ſpäter hat das wiedererwachte Volk auch dieſe Reliquien wieder an's Licht gezogen und es hat Recht daran gethan: das ſind keine großen Dichter, aber brave Männer, welche treu bleiben, nachdem alle untreu geworden, und dem Lorbeer, der jedem Ueberläufer winkt, die beſcheidene Anerkennung der wenigen Patrioten vorziehen, welche ſich ihre Verſe abſchreiben. Ein ſolcher Mann iſt in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mönch Klemens Zenowiew, der treulich das Volksleben, das Eindringen großruſſiſcher Sitten in die höheren Schichten ſchildert; in der zweiten der „Wanderer" Georg Skoworoda. Ungleich bedeutender als Zenowiew iſt er in Lebensführung und Dichtweiſe eine der eigenthümlichſten Geſtalten dieſer Literatur. Ein Bauersſohn, auf der Kiewer Akademie ausgebildet, durch-

pilgert er, von Wiſſensdurſt getrieben, faſt ganz Europa bis nach Sizilien, auf dieſen Fußwanderungen durch geiſtige und körperliche Tagelöhnerei ſeinen Unterhalt friſtend, ſchlägt dann, heimgekehrt und ſeines Wiſſens willen wie ein Wunder angeſtaunt, die ihm angebotenen Profeſſuren zu Charkow und Moskau aus, um nicht „dem Hohen, der den Niedrigen bedrängt, dem Starken, der den Schwachen würgt", dienen zu müſſen, und widmet ſich der Erweckung ſeines unglücklichen Volkes, indem er Jahr um Jahr, ſein ganzes langes Leben hindurch, in ärmlichſtem Gewande predigend, mahnend und ſingend von Dorf zu Dorf zieht. Es iſt billige Klugheit, einen ſolchen Mann einen Narren zu nennen, und ein Sonderling war Skoworoda ſicherlich, aber dabei ein edler, ſittlicher, von glühendſtem Freiheits- und Volksgefühl erfüllter Mann, deſſen Wirkung auf die Gemüther nur deshalb geduldet wurde, weil ihn die Regierung für verrückt hielt. Dieſe Wirkung aber muß nach den Zeugniſſen, welche Koſtomarow darüber zuſammengeſtellt, eine tiefe geweſen ſein. Seine Fabeln und Dialoge waren in unzähligen Abſchriften verbreitet, ſeine Lieder wurden von Kobſaren wie von dem Volke ſelbſt geſungen. Ihr gemeinſamer Grundton iſt die Mahnung zur Treue und Sittlichkeit, zum Ausharren gegenüber dem Dränger. Hingegen blieben die hiſtoriſchen Werke und Volksliederſammlungen Alexander Riedelmann's faſt unbekannt. Seit ſie 1847 gedruckt

worden ſind, „ſteht der deutſche Name in der Reihe der beſten kleinruſſiſchen Patrioten“. Ueber Riedelmann's Leben iſt leider nur ſo viel bekannt, daß er, in Deutſchland geboren und erzogen, als Ingenieur in die Ukraine kam, und ſein Leben dort verbrachte. Auch über das treibende Motiv, welches ihm die Feder in die Hand gedrückt, die Lieder des unterdrückten Volkes und ſeine Geſchicke aufzuzeichnen, hat er ſelbſt nichts geſagt, aber zwiſchen den Zeilen ſteht es deutlich genug geſchrieben. Es war das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl und jener kosmopolitiſche Sinn, der die fremde Volksart ſo liebevoll umfaßt, wie die eigene. Eine nähere Charakteriſtik der Arbeiten Riedelmann's kann hier leider nicht gegeben werden, ohne den Rahmen dieſer Darſtellung zu zerſprengen. Verdienen würde er ſie auch in deutſcher Sprache, wie ſie ihm Bodnanski in kleinruſſiſcher gewidmet.

Aber nicht blos der Einzelne, auch das ganze deutſche Volk hat ſich um die Wiederbelebung der Kleinruſſen große Verdienſte erworben. Die deutſche Romantik, die Wiederbelebung des deutſchen Mittelalters durch Forſchung und Dichtung, wirkte auch auf die ſlaviſche Welt wie ein Auferſtehungsruf, zunächſt auf die Czechen und Polen, dann aber auch auf alle anderen Stämme; ſie begannen ſich wieder ihrer Geſchichte zu erinnern, ihre Lieder zu ſammeln. So auch die Kleinruſſen. Seit dem Anfang der dreißiger Jahre ging ein friſcher

Hauch durch alle Gaue, ſoweit Kleinruſſen wohnten. Am kräftigſten zeigte ſich ſeine Wirkung, bezeichnend genug, unter den Kleinruſſen Galiziens, aus zwei Gründen, einem politiſchen und einem kulturellen. Bis 1772 unter polniſchem Joche und nicht etwa blos gleich hart, ſondern wie ſchon erwähnt, noch härter behandelt, als ihre in den Grenzgouvernements gegen Rußland wohnenden Volksgenoſſen, hatten ſie von da ab ein weitaus günſtigeres Loos als alle Anderen. Die Habsburger waren ihnen mildere Herren als die Czaren; der Bauer wurde ſchon aus politiſchen Gründen, um ein Gegengewicht gegen die Polen zu haben, vor der Willkür ſeines Herrn geſchützt. Auch den nationalen Bildungsbeſtrebungen der galiziſchen Kleinruſſen ſetzte die öſterreichiſche Regierung kein Hinderniß entgegen, förderte dieſelben im Gegentheil ungemein, indem ſie durch treffliche deutſche Lehranſtalten die Barbaren zu Kulturmenſchen erzog. Und das iſt der zweite Grund, warum die Renaiſſance gerade in Galizien ſo kräftige Stützpunkte, ſo hervorragende Vertreter fand. Durchweg deutſch gebildet, mit den Ergebniſſen deutſchen Geiſteslebens auf's innigſte vertraut, wußten dieſe Männer beſſer als ihre Mitſtrebenden im Oſten, durch welche Mittel der Volksgeiſt erweckt, die erſtorbene Literatur neu belebt werden könne. Marcian Szaszkiewicz, auf der 1784 von Joſeph II. gegründeten deutſchen Univerſität Lemberg ausgebildet, „ließ zuerſt

die Zaubertöne des heimiſchen Worts erklingen", ſammelte Volkslieder, Sagen und Bräuche; ebenſo ſtanden ſeine Mitſtrebenden, Gregor Ilkiewicz, Iwan Wachylewicz, Joſeph Lewicki u. A. durchweg auf dem Boden deutſcher Bildung und wirkten nach Szaszkiewicz's frühem Tode (er ſtarb 1843, erſt 32 Jahre alt) tapfer weiter. Entſetzt gewahrten die Polen dieſes geiſtige Leben im Bauernvolke; ſie denuncirten die jungen Literaten der Regierung als „Moskowiter", was ſie doch wahrlich nicht waren. Aber nur die erſte Schrift mußte in Folge dieſer Einflüſterungen in Ungarn gedruckt werden; nachdem ſie ſich näher orientirt, gab die Regierung die Bahn völlig frei.

Weitaus ſchwerer hatten es nach dieſen beiden Richtungen die Kleinruſſen im Czarenreich. Während der galiziſche Bauernſohn, wenn er deutſche Bildung erworben, dann eben ein gebildeter Kleinruſſe, aber kein Deutſcher war, wurde der ukrainiſche auf der moskowitiſchen Schule ein Großruſſe; den wenigen treu gebliebenen Männern aber fehlte es, bei dem damaligen Stand des ruſſiſchen Schulweſens, ebenſo wie den Ueberläufern an gründlicher Bildung. Und dazu die Haltung der Regierung! Wer kleinruſſiſch ſprach, war ein Bauer, der in keine gute Geſellſchaft gehörte; man verhöhnte ihn und ſtieß ihn zurück; wer aber ſo zu ſchreiben wagte, war ein Empörer, der durch ſein, der Zenſur ehrerbietigſt eingereichtes Manuſkript einen

Hochverrath beging, der durch die bloße Vertilgung des Werkes nicht genügend beſtraft erſchien. Auch an derberen Lektionen ließ es der Moskowitismus nicht fehlen. „Reitet dich der Teufel!“ herrſchte der Herr Zenſor den jungen Poeten an; „Menſch, Du haſt ja Talent; warum dichteſt du nicht in richtigem Ruſſiſch, ſtatt in dieſem verderbten Dialekt, den Niemand verſteht?!“

Darf es uns verwundern, daß die Meiſten dieſem Rathe folgten? „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, wollen ſich der Menge zeigen.“ Wer in der verpehmten Sprache dichtete, blieb unbekannt; einige Popen und Lehrer laſen ihn, bewunderten ihn und waren ihm dankbar; und wenn man den Bauern ſeine Gedichte vorlas, ſo erkundigten ſie ſich vielleicht nach ſeinem Namen und ſegneten ihn, das war Alles und für ehrgeizige Gemüther nicht genug. Sie gingen in das Lager der Mächtigen über und wurden Großruſſen. Man nahm ſie mit offenen Armen auf, pries, ja vergötterte ſie; ihre Werke wurden gekauft, gelobt, überſetzt; freilich ſchilderten auch ſie kleinruſſiſches Leben, aber in moskowitiſcher Sprache; das war etwas Anderes! ... Da wuchs einſt im Gouvernement Poltawa ein kleinruſſiſcher Knabe auf, der frühzeitig große poetiſche Anlagen zeigte. Sein Großvater, der in früher Jugend den letzten Kampf der Zaporoger um die Freiheit mitgekämpft, entflammte ſeine Phantaſie, ſeinen

Patriotismus. Auch der Vater war, obwohl Gutsbeſitzer, ein guter Kleinruſſe geblieben; er dichtete ſogar in der Sprache ſeines Volkes, freilich ganz heimlich, nur zum eigenen und der Freunde Vergnügen. Nur wenn er wieder einmal eine Komödie geſchrieben hatte, bekam ſie ein größerer Kreis zu ſehen. Ein reicher Verwandter des armen Edelmanns hatte ein Haustheater; da ließ er die Stücke ſeines Vetters aufführen. Die Nachbarn und das Hausgeſinde waren die Zuſchauer; ſie klatſchten Beifall und hatten Recht; wir können dies nach einer Probe, dem „Proſtak“ („Der Einfältige“) beurtheilen, welche 1862 gedruckt worden iſt. Zuweilen fand ſich auch ein Wohlgeſinnter, der dem verborgenen Dramatiker ſagte: „Waſſil Afanaſiewicz, warum überſetzen Sie Ihre Stücke nicht in's Ruſſiſche? Sie würden bald ein berühmter Mann ſein und viel Geld verdienen.“ Der kränkliche, alternde Mann ſchüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt: „Laßt mich eigenſinnigen Eſel meine Wege gehen; lange dauert's nicht mehr.“ Als aber ſein vergötterter Knabe immer deutlicher zu erkennen gab, daß auch in ihm ein Dichter ſtecke, gab er ſich alle Mühe, damit nicht auch dieſer ein „eigenſinniger Eſel“ werde. Es nützte nichts; eines Tages übergab ihm der Sohn das Manuſcript einer Volkserzählung, welche er, durch den „Proſtak“ angeregt, verfaßt. Dem alten Manne rannen, als er ſie las, die Thränen über die Wangen; ſein

Digitized by Google

kundiger Blick hatte erkannt, daß dieſem Jüngling eine weitaus größere Begabung mitgegeben ſei, als ihm. Aber es waren nicht Thränen der Freude allein; er gedachte auch ſeines eigenen dunklen, einſamen Lebens, und nachdem er zu Ende geleſen, ließ er den Sohn vor ſich treten, erzählte ihm die Geſchichte dieſes Lebens, zerriß das Manuſcript und ließ ihn einen Eid ſchwören, nie anders als großruſſiſch zu ſchreiben. Der Jüngling hat ſein Wort gehalten; in ſeinen Erzählungen iſt alles kleinruſſiſch: Landſchaften und Menſchen, Lebensanſchauung und Nationalgefühl, nur die Sprache iſt großruſſiſch. Und das kann alle Welt beurtheilen, denn der Dichter hieß Nikolai Waſſiliewicz Gogol.

Der Verfaſſer des „Taras Bulba“, des „Reviſor“ und der „Todten Seelen“ iſt vielleicht der bedeutendſte Kleinruſſe, der in moskowitiſcher Sprache gedichtet, aber wahrlich nicht der einzige; er iſt der Führer einer Schaar, die nach Hunderten zählt. Kleinruſſen, und zwar nicht blos der Abſtammung, ſondern auch ihrem urſprünglichen Volksbewußtſein nach waren der größte Lyriker der Katharineiſchen Periode, Gabriel Romanowicz Derſhawin; der Schöpfer des ruſſiſchen Kunſtepos, Michael Matwejewicz Cheraskow; ſein Mitſtrebender Hippolyt Feodorowicz Bogdanowicz; der Verfaſſer der viel geleſenen, viel gerühmten und viel beſpöttelten „Sentimentalen Reiſe durch die Ukraine“, Shalikow; der derbe, fröhliche kerngeſunde „Teniers

des ruſſiſchen Romans", Waſſil Narjezny u. ſ. w. — ſtrebte ich Vollſtändigkeit an, ich müßte mehrere Seiten mit Namen füllen. Auch in neueſter Zeit hat dieſe Erſcheinung nicht aufgehört; ſo ſind zwei der hervorragendſten modernen Romanſchriftſteller Rußlands: E. Salias und Gregor Danilewski, ganz wie Gogol, nicht blos im Stoffkreis, ſondern auch in der Geſinnung Kleinruſſen, nur daß ſie eben in moskowitiſcher Sprache ſchreiben.

Alle dieſe Poeten wurden berühmt und durften, nachdem ſie das ſchwere Opfer gebracht, zeigen, was ſie konnten. Als Kleinruſſen hätten ſie es nicht gedurft, und hätten ſie es dennoch gewagt, ſo wären ſie in Sibirien geſtorben. Selbſt die Polen waren in Rußland glücklicher als die Kleinruſſen; der polniſche Poet wurde nur dann geſtraft, wenn er politiſche Gedichte ſchrieb; Wald- und Liebeslieder durfte er ſtraflos drucken laſſen. Dadurch, wie durch den finſteren Haß, welchen ſolcher Druck in den Gemüthern erregen mußte, erklärte es ſich, daß viele Kleinruſſen, welche nicht in das Lager der Dränger übergehen mochten, in polniſcher Sprache ihrem Schaffensdrange genügten, beſonders, da ſie damit ein großes Publikum, große Verbreitung gewannen. Nicht ganz ſo ſtattlich, wie die Schaar der ruſſifizirten Ukrainer iſt jene der poloniſirten; aber ſie iſt wahrlich groß genug. Während in der Epoche bis 1795, alſo der Zeit, wo der Druck

von den Polen ausging, ein derartiger Uebertritt in die Reihen der Bedränger äußerſt ſelten war, begegnen wir von 1820 ab immer häufiger dieſer Erſcheinung. Ein Kleinruſſe durch und durch, in ſeinen Gedichten den Dumen und Dumken mit Glück nachſtrebend, in Form, Stoff und Volksbewußtſein durchaus national, ein ukrainiſcher Koſak, wie nur je einer gelebt, und dennoch der Sprache nach ein polniſcher Dichter iſt Bogdan Zaleski. Dieſer Gegenſatz wirkt deßhalb um ſo verblüffender, weil einerſeits Zaleski's Sprache von Ukrainismen faſt frei iſt, während andererſeits ſein Herz ganz und gar nur dem Volke gehört, dem er entſproſſen; niemand hat die Zeit der Freiheit und des Kampfes gegen die Polen begeiſterter, und nur einer, Taras Szewczenko, hat ſie ſchöner beſungen. Auch Zaleski's „Dumen" dürfen als Muſter eines ſchlichtinnigen, ſich treu am Volkslied emporrankenden Styls gelten. Kein Wunder, daß dieſen Poeten der Zwieſpalt zwiſchen innerem und äußerem Weſen ſo recht mitten in's Herz traf; er ſuchte ihn zu löſen, indem er zuweilen, ſo in ſeinem lyriſchen Epos „Der Geiſt der Steppe" von einer Zeit träumte, da alle Slaven ein Volk ſein würden. Gleich bedeutend, gleich national iſt Anton Malczeski, der Dichter des ukrainiſchen Epos „Maria", das mit Recht eine der meiſt überſetzten Dichtungen der Slaven geworden iſt. In politiſcher Beziehung ſteht Malczeski, nach Geburt und Ueber-

zeugung Ariſtokrat, den Polen näher als Zaleski, obgleich er ſeinen Volksgenoſſen ſtets gerecht wird, wogegen Severin Goſzczynski in ſeinem Haidamakenepos „Das Schloß von Kaniow“ ſo ganz und gar auf Seiten der Kleinruſſen ſteht, daß man beim Leſen des Genuſſes kaum froh werden kann. Es iſt wahr, Goſzczynski hat, obwohl unter dem Einfluß Byron's ſtehend, ehrlich nach Wahrheit der Schilderung gerungen, gleichwohl iſt der Vertreter der Polen in dieſem polniſchen Epos, der Schloßvogt von Kaniow, ein Scheuſal, dem kaum noch etwas Menſchliches anklebt, während die kleinruſſiſchen Häupter des Aufſtands, trotz aller Greuelthaten, welche ſie der Dichter begehen läßt, doch immer verſtändliche Menſchen bleiben, deren ungeheurer Rachedurſt ſich eben durch die Frevel der Polen erklärt. Selbſt in Szewczenko, der, wie bereits angedeutet, denſelben Stoff behandelt, finden die Polen einen gerechteren Richter, als in dieſem polniſch dichtenden Kleinruſſen. Von anderen hervorragenden Autoren derſelben Richtung ſeien nur noch Thomas Padura, der aber auch kleinruſſiſch dichtete, Michael Grabowski, Thomas Olizarowski, endlich Alexander Groza genannt. Der letztere, ein tüchtiger und mannhafter Poet, der ohne Zweifel zu ſchöner Entwicklung gekommen wäre, iſt als Dichter vorzeitig durch das Witzwort irgend eines kritiſchen Dummkopfs todtgeſchlagen worden. Derſelbe zeigte nämlich das Epos Groza's

„Der Staroſt von Kaniow“ in einer Zeitſchrift mit zwei Zeilen an:

„Lieber Groza,
Schreib' lieber Proſa!“

Das Wort wurde geflügelt, es hallte dem Dichter auf Schritt und Tritt entgegen, bis er zwar nicht Proſa ſchrieb, aber verſtummte.

Manches Lied, manches Werk dieſer polniſchen, wie der früher erwähnten großruſſiſchen Dichter leſen ſich wie treffliche Ueberſetzungen aus dem Kleinruſſiſchen. Und wer mag ſagen, in wie vielen Fällen der Schein nicht trügt! So iſt es eine Folge des Fluchs, welcher auf dieſem Volksthum laſtet, daß es ſeine begabteſten Söhne an glücklichere Nationen verlor, und faſt wie ein Wunder muß es erſcheinen, daß ihm einige treu blieben.

Das erſte kleinruſſiſche Werk, welches die ruſſiſche Cenſur paſſirte, war die 1798 erſchienene „Eneida“, eine Traveſtie der Vergilſchen Aeneide in Blumauer's Stil. Das Buch erlebte binnen zehn Jahren drei ſtarke Auflagen, was bei einem Volke, deſſen Gebildete nur eben nach Hunderten zählten, einen enormen, vielleicht beiſpielloſen Erfolg bedeutete. Es wurde von jedem Lehrer, jedem wohlhabenden Bauer gekauft, nur um die geliebte Mutterſprache auch einmal gedruckt leſen zu können. Szewczenko ausgenommen, iſt kein Dichter unter den Kleinruſſen ſo populär geworden,

wie der Verfaſſer dieſer Traveſtie, Iwan Kotlarewski. Viele Stellen der „Eneida“ ſind geflügelte Worte, ja geradezu Sprichwörter geworden. Schon dies beweist, daß der Erfolg kein ganz unverdienter war. Kotlarewski's Buch iſt oft bis zum Cynismus derb, aber witzig und volksthümlich. Da die Schwäche und Unentſchloſſenheit, das Mißtrauen und die Trunkſucht des „Chochol“, alſo die Nationalfehler des kleinruſſiſchen Volkes verhöhnt und gegeißelt werden, ſo glaubte die Regierung den Druck geſtatten zu dürfen, weil das Gedicht das Volksthum eben nicht ſtärken, ſondern der Lächerlichkeit preisgeben werde; auch die gute Geſinnung, welche der Verfaſſer als Staatsbeamter bewährte, mochte dies mit bewirkt haben. In der That war Kotlarewski ſeinen Ueberzeugungen nach Großruſſe, aber in jener Tendenz, welche die Regierung annahm, hat er die Traveſtie ſchwerlich gedichtet: er war nur eben ein Nachahmer Blumauer's und hielt den Dialekt nicht ohne Grund zur Erzielung komiſcher Wirkungen für beſonders geeignet. Eben in der Abſicht, allen Ruſſen verſtändlich zu ſein, iſt auch die Sprache des Gedichts zwar vorwiegend kleinruſſiſch, aber doch mit nördlichen Elementen verſetzt. Die Wirkung alſo, welche das Gedicht machte, war eine ganz andere, als der Autor beabſichtigt, und die entgegengeſetzte von jener, welche die Cenſur angeſtrebt; auch hier wie in aller Herren Ländern erwies ſich die Geiſtespolizei als ein „Theil von jener Kraft, die ſtets

das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.“ Kotlarewski ſelbſt aber verdient weder jene Lobſprüche, welche man ihm als dem patriotiſchen Erneuerer der Literatur gezollt, noch die verdammenden Urtheile, daß er ſein Volk habe in's Herz treffen wollen.

Das Böſe hatte gut ausgeſchlagen und trug gute Früchte. Zunächſt freilich wollte die Cenſur Niemand mehr die Druckbewilligung ertheilen, aber zum Mindeſten konnte ſie ſich nicht mehr auf das Prinzip berufen, und ſo durfte denn auch von 1816 ab bald ein anderer, gleichfalls bei der Regierung wohlangeſchriebener Mann, der Rektor der Charkower Univerſität, Peter Artemowski-Gulak, einige ſeiner humoriſtiſchen Bilder aus dem Volksleben erſcheinen laſſen. Sie waren harmlos oder ſchienen es doch. Wenn dieſer Dichter z. B. in ſeinem Schwank „Herr und Hund“ die Drangſale des Hundes darſtellt, welcher als Lohn für alle Treue doch nur Schläge bekommt und nicht einmal bellen darf, ſo war dies ſehr luſtig zu leſen, aber doch eine bittere Allegorie, die jeder verſtand. Ob auch die Regierung, mag dahingeſtellt bleiben; jedenfalls gelang es dem Herausgeber der erſten kleinruſſiſchen Volksliederſammlung, Michael Makſimowicz, 1827 erſt nach harten Mühen, die Druckbewilligung zu erlangen, obwohl auch er ruſſiſcher Staatsbeamter, ja ſogar Profeſſor der ruſſiſchen Literatur war. Erſt als ſich von 1830 ab unter den galiziſchen Kleinruſſen, wie

oben bemerkt, das geiſtige Leben immer reger entfaltete und die öſterreichiſche Regierung nun ſogar fördernd eingriff, mußte ſich auch die ruſſiſche Regierung mindeſtens zur offiziellen Aufhebung des Druckverbots bequemen. Nur um der Sprache willen durfte alſo kein kleinruſſiſches Buch mehr unterdrückt, ſein Verfaſſer nicht mehr beſtraft werden, aber um des Inhalts willen konnte dies ſelbſtverſtändlich noch immer geſchehen. So entwickelte ſich denn von 1830 bis 1846 eine höchſt ſchwankende Praxis. Der eine Cenſor verbot jedes Buch, ſelbſt eine Fibel oder bibliſche Geſchichte, wenn er dadurch die Gunſt des General-Gouverneurs zu erwerben hoffte; ein anderer beſchränkte ſein Verbot auf jene Werke, welche irgend eine, wenn auch nur die leiſeſte Anſpielung auf den gegenwärtigen Zuſtand oder auf die Vergangenheit der Unterjochten enthielt; ein dritter geſtattete ſogar dies, ja er gab entſchieden freiſinnigen Gedichten das Imprimatur, was freilich nicht hinderte, daß dann die Regierung den unglücklichen Autor als Verbrecher züchtigte. Die öſterreichiſche Regierung begann von 1840 ab Preiſe für gute volksthümliche Bücher in kleinruſſiſcher Sprache auszuſetzen; die Preiſe, welche der Czar für gute Gedichte in dieſer Sprache gewährte, waren die Knute, der Soldatenrock, die Arbeit in den Ural'ſchen Bergwerken. Trotz dieſer ſchlimmen äußeren Verhältniſſe ſehen wir bis 1846, alſo binnen anderthalb Jahrzehnten, mit

einem Schlage eine Reihe ſtarker Talente aufſprießen, und unter ihnen ein Genie.

Daß dieſe Dichter alle muthige, opferfreudige Männer waren, das beweist ſchon die bloße Thatſache ihres Wirkens. „Die Geſchichte unſerer Literatur," hatte einſt der Ruſſe Herzen geklagt, „iſt ein Verzeichniß von Märtyrern oder ein Regiſter von Sträflingen." Mehr als von den Moskowitern gilt dies Wort von den Kleinruſſen, und von dem Standpunkte des rohen, unerbittlichen Despotismus hatte Rußland Recht, wenn es dieſe freien, edlen Sänger zertrat; ſie waren ſeine gefährlichſten Feinde. Denn der Grundzug ihres dichteriſchen Wirkens war die Begeiſterung für ihr Volksthum, der Haß gegen die Unterdrücker. Wenn ſie hiſtoriſche Epen ſchufen und die Großthaten der Ahnen im Liede auferſtehen ließen, ſo wehte daraus lebendiger, erquickender Athem für die traurige Gegenwart. Der Ahne hat den Moskowiter geſchlagen und den Polen; der Ahne war frei! — „und du, Enkel?" — die Frage ſtand nicht im Liede, aber zwiſchen jedem Zeilenpaar. Oder ſie beſangen in weichen, rührenden Worten den Zauber der Mutterſprache oder den Reichthum ihres Volksgemüths, dem ſo unzählige Lieder entſproſſen. Wieder kein direktes Wort der Anklage, und doch jeder Vers ein flammender Proteſt gegen die brutale Tyrannei. Das gleiche gilt vom Sittenbilde, von den Schilderungen des Dorflebens von Einſt und Jetzt. Aber

auch an direkten Klagen und Anklagen fehlte es in dieſen glutvollen Liedern nicht, und wenn dann auch der Dichter in der ſibiriſchen Oede oder unter der Knute verendete — das Lied lebte fort, und trug auf ſeinen Schwingen den nationalen Enthuſiasmus durch das geknechtete Land.

Aber es ſind nicht blos Vorzüge einer edlen und berechtigten Tendenz, welche wir dieſer Dichterſchule nachrühmen dürfen. Beweiſen ſchon die Volkslieder, welcher poetiſchen Kraft dieſe Volksſeele fähig iſt, ſo iſt die Kunſtpoeſie ein weiterer Beweis hiefür. Sie wurzelt im Volksliede, lehnt ſich an dasſelbe, bewahrt ſeine keuſche Kraft und Tiefe, fügt aber das Talent der Kompoſition, den Schatz der Bildung, den Zauber ſtarker und eigenartiger Individualität hinzu. An herrlichen Stoffen, um dieſe Gaben und Gnaden zu erproben, fehlt es nicht. Da ſind die einſtige Macht, das heutige Elend, das arme, einſame und doch ſo räthſelhaft ſchöne Landſchaftsbild der Steppe, die naturwüchſigen Menſchen, die alten rührenden Sitten und Erinnerungen. Zartheit der Empfindung, ſchlichte ungeſchminkte, aber echt dichteriſche Sprache und insbeſondere ein ſeltenes Vermögen, plaſtiſch zu geſtalten, zeichnet alle dieſe Talente aus. Sie haben keine anderen Vorbilder und Muſter als die herrlichen Lieder ihres Volkes, darum iſt kaum ein größerer Gegenſatz erdenkbar, als zwiſchen ihnen und den zeitgenöſſiſchen

Lyrikern Großrußlands, den Puſchkin und Lermontow. Hier inniges Gottvertrauen, wärmſtes Naturgefühl, urgeſunde Sinnlichkeit; dort moderne Blaſirtheit, Zweifel an Gott und Menſchheit, affektirter oder auch tief empfundener Weltſchmerz. Darum ſind dieſe Großruſſen naturgemäß intereſſant, reicher an Tönen und Nuançen und dem verfeinerten Kulturmenſchen verſtändlicher, während das Lied der Kleinruſſen ihn fremd anmuthen wird, oft räthſelhaft und überwältigend in ſeiner monotonen Erhabenheit, wie etwa die Schönheit der Steppe. Dieſe Ruſſen ſind — sit venia verbo — bildungskrank, ſie dichten im Zwielicht eines ſonderbaren, krankhaften Kulturlebens. Die Geſellſchaft, in der ſie ſich bewegen, zeigt, kaum den Kinderſchuhen naiver Roheit entwachſen, den greiſenhaften Zug der Arbeits- und Genußmüdigkeit. Darum ihre natürliche Wahlverwandtſchaft zu den Weltſchmerzdichtern des Weſtens und ihre Abhängigkeit von den Zerriſſenen, den Byron, Muſſet, Heine; zur Maſſe ihres Volkes ſtehen ſie in keinerlei Beziehung. Wie anders die Kleinruſſen! Sie ſind originell, weil ſie durchweg volksthümlich ſind; ſie unterſcheiden ſich von den Dichtern des Weſtens ebenſoſehr, wie ſich ihr Volk von dem des Weſtens unterſcheidet. Wenn ſie klagen, ſo geſchieht es ſichtlicher, greifbarer Schmerzen wegen; ſie dichten aus einem Volksthum heraus, in dem es nun tiefe Nacht iſt, aber eine Nacht, welche von den

Sternen ruhmvoller Erinnerungen tröſtend erhellt wird. Ihr ſozialer Horizont iſt ein enger, ihre allgemeine Bildung eine geringe, ſie ſind naiv im guten wie im ſchlimmen Sinne des Wortes. Im Grunde iſt ihre Poeſie nichts als veredelte, vertiefte Volkspoeſie, nichts weiter. Aber ſchon dies iſt ſo unendlich viel, daß dieſe Poeten ſicherlich der genaueſten Beachtung werth ſind, und beſonders der größte unter ihnen, Taras Szewczenko. Wie ſchwer dieſes Dichters Schaffen wiegt, wird die Betrachtung erweiſen, welche ihm in einem beſonderen Kapitel dieſes Buches gewidmet iſt.

V.

Als Szewczenko 1840 mit ſeinem „Kobſar“ hervortrat, wurde bereits viel in kleinruſſiſcher Sprache geſchrieben, ja gedruckt. Der relativ bedeutendſte Poet dieſer erſten Gruppe iſt Osnowianenko (Georg Kwitka). Wer etwa in Szewczenko den Heiland dieſer Literatur erblicken wollte, müßte dieſen Mann als ſeinen Johannes gelten laſſen; er bereitet die neue Richtung vor, ohne ſie zu begründen, und unterſcheidet ſich gleich ſcharf von ſeinen Vorgängern wie von ſeinen Nachfolgern. Kotlarewski benützt als großruſſiſcher Patriot den Volksdialekt nur, um komiſche Wirkungen zu erzielen; um einen Grad wärmer iſt Artemowski-Gulak; gleichfalls äußerlich ganz ruſſifizirt, ballt er doch ſchon die Fauſt im Sack. Osnowianenko tritt von

vornherein weder als Klein-, noch als Groß-, ſondern als Südruſſe hervor. Er ſucht ſeine Beſonderheit nicht im nationalen, ſondern gewiſſermaßen im geographiſchen Moment; er liebt die Heimat und ſtellt ihre Sitten dar, aber einen kleinruſſiſchen Patrioten könnte man ihn nur inſofern nennen, wie etwa Fritz Reuter einen mecklenburgiſchen. Wie dieſer dem deutſchen Volke enthüllt, welch prächtige Leute an der Oſtſee ſitzen, ſo rühmt Osnowianenko den Ruſſen die Bewohner der Ukraine. Erſt die nachdrängende Kämpferſchaar zwingt auch ihn zu kühnerem Schritt; er ſieht ſich plötzlich durch ſein Alter als Führer an ihrer Spitze; ſein Tod (1843) ſchützt ihn vor den Folgen dieſer gefährlichen Ehre. Zu Szewczenko blickt er mit ehrlicher Bewunderung empor, aber als dieſer ihn öffentlich feiert, iſt ihm dies recht unangenehm. Dazu ſtimmt es, daß er großruſſiſch zu ſchreiben beginnt, dann in beiden Sprachen dichtet, endlich nur noch in der heimiſchen. Auch ſein Lebensgang ſpiegelt die gleiche Entwicklung: er wird Soldat, dann jedoch Kreismarſchall, alſo eine Art Mittelding zwiſchen einem Beamten und einem Privatmann. Der äſthetiſche Wert ſeiner Schriften iſt von vielen ſeiner Landsleute ſehr überſchätzt worden; es wirkt komiſch, wenn man ihn ſogar über Gogol geſtellt ſieht. Er war als Künſtler unbedeutend, aber gewiß ein gewandter Erzähler von reicher Erfindungsgabe und ein getreuer Schilderer

des ihm wohlbekannten Volkslebens. Außer ihm ſeien noch E. Hrebenka, J. Materinka, C. Topolja und A. Mogila genannt. Ihr politiſcher Standpunkt iſt jener Osnowianenko's, was ſie jedoch nicht vor zeitweiligen ſehr empfindlichen Verfolgungen ſchützt.

Szewczenko's „Kobſar" bedeutet eine neue Aera der jungen Literatur: die ſcharfe Betonung des nationalen Gedankens, die offen eingeſtandene Tendenz, dem unterjochten Volke Sprecher und Führer zu ſein. Auch der Inhalt ändert ſich; er wird nicht bloß kühner, auch reifer, ernſthafter und tiefer. Zu dieſer zweiten Gruppe gehören neben Szewczenko namentlich Pantalimon Kulisz und N. J. Koſtomarow. Ihr dichteriſches Schaffen iſt bereits charakteriſirt; ſie ähneln Szewczenko ohne jedoch nur entfernt an ihn heranzureichen, unterſcheiden ſich aber von ihm auch dadurch, daß ſie zeitweilig den Feind im eigenen Lager aufſuchen, alſo in großruſſiſcher oder polniſcher Sprache ſchreiben, endlich auch durch die gelehrte Thätigkeit, die ſie neben der dichteriſchen entwickeln.

An Charakter war Szewczenko Niemand gleich ebenbürtig, wie Koſtomarow. Großruſſiſch erzogen, begann er ſeit ſeinem 20. Lebensjahre (1837) ſich doch als ſeines Volkes Sohn zu fühlen und ließ in raſcher Folge zwei Tragödien, eine Balladen- und eine Liederſammlung, dann eine Reihe von Ueberſetzungen erſcheinen. Seine Doktordiſſertation „Ueber die Union"

wurde von der Zenſur vernichtet; eine zweite über die Volkspoeſie ſeines Stammes erwarb ihm zum Magiſtergrad auch die öffentliche Aufmerkſamkeit, die er ſich dann durch eine Reihe hiſtoriſcher Arbeiten feſtzuhalten wußte. Im Jahre 1845 als Profeſſor der Geſchichte an die Univerſität Kiew berufen, verfaßte er zunächſt ein Werk über ſlaviſche Mythologie, welches zwar die Zenſur paſſirte, aber dann vernichtet wurde, und wurde 1847, kurz nach Szewczenko, von demſelben Unheil ereilt wie dieſer: ſeines Amtes entſetzt, wurde er nach der Peter-Paulsfeſtung in Petersburg gebracht. Gleichzeitig traf dasſelbe Loos auch den Dichter Pantalimon Kulisz, welcher, 1819 geboren, ſeit 1840 einen hiſtoriſchen Roman („Michael Czarnyczenko"), das Gedicht „Ukraina" und einige Novellen veröffentlicht hatte, ſodaß er ſeinen Volksgenoſſen vielfach als der „Szewczenko in Proſa" galt, was freilich nur bezüglich der Tendenz, nicht des dichteriſchen Wertes zutrifft. Rechtzeitig gewarnt, wollte Kulisz flüchten, wurde jedoch in Warſchau angehalten und gleichfalls verhaftet. Auch eine Reihe kleinerer Talente geriet in die Fänge der ruſſiſchen Polizei. Das Weihnachtsfeſt 1847 feierten ſämmtliche kleinruſſiſchen Schriftſteller des Czarenreiches im Gefängnis; auch nicht ein einziger war dieſem Looſe entronnen. Und welche Martern mußten ſie ertragen! Kurz vorher war auch das Verbot des Erſcheinens kleinruſſiſcher Bücher erneuert und wurde auf's Strengſte

gehandhabt, doch hatte die Zenſur, da ja ſämmtliche Autoren in Ketten lagen, nicht viel zu unterdrücken!

Es waren zwei Gründe, welche dies furchtbare Strafgericht herbeigeführt: Szewczenko's Kühnheit, die auch an ſeinen Freunden gerächt wurde und ihr gemeinſames Verbrechen, im Jahre 1846 die „Kyrill- und Methodbruderſchaft", einen literariſchen Verein in Kiew, gegründet zu haben. Dieſer Verein, an die Traditionen der alten kleinruſſiſchen „Bratſtwo" anknüpfend, hatte keinerlei politiſche, wohl aber nationale und Kulturzwecke: Organiſirung des kleinruſſiſchen Volksſchulweſens, Ausgabe von Volksſchriften, Sammlung von Volksliedern, Ueberlieferungen, Handſchriften u. ſ. w. Allen Mitgliedern gemeinſam war ferner ein gewiſſer Zug religiöſer Schwärmerei, ebenſo die Idee, daß nur eine Art von Panſlavismus berechtigt ſei, die Unterſtützung jedes Stammes durch die anderen zur Heranbildung ſeiner eigenen Sprache, Bildung und Literatur. Daneben wurden, allerdings nur ſehr vorſichtig, auch liberale Ideen gepflegt; man wollte auf die Aufhebung der Leibeigenſchaft, die Abſchaffung der Prügelſtrafe in der Juſtiz und der Armee hinwirken. Einzelne träumten davon, den kleinruſſiſchen Stamm auf friedlichem Wege ſo zu kräftigen, um dann unter derſelben Dynaſtie mit Großrußland als ſelbſtſtändiger Staat eine Perſonalunion eingehen zu können, wie ſie etwa zwiſchen Schweden und Norwegen beſteht; andere

wären ſchon mit einer ſtaatsrechtlichen Autonomie, wie jener Finnlands, reichlich zufrieden geweſen. Republikaniſche Ideen laſſen ſich nicht nachweiſen, wiewohl dies in den Urtheilen ruſſiſcher Gerichte verſichert wurde; es war dies eine Tendenzlüge, um die Strenge der Strafe einigermaßen zu entſchuldigen. Welches Loos Szewczenko, dem auch die Angehörigkeit zur Kiewer Bruderſchaft angerechnet wurde, erlitt, findet ſich in ſeiner Biographie geſagt; Koſtomarow und Kulisz wanderten in's Exil; der letztere wurde bereits 1850, Koſtomarow erſt 1856 amneſtirt. Die Anderen, die dii minorum gentium, traf zwei- bis dreijährige Kerkerſtrafe; allen wurde vor der Freilaſſung dieſelbe wohlwollende Bemerkung zu Theil: „Schreibet nicht mehr Kleinruſſiſch, ſonſt ſetzen wir euch wieder in den Bauer."

Dieſe Mahnung hatte, obwohl im Czarenreiche nichts gedruckt werden durfte, dennoch ihren guten Sinn. In Galizien war ja die Bahn frei, dort war ſeit 1848 ein ſtarkes Volksbewußtſein erſtanden, welches auch von der Bach'ſchen Reaktion nicht allzuſehr niedergehalten wurde, um die Fiktion der Polen, Galizien ſei ihr Eigenthum, unmöglich zu machen. Da ſich der in Galizien geſprochene kleinruſſiſche Dialekt etwas von dem ukrainiſchen unterſcheidet und ſtärker mit Polonismen durchſetzt iſt, als dieſer, ſo war dort zunächſt eine Schriftſprache zu ſchaffen. Zwei Richtungen ſtanden ſich dabei entgegen; was ſie trennte, waren

auch politiſche Gründe. Die Swietojurcy („Männer des heiligen Georg", des kleinruſſiſchen Schutzpatrons von Galizien) traten, wie ſie politiſch Panſlaviſten waren, in der Sprachenfrage als Befürworter des engſten Anſchluſſes an das Großruſſiſche auf. „Beide Sprachen, das Moskowitiſche, wie das Ukrainiſche" führten ſie aus, „ſtehen unſerem Dialekt faſt gleich fern; wir haben zu wählen, wohin wir uns wenden wollen, und es wäre thöricht, zum Schmieblein zu gehen, wenn einem der Weg zum Schmiede offen ſteht." In der That war auf dieſem Wege nur der Hochverrathsparagraph des öſterreichiſchen Strafgeſetzes zu umgehen, während er im Uebrigen um ſo bequemer zu wandeln war, als ihn Rubelbäume beſchatteten, deren ſilberne Früchte man pflücken konnte. Anders die Narodowzy („Nationalen") auch Ukrainophilen genannt. „Es iſt richtig," entgegneten ſie, „daß das Schmieblein an Kraft ſchwach iſt und derzeit obendrein im Kerker ſchmachtet. Aber ihm gehören wir nun einmal zu, wir ſind Klein-, nicht Großruſſen. Unſer Volk verſteht thatſächlich das ukrainiſche Buch gut, das großruſſiſche gar nicht. Beginnen wir großruſſiſch zu ſchreiben, ſo wird es uns zwar, Dank dem Rubel, nicht an Druckereien, wohl aber an Leſern fehlen, und die wichtigſte Aufgabe, die Volksbildung, bleibt unerfüllt." Es iſt nicht ſchwer zu entſcheiden, welche der beiden Parteien im Rechte war; daß dennoch die

„Swiętojurcy“ lange die Oberhand behielten und auch heute noch nicht ganz geſchlagen ſind, erklärt ſich nur aus politiſchen Gründen. Doch hievon und den galiziſchen Schriftſtellern ſpäter; hier nur ſoviel, daß das öſterreichiſche Kronland immerhin der kleinruſſiſchen Literatur, als ſie im Czarenreiche mundtodt gemacht wurde, einige Preſſen zur Verfügung ſtellen konnte. Hier wurden auch bis 1856 die Werke von Szewczenko, Koſtomarow und Kulisz in immer neuen Auflagen hergeſtellt und heimlich nach Rußland eingeſchmuggelt.

Mit dem Regierungsantritt Alexander's II. ſchienen auch für die Kleinruſſen beſſere Tage gekommen, wie für das ganze Reich. Der Druck kleinruſſiſcher Bücher wurde wieder geſtattet, die Dichter kehrten einer nach dem anderen aus dem Exil zurück, und da ſie während der Zwiſchenzeit nicht müßig geweſen, ſo konnten ſie nun Schlag auf Schlag eine Reihe gehaltvoller Werke veröffentlichen. So Kulisz ſeine „Denkwürdigkeiten über Südrußland“, ſeinen Roman „Der ſchwarze Rath“, dann ſeine Erzählungen und Gedichte; beſonders verdient machte er ſich durch ſeine 1857 erſchienene Grammatik, durch welche die Frage der Orthographie entgiltig geregelt wurde. Auch Koſtomarow gab neben einer Tragödie und einigen Erzählungen als Früchte ſeiner Muße eine Reihe hiſtoriſcher Werke über die Koſaken, einige allerdings in großruſſiſcher Sprache,

aber alle von demſelben glühenden Patriotismus erfüllt, heraus; beſonders bedeutſam iſt ſein Werk: „Die beiden ruſſiſchen Nationalitäten“, worin er die ſelbſtſtändige Nationalität ſeiner Volksgenoſſen, geſtützt auf reiches hiſtoriſches, ethnographiſches und linguiſtiſches Material ſo überzeugend nachwies, daß ſeither zwar die ruſſiſche Regierung, nicht aber die ruſſiſche Wiſſenſchaft an dieſer Thatſache zu rütteln wagte. Auch der unglückliche Szewczenko erhob, nachdem er endlich als der letzte aus der Verbannung zurückkehren durfte, neuerdings ſeine Stimme. Dazu kam eine Reihe friſcher Talente, unter welchen Alexander Storożenko, L. J. Glibow, ferner Rudanski, Nomis und Kucharenko genannt ſein mögen. Beſondere Hervorhebung verdient nur ein weibliches Talent, Frau M. A. Markowicz, die ſeit 1857 unter dem Pſeudonym Marko Wowczok als Erzählerin auftrat und raſch durch pſychologiſche Tiefe, Kühnheit der Probleme und vor Allem durch eine ſeltene Darſtellungskraft die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Sie iſt entſchieden das bedeutendſte Talent, welches den Kleinruſſen bisher auf dem Gebiete der Novelle erſtanden; auch ſie iſt, gleich Szewczenko, leider in Deutſchland faſt unbekannt. Daß ſie eine Ueberſetzung verdienen würde, mag der Name des Mannes beweiſen, der ſich nicht für zu gut hielt, um dieſe Erzählungen ins Großruſſiſche zu überſetzen: es war kein geringerer, als Iwan Turgenjew. Während

bis 1856 das kleinruſſiſche Zeitungsweſen nur durch die galiziſchen Blätter, insbeſondere durch die „Zorja Halicka“ (‚Galiziſche Morgenröte‘) vertreten geweſen, entſtanden nun auch in Kiew, Charkow und anderwärts einige, allerdings unpolitiſche Blätter, unter denen die „Osnowa“, von Szewczenko eingeführt, von allen anderen irgend bedeutenden Schriftſtellern der Nation unterſtützt, bald ungewöhnliche Bedeutung gewann. Gleichzeitig entwickelte ein neuer Volksſchriftenverein eine reiche und gedeihliche Thätigkeit. Wer irgend die Feder führen konnte, ſtellte ſich in ſeinen Dienſt, und die Zehnkopeken-Hefte fanden ihren Weg in die armſeligſten Dorfhütten. Neben populären Belehrungen über alle Wiſſensgebiete wurden auch die Hauptwerke der Dichter zu dieſem Preiſe publizirt. Die Hefte, welche Szewczenko's Werke enthielten, ſollen enorme Auflagen erreicht haben; leider waren über die Zahlen keine zuverläſſigen Angaben zu erhalten. Uebrigens hielt ſich Szewczenko ſelbſt nicht für zu vornehm, um ein Broſchürchen aus dem Bereich der Ethnographie für den Verein zu ſchreiben. Rechnet man hinzu, daß das Kleinruſſiſche in den Schulen ganz ungemeine Fortſchritte machte, und ſich ſogar raſch ein nationales Theater herausbildete, ſo wird man einerſeits die günſtigſten Schlüſſe auf die geiſtige Regſamkeit der Nation ziehen dürfen, andererſeits aber zugeben müſſen, daß ſie, ſolange dieſer Zuſtand währte,

zu beſonderen Klagen gegen den Moskowitismus keinen Grund hatte; er förderte nicht, aber er hemmte auch nicht.

Die Gründe für dieſe veränderte Haltung der Regierung ſind durch den bloßen Hinweis auf die liberale Richtung der erſten fünfzehn Herrſcherjahre Alexander II. nicht erſchöpft. Mindeſtens gleich kräftig wie das Streben dieſes ebenſo edlen als unglücklichen Herrſchers, die Völker Rußlands durch Liebe zu gewinnen, wirkte auch ein Moment der inneren Politik. Die Polen hatten überall da, wo ſie mit Kleinruſſen zuſammenſaßen, große Fortſchritte gemacht, man verſuchte es, ihnen entgegenzuwirken, indem man den Kleinruſſen die Hände frei gab. Das ſchien nicht blos ein friedlicheres und erfolgreicheres Mittel gegen die Poloniſirung, als die unter Nikolaus verſuchte gewaltſame Ruſſifizirung, ſondern war es auch wirklich, und da nur die Polen ein unverſöhnliches Element bildeten, während ſich die Kleinruſſen nun durchaus loyal verhielten, ſo konnte auch der Staat wohl damit zufrieden ſein. Aber auch mit Rückſicht auf die galiziſchen Kleinruſſen empfahl ſich dieſe Praxis, weil ſie thatſächlich dem Czarenſtaat weitaus mehr Sympathieen innerhalb der öſterreichiſchen Grenzpfähle zuwandte, als unter Nikolaus die vielen Millionen Rubel. Namentlich ſeit Oeſterreich 1868 die Kleinruſſen an die Polen ausgeliefert, war eine milde Politik gegen die erſteren das

ſchärfſte Mittel, welches Rußland gegen Oeſterreich anwenden konnte. Doch durfte ſchon 1859 der amtliche Bericht des Petersburger Miniſteriums für Volksaufklärung in außerordentlich wohlwollender Weiſe den Gedanken erörtern, daß das Erſtarken der kleinruſſiſchen Schule, Sprache und Literatur für Rußland ebenſowenig ein Unglück bedeute, als die Wahrung der deutſchen Nationalität in den Oſtſeeprovinzen. Wie oft haben die Kleinruſſen ſpäter Gelegenheit gehabt, die ruſſiſche Regierung bitter und ſchmerzvoll an dieſen offiziellen Bericht von 1859 zu erinnern!

Man förderte ſie nicht, aber man hemmte ſie nicht; das war auch alles, was die Kleinruſſen verlangten. Nur einige wenige „Phantaſten" blieben mißtrauiſch; die anderen nahmen tapferen Muthes auf allen Gebieten den friedlichen Kampf auf. Auch auf dem literariſchen; das war die Zeit, da Koſtomarow und Andere dem neu erſtandenen Volke auch ſeine alten Schriftdenkmale zurückeroberten, und zwar wenigſtens inſoweit, als nun die Wahrheit mindeſtens dem Kundigen bekannt iſt. Schlägt man die Kompendien der Weltliteratur oder auch Ueberſichten der ruſſiſchen Literatur auf, deren Verfaſſer nicht ſelbſtſtändig zu arbeiten und zu denken gelernt, ſo findet man die Erzeugniſſe der „zweiten Blüthezeit" freilich noch immer faſt ausnahmslos der großruſſiſchen Literatur zugetheilt. Wie Koſtomarow unter den Kleinruſſen das Verdienſt

gebührt, hier zum erſten Mal die Wahrheit unerſchütterlich feſtgeſtellt zu haben, ſo darf Pypin nachgerühmt werden, daß er der erſte Großruſſe war, welcher ſich den Thatſachen beugte. Seither ſind einige Forſcher ſeinem Beiſpiele gefolgt, und die Zeit, wo dieſe Wahrheiten allgemein anerkannt ſein werden, dürfte nicht ferne ſein. Bezüglich der erſten Blüthezeit ſteht die Frage inſofern ähnlich, als auch hier die Kleinruſſen vollſtändig untereinander einig ſind und Pypin gleichfalls auf ihrer Seite haben. Doch ſteht er im großruſſiſchen Lager vereinzelt und es iſt kaum zu hoffen, daß der Sieg der Wahrheit bezüglich dieſer älteren Schriftdenkmale ein ſo vollſtändiger ſein wird, wie bezüglich der jüngeren. Strittig ſind freilich auch, was das Igorslied und die Chronik des Neſtor betrifft, nicht viele Thatſachen mehr; aber die Auffaſſung derſelben wird wohl für immer, je nach der Nationalität, eine verſchiedene ſein. Aus zwei Gründen: Als die erſte Ausgabe der Annalen des Neſtor (1802—1809) und die erſte Ausgabe des Igorsliedes (1800) erſchien, gab es keine Literatur, ja kein Volk der Kleinruſſen mehr, nur „Bauern mit einem verderbten Dialekt“. Daß dieſe Schriftdenkmale ihnen zugehören könnten, dieſer Gedanke ſtand, wie den erſten Herausgebern, ſo auch der erſten Generation von Leſern himmelfern; ganz ſelbſtverſtändlich gehörte dies Alles dem mächtigen, herrſchenden, führenden Stamme, und ihm dieſen durch

Generationen ungerechter, aber unbeſtrittener Weiſe feſtgehaltenen Beſitz wieder zu entreißen, war und iſt naturgemäß an Schwierigkeit einer Arbeit des Herkules gleichzuſtellen. Die Sachlage iſt aber auch eſſentiell eine ungünſtigere; das Igorslied iſt höchſt wahrſcheinlich am Ausgang des XII., die Chronik zu Anfang desſelben Jahrhunderts geſchrieben worden, beide alſo zu einer Zeit, da Süd und Nord noch nicht ſprachlich geſchieden waren, ſo daß es ſich daher bis zu einem gewiſſen Grade um einen gemeinſamen Beſitz beider Völker, um ihr Erbe aus den Tagen ihrer Einheit handelt, wie ja auch die Sprache beider Denkmäler, das Altruſſiſche, derzeit weder von den Groß-, noch von den Kleinruſſen geſchrieben wird. Demzufolge wären allerdings die Großruſſen nicht berechtigt, das Lied für ſich allein in Anſpruch zu nehmen, aber auch ihre ſüdlichen Vettern nicht. Sehen wir jedoch näher zu, ſo iſt der Anſpruch der letzteren der weitaus berechtigtere. Beide Denkmale ſind im Süden entſtanden, beide ſpiegeln die Anſchauungen ihrer Entſtehungszeit wieder, wo Kiew noch das politiſche und geiſtige Centrum Rußlands war. Ferner aber, und das iſt weit wichtiger, darf ſich wohl das Kleinruſſiſche die echte Tochter des Altruſſiſchen nennen, nicht aber das Moskowitiſche, welches ja, wie wir geſehen, ein Produkt ſehr ſtarker Verſetzung des Altruſſiſchen mit finniſchen Elementen iſt. Verſuchen wir es nun, uns den Stand der Streitfrage

durch ein Beiſpiel aus unſerer Geſchichte klar zu machen, welches wir zum Glück erfinden müſſen, und nehmen wir an, daß die ſtarke Scheidung zwiſchen Süd und Nord und die Verſetzung des Nordens mit ſlaviſchen Elementen vom XIV. Jahrhundert ab immer größere Fortſchritte gemacht hätte, ſo daß der Norden von einem ſlaviſch-deutſchen, der Süden von einem rein deutſchen Volke bewohnt wäre, wem würde unter dieſen Umſtänden das im XII. Jahrhundert entſtandene Nibelungenlied zugehören? Ebenſo unzweifelhaft wie in dieſem erfundenen Beiſpiel muß die Antwort auch hier lauten: gleichwohl iſt es zweifelhaft, ob der Süden je ganz zu ſeinem guten Rechte gelangen wird. Jedenfalls aber war der Kampf, der da geführt wurde und noch geführt wird, für die Kleinruſſen ehrenvoll, viel ehrenvoller jedenfalls, als jene Reihe von Fälſchungen, die auch unter ihnen auftauchten, wie es denn überhaupt das untrügliche Kennzeichen jeder Renaiſſance eines ſlaviſchen Volkes zu ſein ſcheint, daß ſie auch durch unehrliche Mittel zu wirken verſucht. Solche Fälſchungen ſind die wahrſcheinlich von Bodjanski verfaßte, jedenfalls von ihm aus einer angeblich alten Handſchrift herausgegebene, ſehr phantaſtiſche „Geſchichte Kleinrußlands“, ferner eine Reihe von Volksliedern, darunter ſolche aus „uralter“ Zeit!

Je mehr die liberalen Ideen verblaßten, aber auch je kräftiger ſich das neu belebte Volksthum entwickelte,

um ſo kälter, ja feindſeliger wurde die Haltung der ruſſiſchen Regierung. Staatsmänner, welche für die ſtramme Einheit des Reichs fürchteten, nationale Eiferer, die jede andere als die eigene Sprache haßten, Reaktionäre, die in den Kleinruſſen ein „demokratiſches Element“ erblickten, rechtgläubige Fanatiker, denen die freiere Richtung der kleinruſſiſchen Geiſtlichkeit ein Dorn im Auge war, die Polen, die ſich ihrer gefährlichſten Gegner entledigen wollten — ſie alle einigten ſich in dem Schlagwort: „Separatismus — der Süden reißt ſich vom Norden los!“ Und die Zeit, wo das thörichte Wort in die Welt gerufen wurde, war wahrlich nicht ungeſchickt gewählt: ſetzte doch eben der amerikaniſche Bürgerkrieg den neuen Kontinent in Flammen. Man kann ſagen, daß ſchon von 1866, jedenfalls von 1868 ab die ruſſiſche Regierung die Beſtrebungen der Kleinruſſen nur noch deßhalb theilweiſe duldete, um eben den Galizianern Sehnſucht nach dem „Mütterchen Rußland“ einzuflößen. Seitdem wurde ihr Verhalten immer zweifelloſer und 1876 endlich erfolgte, dreißig Jahre nach der erſten Unterdrückung, die zweite. Ein kaiſerlicher Ukas verbot das Erſcheinen kleinruſſiſcher Bücher und Zeitſchriften; die Theater wurden geſchloſſen, die Schulen ruſſifizirt; wieder war die Pflege des Kleinruſſiſchen, ja die bloße Angehörigkeit zur Nation ein Verbrechen geworden.

1876! — man beachte die Jahreszahl! Dasſelbe

Jahr, wo Rußland die Serben unterſtützte und ſein Schwert ſchliff, die Bulgaren zu befreien! Freilich, die Kleinruſſen hatten ja ſchon den vollen Segen, ſie waren ja ſchon „befreit“. Warum Rußland die Ehrlichkeit ſeiner panſlaviſchen Phraſen in demſelben Augenblicke, da es ſie zu einem Eroberungskriege benützte, durch eine ſolche Gewaltthat im Inneren illuſtrirte, iſt unklar; irgendwelche thatſächliche Nöthigung lag dazu nicht vor. Daß die Beſchuldigung, die Kleinruſſen ſeien insgeſammt Nihiliſten, eine Unwahrheit und zwar eine ſchlecht und thöricht erfundene Unwahrheit war, wird heute auch von moskowitiſcher Seite zugegeben, ebenſo wie die Behauptung, die Kleinruſſen ſeien noch ſchlimmere Feinde des herrſchenden Stammes, als die Polen, gewiß von Niemand, der ſie ausſprach, ernſthaft gemeint worden iſt.

Doppelt ſonderbar aber muß es unter dieſen Umſtänden erſcheinen, daß Rußland dieſe ſcheinbar unverſöhnlichen Feinde in jeder erdenklichen Weiſe materiell und moraliſch unterſtützte, ſofern ſie nur nicht ruſſiſche Unterthanen waren. Ja, derſelbe Staat, der 1876 gleichzeitig die Kleinruſſen zu erdroſſeln verſuchte und die Bulgaren zu befreien auszog, fuhr in den nächſten Jahren fort, die kleinruſſiſchen Literaturbeſtrebungen in Rußland als Verbrechen zu ſtrafen, in Oeſterreich durch Geld und gute Worte groß zu ziehen!

Der beiden Parteien unter den öſterreichiſchen

Kleinruſſen iſt bereits erwähnt. Auf Seiten der „Swiętojurcy“ ſtand der Rubel, und auch inſofern die Macht, als ſie ſich in den Beſitz einiger alter nationaler Culturſtätten, ſo des Stauropegianiſchen Inſtituts in Lemberg, des Erbes einer alten mächtigen Brüderſchaft, geſetzt; auf jener der Ukrainophilen aber ſtand die Vernunft und die iſt in Dingen des Geiſtes immerhin auch eine Macht. So erſtarkten ſie denn doch und konnten der Sankt Georgs-Partei die Stirne bieten. Zeitweilig war die eine, dann die andere Partei mächtiger; die Frage war eine rein politiſche geworden. Schützte die öſterreichiſche Regierung, wie dies unter Schmerling geſchah, die Kleinruſſen vor den Polen und trat gleichzeitig eine Stockung in der Zirkulation des Rubels ein, ſo waren die Ukrainophilen oben auf; ſchützte die Regierung, wie unter dem Siſtirungsminiſterium Belcredi, auch die Polen und flutete ruſſiſches Geld in's Land, dann ſiegte die Sankt Georgs-Partei, und wie mächtig ſie ſich zeitweilig fühlte, mag der Hinweis auf jenes berüchtigte Manifeſt erweiſen, welches ihr Hauptorgan, das „Slowo“ („Wort“) 1866 nach Königgrätz publizirte und in welchem ſich die Partei gänzlich von Oeſterreich loszuſagen wagte. Daß die ohnehin ſchwachen Kleinruſſen Galiziens, ſtatt den Polen geſchloſſen gegenüber zu treten, ſich politiſch wütig befeindeten und gegenſeitig als Volksverräther denunzirten — die „Swiętojurcy“ fabelten von Beſtechung der Ukraino-

philen durch die Polen oder die Regierung, die Ukrainophilen ſprachen mit weitaus mehr Grund und Recht von einer Beſtechung durch den Rubel — war ein rechtes Unglück für ſie, in jeder, auch in literariſcher Beziehung. Auch hier war zunächſt der Gegenſatz ein überaus ſchroffer, wie folgende Stichproben aus beiden Lagern erweiſen mögen. „Es gibt," ſchreibt ein Vorkämpfer der Sankt-Georg-Partei, Johannes Zubrzycki, „finſtere Fanatiker und niedrige Ignoranten, die bisher in Faulheit lebten, jede Wiſſenſchaft verachteten, einen fremden Dialekt anwandten, der nur der gemeinen Rede der Dienſtboten und Arbeiter angehört hat, und jetzt wünſchen, wir ſollten unſere Geſchichte im Provinzialdialekt des galiziſchen Pöbels ſchreiben. Sonderbares Verlangen! Geſchichte wird für die gebildeten und ſich bildenden Klaſſen des Volkes geſchrieben; für den gemeinen Mann iſt Gebetbuch, Katechismus und Pſalter genug." Hierauf erwiderte die „Prawda" („Wahrheit"), das Hauptorgan der Ukrainophilen: „Der erſte Anfang der Lebensunfähigkeit der altruſſiſchen Partei war das öffentliche Verlaſſen der nationalen Grundlage, die Verleugnung des eigenen Volkes und ſeiner Sprache, wie ſie ſich zeigte in dem Manifeſt des verzweifelten „Slowo" im Jahre 1866. Wer nur einen Augenblick bei der Tragweite dieſes Aktes verweilt, muß einſehen, daß unſere Führer, nachdem ſie ſich in die Arme des Geſammtruſſenthums, das

nach ihren eigenen Worten „fertig iſt und keine Arbeit koſtet“, geſtürzt haben, ſich der Mühe und gewiſſenhaften Arbeit für das Wohl ihres Volkes entſchlagen, der organiſchen Entwicklung eines ſelbſtſtändigen Lebens entſagt und damit auch die Grundlage jeder Lebensfähigkeit verloren haben. Die galiziſche geſammtruſſiſche Richtung war das untrügliche Zeichen von Faulheit, Hinfälligkeit und moraliſchem Pauperismus“. Die Proben ſind, wie ich hinzufügen muß, deßhalb nicht ganz charakteriſtiſch, weil ſie in einer ſehr viel höflicheren Tonart gehen, als der in dieſer jahrzehntelangen Polemik ſonſt üblichen. Der Zwang der Nothwendigkeit war jedoch ſtärker, als die politiſche Verbohrtheit und der Eigenſinn der Führer; zunächſt fand eine gewiſſe Annäherung auf literariſchem Gebiete ſtatt. Da die Ukrainophilen ſich darauf berufen konnten, daß Rußland ſie bis 1876 ſogar innerhalb der eigenen Grenzpfähle, von da ab wenigſtens außerhalb derſelben nicht als Feinde betrachtet, und da ſich ferner die Unmöglichkeit, in einer aus großruſſiſchen und galiziſchen Dialektworten beſtehenden Miſchſprache zu ſchreiben, immer deutlicher herausſtellte, ſo ſiegten in der Sprachenfrage im weſentlichen die Nationalen. Der politiſche Unterſchied aber glich ſich leider immer mehr zu Gunſten der Sankt Georgs-Partei aus. Je ſchlimmer der Druck der Polen wurde, deſto höher wuchs auch die Erbitterung über die Verblendung und den Undank der Re-

gierung, welche die Kleinruſſen, die ihr bis 1848 die treueſten Unterthanen geweſen, als Heloten preisgab. Es gibt ſeit zehn Jahren unter den intelligenteren Kleinruſſen Oeſterreichs leider wenige aufrichtige Freunde dieſes Staates mehr; die Thatſache iſt nicht wegzuleugnen. Indeß iſt der Gegenſatz auf politiſchem Gebiete keineswegs ganz verwiſcht, beſteht vielmehr mit voller Schärfe fort. Die Sankt-Georgs-Partei iſt eine ganz eklatant großruſſiſche; ſie ſteht im Solde und unter der Protektion des Panſlavismus. Ihre Ziele ſind gewiß nicht ſchlechtweg „hochverrätheriſche“ und zwar ſchon deshalb nicht, weil ihr das ruſſiſche Joch in Wahrheit nicht angenehmer erſcheint, auf den Namen einer reichsfreundlichen Partei aber hat ſie gewiß keinen Anſpruch. Hingegen ſind die Ukrainophilen, hinter denen heute auch die große Maſſe des Volkes ſteht, zwar in ſchärfſter Oppoſition gegen die öſterreichiſche Regierung und begreiflicherweiſe ſehr erbittert; anti-öſterreichiſch und ruſſenfreundlich aber ſind ſie vollends nicht, und wie ſchlimm auch das Loos iſt, welches ihnen leider die Polen auf Koſten der Kraft und Würde des gemeinſamen Vaterlandes bereiten dürfen, ſo iſt ja doch jenes ihrer kleinruſſiſchen Brüder im Czarenreiche ein noch ſchlimmeres!

Der erſten Generation kleinruſſiſcher Schriftſteller Galiziens iſt bereits gedacht; ihr folgte eine andere, die weſentlich im Sinne der Georgs-Partei zu wirken

ſuchte; an ihrer Spitze Jakob Holowacki, mehr Agitator als Gelehrter, jedoch als letzterer nicht ohne Verdienſt; der Lyriker Uſtianowicz, der friſche kräftige Lieder ſang, ſolange er ſich der Volksſprache bediente, und durch die Anlehnung an die Prinzipien der „Swiętojurcy“ Friſche und Unmittelbarkeit des Ausdrucks verlor, Iwan Huszalewicz, Lyriker, Gelehrter und Politiker zugleich, der 1848 durch ſein Lied: „Mir wam, brati“ („Frieden Euch, Brüder!“) den Kleinruſſen eine Hymne ſchuf u. A. Dann jedoch traten die Ukrainophilen immer kräftiger auf den Plan, namentlich ſeit ſie in der „Szewczenko-Geſellſchaft“ einen materiellen Stützpunkt gefunden; das 1864 in Lemberg begründete kleinruſſiſche Theater ſtand bereits von Anbeginn unter ihrem Einfluß. Auch ſie zählen ſchon eine Reihe von Talenten und zwar eben um des volksthümlichen Zuges willen viel friſchere und eigenthümlichere, als das ältere Geſchlecht. An erſter Stelle wäre hier der Novelliſt Iwan Franko zu nennen, der in ſeiner Erzählung „Boa constrictor“ die Probe einer ſehr ſtarken und eigenthümlichen Begabung gegeben. Die Schilderung des jüdiſchen Petroleumhändlers, Hermann Goldkrämer, welcher die Hauptrolle ſpielt, iſt bei aller Tendenziöſität, zu welcher den Dichter ſeine Abneigung gegen die Raſſe bewegt, ein Meiſterſtück; die Schilderung des Lebens in einem Induſtriebezirk, welches durch die jähe Verſchiebung

aller ſozialen Verhältniſſe an den amerikaniſchen Weſten erinnert, ganz vortrefflich. Erlangt Franko zu jenen Gaben, die ihm bereits gegönnt ſind, auch noch größere künſtleriſche Ruhe, ſo iſt ihm eine erfreuliche Entwicklung gewiß. Seine Ueberſetzung der Shakeſpeare'ſchen Sonette wird als fein gerühmt. Auch in der Lyrik können die Ukrainophilen auf ein bedeutendes Talent hinweiſen, Joſef Fedkowicz, der freilich kein reinblütiger Kleinruſſe, ſondern ein Huzule iſt, alſo der Sohn jenes ſeiner Abſtammung nach räthſelhaften Bergvolkes, welches in den Bergen Pokutiens und der nördlichen Bukowina haust und allerdings bereits ſeit Jahrhunderten die kleinruſſiſche Sprache angenommen hat. Als eines Bauers Sohn 1834 geboren, darauf öſterreichiſcher Soldat, dann Offizier, 1886 geſtorben, ſoll er zunächſt, wie ſämmtliche kleinruſſiſche, aber auch einige großruſſiſche Literarhiſtoriker berichten, in deutſcher, dann in kleinruſſiſcher Sprache, in beiden gleich vortrefflich gedichtet haben. Aber nicht blos dies trockene Faktum wird allgemein berichtet, ſondern es finden ſich auch ernſthafte Männer, die es rührend ausſchmücken. So z. B. Pypin; obwohl, erzählt er, ein deutſcher Profeſſor Fedkowicz verſichert habe, daß er ſich in der Lyrik „mit jedem deutſchen Dichter meſſen könne", ſei derſelbe doch durch einen kleinruſſiſchen Autor, der ſeine deutſchen Verſe gehört, ſeiner Nation zurückgewonnen worden. So habe

Deutſchland einen Lyriker erſten Ranges verloren, Kleinrußland gewonnen. Ich gönne ſicherlich den Kleinruſſen alles Gute, darum auch Fedkowicz, der als nationaler Lyriker, wie geſagt, verdienſtvoll iſt. Aber jene Legende iſt nicht richtig; deutſche Verſe hat Fedkowicz allerdings geſchrieben, ſogar leider auch herausgegeben, ſie ſind aber entſetzlich ſchlecht, weil er keine Spur deutſchen Sprachgefühls hat, und ſichtlich nur eben ſeine kleinruſſiſch verfaßten Gedichte ins Deutſche übertragen hat. Wer meiner Verſicherung nicht glauben und aus nationaler Begeiſterung dieſen Verluſt für unſere Literatur ebenſo lebhaft zu beklagen geneigt wäre, als ihn z. B. Pypin bejubelt, der ſchlage das Bändchen auf, welches Fedkowicz im Verlage von H. Pardini in Czernowitz unter dem Titel: „Am Tſcheremuſch! Gedichte eines Huzulen“ herausgegeben hat. Ich meinerſeits beſchränke mich auf zwei Proben.

„Was haſt du, Iwan, mein Goldkind?! —
„Was iſt dir?! — Heiliger Gott! . . .“
„— O Mutter, laß gehen das Fragen!
Ich wollte, ich wäre todt!“

lautet die erſte Strophe des erſten Gedichtes im Buche. Die erſte Strophe des zweiten iſt nicht minder ſchön:

„Juri, Goldkind! . . . Mein Juri!
Trink das da, mein Bübchen feins! . . .“
„— O Mutter, laß gehen mich, Mutter!
Mir iſt es ſchon alles eins!“

Vielleicht beantworten uns nun auch Pypin und Genoſſen die Frage, wie jener deutſche Literarhiſtoriker, der dies Urtheil über Fedkowicz gefällt, geheißen hat. — Hingegen iſt von einem anderen öſterreichiſchen Kleinruſſen, Gregor Kupczanko, allerdings zuzugeben, daß er auch des Deutſchen vollkommen mächtig iſt, doch hat er ſich meines Wiſſens nur in ſeiner Mutterſprache dichteriſch verſucht, während das Hauptgewicht ſeiner Thätigkeit in beiden Sprachen auf Ethnographie und Geſchichte fällt. Auch er ſtammt, gleich Fedkowicz, aus der Bukowina.

Der Schlag von 1876 hatte die Kleinruſſen im Czarenreiche nicht unvorbereitet getroffen; ein Umſchwung der Geſinnungen war ſchon vor jenem brutalen Ukas deutlich fühlbar geweſen; umſo weniger verließ ſie ihr Muth. Konnten innerhalb der eigenen Grenzpfähle keine kleinruſſiſchen Werke gedruckt werden, ſo war dieß doch außerhalb derſelben, und zwar nicht blos in Galizien, ſondern auch in England möglich; das Einſchmuggeln ging dann ebenſo ſicher und glatt von Statten wie der Druck. Waren die Theater geſchloſſen worden, ſo konnte doch Niemand verbieten, daß Jemand in ſeinem Hauſe ein Feſt veranſtaltete und dabei von Dilettanten ein Stück aufführen ließ. Ebenſo wußten die Kleinruſſen der Ruſſifizirung durch die Schule ſehr kräftig entgegenzuwirken, ſo daß auch hier das Schlimmſte verhütet blieb. Von den führenden

Schriftſtellern wurde eigentlich nur einer untreu: Pantalimon Kulisz; 1869 gab er noch eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments in der Volksſprache heraus, um der Ruſſifizirung kräftig entgegenzuwirken; ſie wurde ſofort verboten und konnte nur in Galizien Verbreitung finden, — dort allerdings zum guten Theil auf Koſten derſelben Regierung, welche ſie für ihr eigenes Machtbereich unterdrückt hatte! Wahrlich, kein Oerindur löſt die Widerſprüche, in welche ſich der Panſlavismus verwickelt! Was aber Kulisz betrifft, ſo hatte das Ereigniß ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht und ſeinen Mannesmuth ſo wild aufgerüttelt, daß er bereits 1874 in's großruſſiſche Lager überging und eine Geſchichte Kleinrußlands zu publiziren begann, welche völlig den moskowitiſchen Intereſſen diente. Mit Ausnahme einiger dii minorum gentium blieben jedoch die Anderen ſämmtlich treu und neue Talente geſellten ſich hinzu. Ein Novelliſt von Bedeutung, der daneben auch als Dramatiker und volksthümlicher Hiſtoriker wirkt, iſt Iwan Lewicki. Seine Novellen zeigen, gleich jenen Franko's, das ehrliche Streben nach künſtleriſcher Vertiefung; eine derſelben: „Die Fabrikarbeiterin", hätte auch in einer reicheren Literatur die volle Aufmerkſamkeit erweckt. Unter den kleinruſſiſchen Erzählern ſind zugleich er und Franko die einzigen, die nicht nur das Leben der Bauern, ſondern auch jenes des Mittelſtandes, ſowie der Großruſſen, Polen und Juden ſchildern.

Von anderen Schriftſtellern der neueſten Zeit ſeien der Verfaſſer von Dorfgeſchichten Myrny, der Dramatiker Michael Starycki, der auch die Dramen Shakeſpeare's in's Kleinruſſiſche übertrug, die Lyriker Uſtenko und Antonenko genannt.

Je ſchlimmer der Druck, deſto kräftiger der Gegendruck, das zeigte ſich wie in Galizien, ſo auch hier. Durfte kein Buch im Inland erſcheinen, ſo wurde es im Ausland gedruckt und im Inland geleſen; durfte das Kind in der Schule kein kleinruſſiſches Wort hören, ſo wurde dafür geſorgt, daß die Unterweiſung in der Mutterſprache nach der Schule um ſo gründlicher ſei; kurz: „wir gehorchen, aber wir bleiben ſtehen", das war die Antwort, welche die Kleinruſſen dem Czaren gaben. Hauptſächlich dieſer entſchloſſenen Haltung iſt es zuzuſchreiben, daß der Ukas, der offiziell noch heute in Kraft iſt, doch ſeit 1882 nur noch von den Schulbehörden, nicht aber von der Zenſur buchſtäblich befolgt wird. Nun werden auch wieder Bücher gedruckt, ja es iſt ſogar eine Zeitſchrift „Kiewskaja starina" („Das Kiewer Alterthum") begründet worden, und 1885 durfte eine neue Ausgabe von Szewczenko's Werken erſcheinen, natürlich eine editio castigata, in welcher die politiſchen Gedichte fehlen.

Die Kleinruſſen vergeſſen deßhalb doch nicht, was Szewczenko geſungen und wo das Heil ihrer Nation iſt. In Galizien von den Polen, im Czarenreich von

den Großruſſen unterdrückt, bewahren ſie dennoch ihr Volksthum, ihre Volksdichtung, ihre Literatur. Sie gehorchen, aber ſie bleiben ſtehen, und wahrlich, kein Orkan wird ſie je vom Platze bringen.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Wiener Kinder.

Ein Roman von C. Karlweis.

Gr. 8°. Geh. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—.

In der modernen deutschen Romanlitteratur hat sich in neuerer Zeit eine frischere Strömung bemerkbar gemacht, die energisch dem alten Schablonenwesen zu Leibe geht. Den Anstoß dazu haben die französischen Realisten und Naturalisten gegeben, vor allen Zola, der — was auch sonst über seine Stoffe und Tendenzen gesagt werden mag — Natur und Wirklichkeit wieder salonfähig gemacht hat. Unter denjenigen deutschen Romanciers, die den Spuren des französischen Meisters folgen, ist in erster Linie der talentvolle österreichische Schriftsteller Karlweis zu nennen, welcher mit seinem uns vorliegenden Roman „Wiener Kinder" in litterarischen Kreisen geradezu Sensation gemacht hat. Zu unserer Freude können wir bestätigen, daß diese Sensation nicht auf Knalleffekten, auf künstlich erdachten Wirkungen aber auf Zolascher Lüsternheit beruht. Die letztere fehlt trotz des heiklen Themas. Die Handlung dreht sich nämlich um den Lebenslauf zweier verschiedenartig veranlagter Mädchen, von denen das eine eine ehrsame Hausfrau, das andere eine Demimondlerin wird. Aber diese Doppelbiographie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ist psychologisch so fein ausgeführt, in den Details der Handlung so zartsinnig und decent gemodelt, daß man beiden Mädchen das lebhafteste Interesse bis zur letzten Seite des ziemlich dicken Bandes entgegenbringt. Zahllos sind die Episodenfiguren, welche die Scene fortwährend beleben und jede in ihrer Art sorgfältig charakterisierte Typen des Wiener Volksschlages sind. Die Tragik der Handlung spielt sich auf dem Hintergrunde des alten lustigen Wiener Lebens ab, so daß man häufig mit einem Auge weinen, mit dem anderen lachen möchte. Und doch ist nichts Ungleichartiges, Mosaikhaftes in dem Roman zu finden, im Gegenteil, er giebt sich als farben- und lebensvolles Ganzes, der Wirklichkeit abgelauscht, aber doch auch der Poesie nicht fremd. Nur bis zu einem gewissen Grade ist Karlweis dem französischen Meister realistischer Darstellungskunst gefolgt. Wo der letztere seine Kunst mißbraucht, um kunstfeindliche Effekte zu erzielen, da trennt sich Karlweis von ihm und geht seine eigenen Wege, die wohl auch durch Sümpfe und Pfützen führen, aber den Fuß des Wanderers nicht besudeln. Wir haben selten in letzter Zeit einen Roman gelesen, der uns so tief ergriffen hätte, und wir glauben deshalb, auch unseren Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen durch diesen Hinweis die Bekanntschaft mit dem Karlweisschen Romane vermitteln. **Hamb. Fremdenblatt.**

Geschichten aus Stadt und Dorf.

Novellen und Skizzen von C. Karlweis.

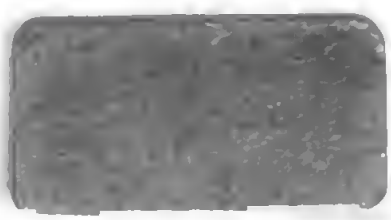
Inhalt: Die lustige Wirtin. — Der buckligе Christel. — Eine Dummheit. — Grüne Liebe. — Der Mahagonitisch. — Feuerlieni. — Der Großknecht. — Sei g'scheit. — Der Gamser Sepp.

Gr. 8°. Geh. *M.* 3.50, eleg. geb. *M.* 4.50.

Es ist eine durch und durch süddeutsche Natur, die ihre reichen Gemütsschätze in novellistischer Kleinmünze ausgiebt. Karlweis ist ein erfahrener Herzenskundiger, der uns für die schlichten Leute, die er schildert, stets interessiert, mögen sie nun in der Großstadt oder in den Alpen wohnen. Abgerundet in der Form, im winzigsten Rahmen ein Stück abgeschlossener Welt spiegelnd, erinnern sie an die short stories der Amerikaner, vor denen sie die Gemütstiefe voraus haben. Gerade da, wo das pragmatische Interesse ganz in den Hintergrund tritt, wie in den beiden Skizzen „Eine Dummheit" und „Der „Mahagonitisch", zeigt sich die scharfe Beobachtung des Verfassers, sein feiner Sinn für die Entdeckung des Bedeutenden im scheinbaren Kleinen am glänzendsten. **Gegenwart.**

Digitized by Google

3 2044 036 963 890



Digitized by Google

WIDENER LIBRARY
HX VAY1 /